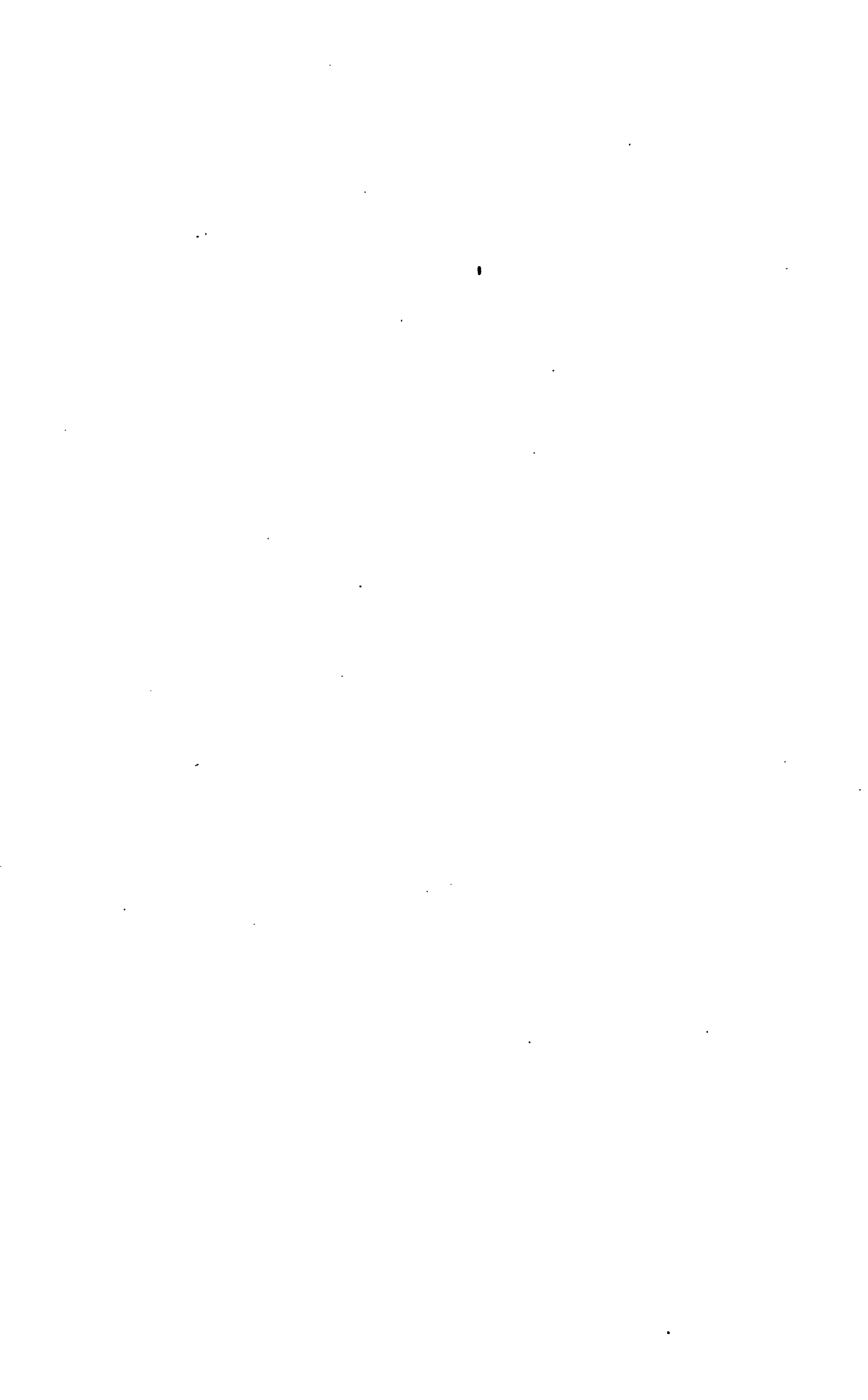



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS











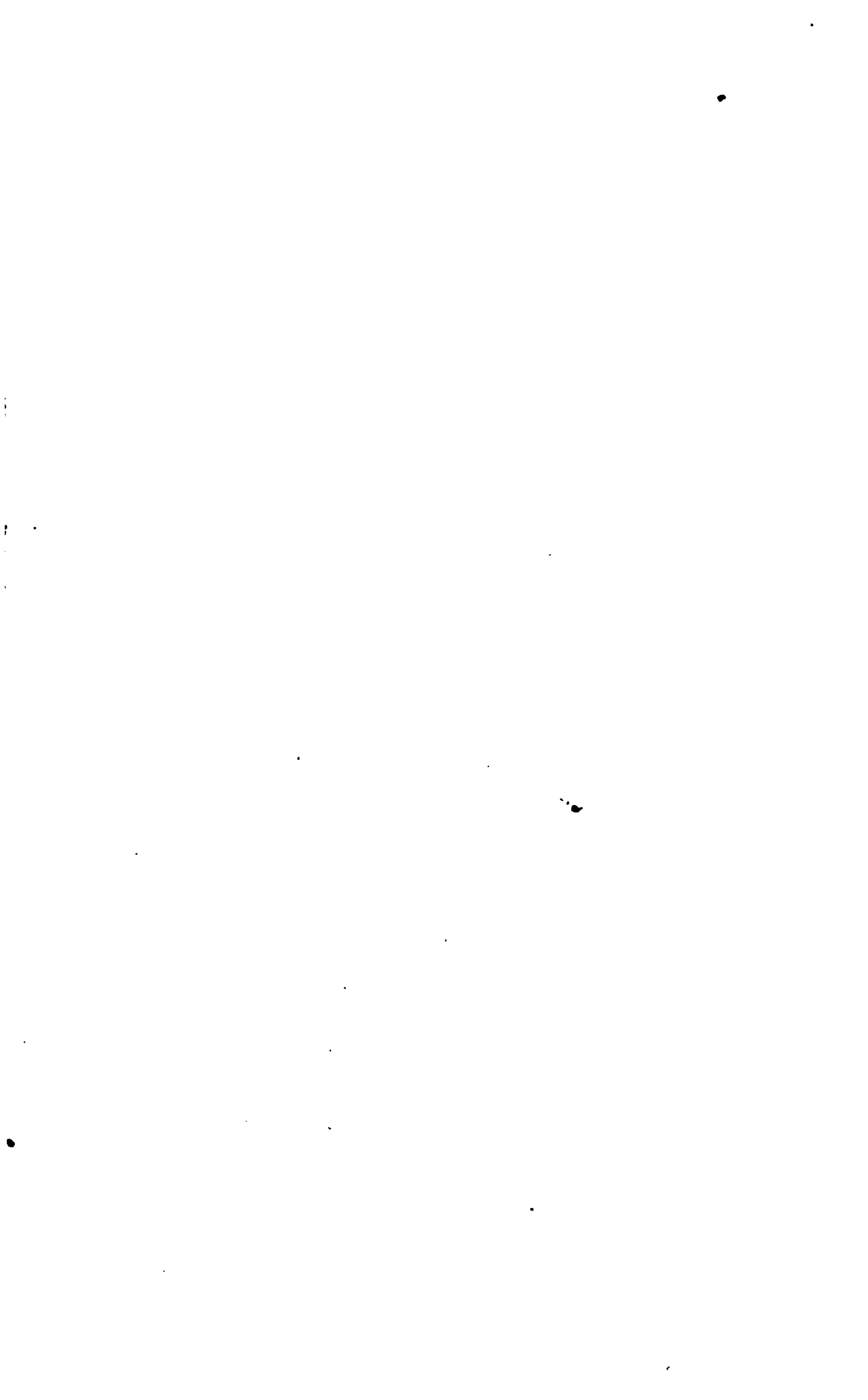
Nähere Bezeichnung der dargestellten Lokalitäten.

Titelkupfer, Thomas Carlyles Wohnung in der Grafschaft Dumfries, des südlichen Schottlands.

Titel-Vignette, dieselbe in der Ferne.

Vorderseite des Umschlags, Wohnung Schillers in Weimar.

Rückseite des Umschlags, einsames Häuschen in Schillers Garten, über der Jenaischen Leutra, von ihm selbst errichtet; wo er in vollkommenster Einsamkeit manches, besonders Maria Stuart schrieb. Nach seiner Entfernung und erfolgtem Scheiden, trug man es ab, wegen Wandelbarkeit, und man gedachte hier das Andenken desselben zu erhalten.



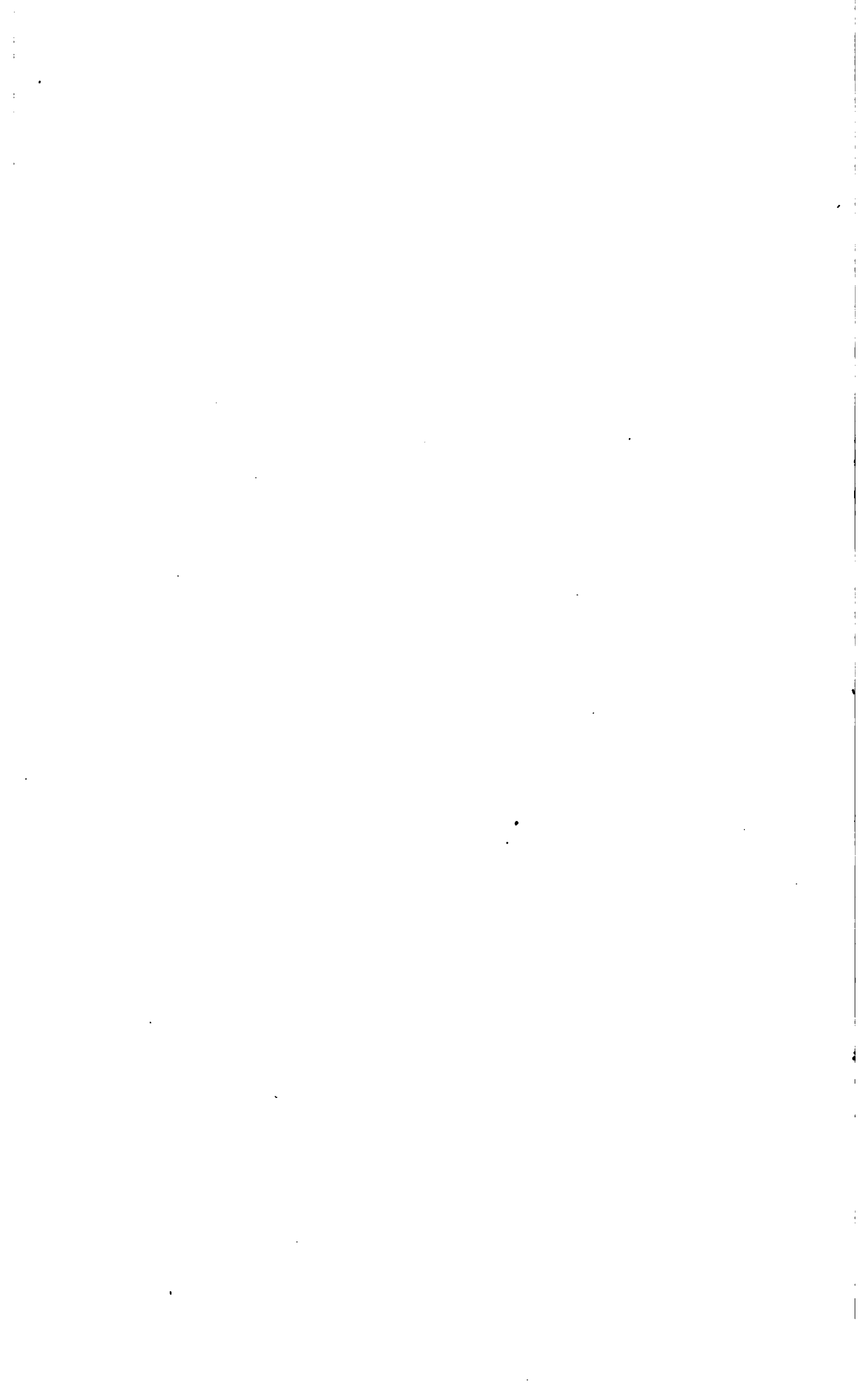


L. Schnell sc.



eingeleitet
durch
GOETHE.





Thomas Carlyle
Leben Schillers,

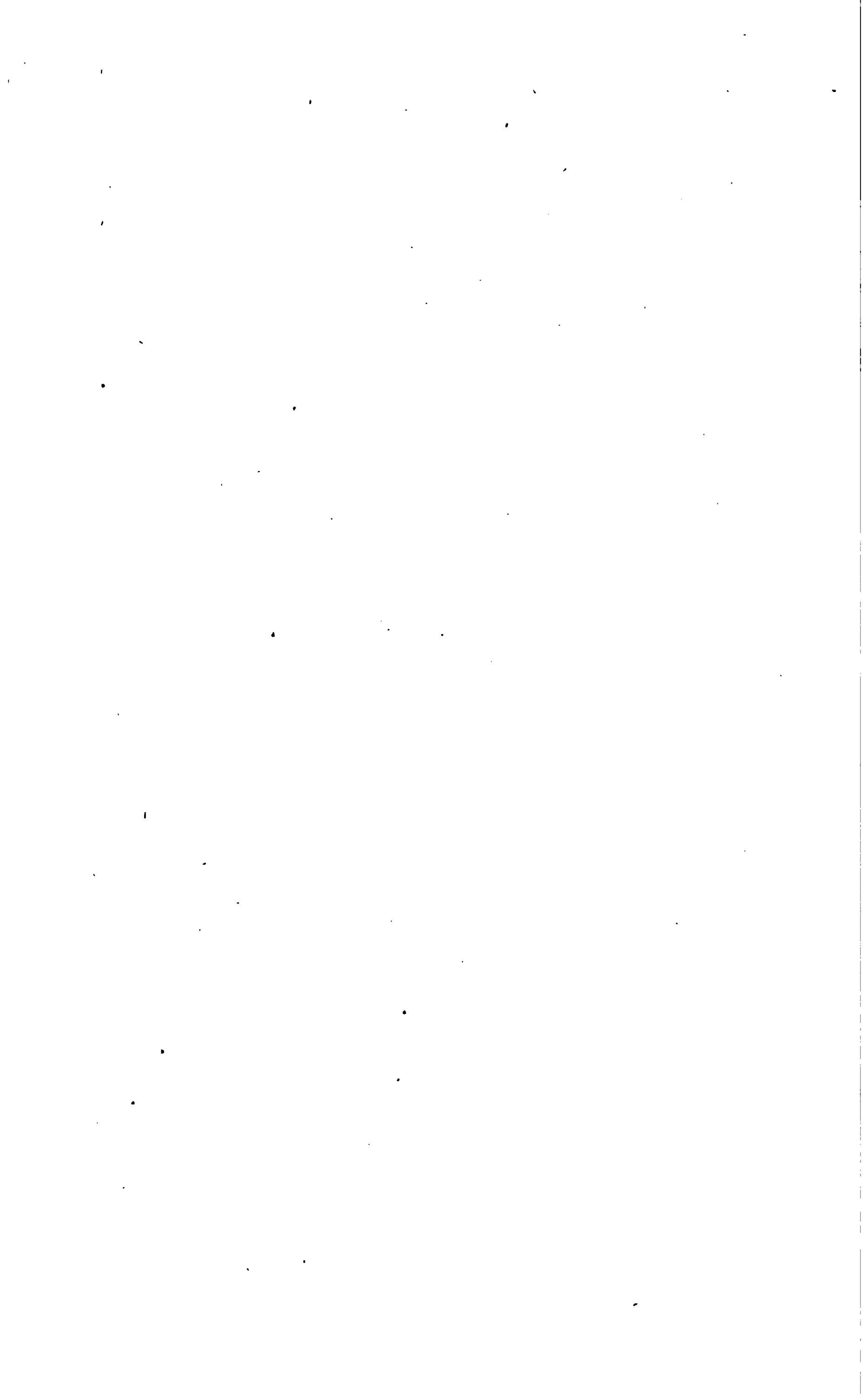
aus dem Englischen;

eingeleitet

durch

Goethe.

Frankfurt am Main, 1830.
Verlag von Heinrich Wilmans.



Der hochansehnlichen

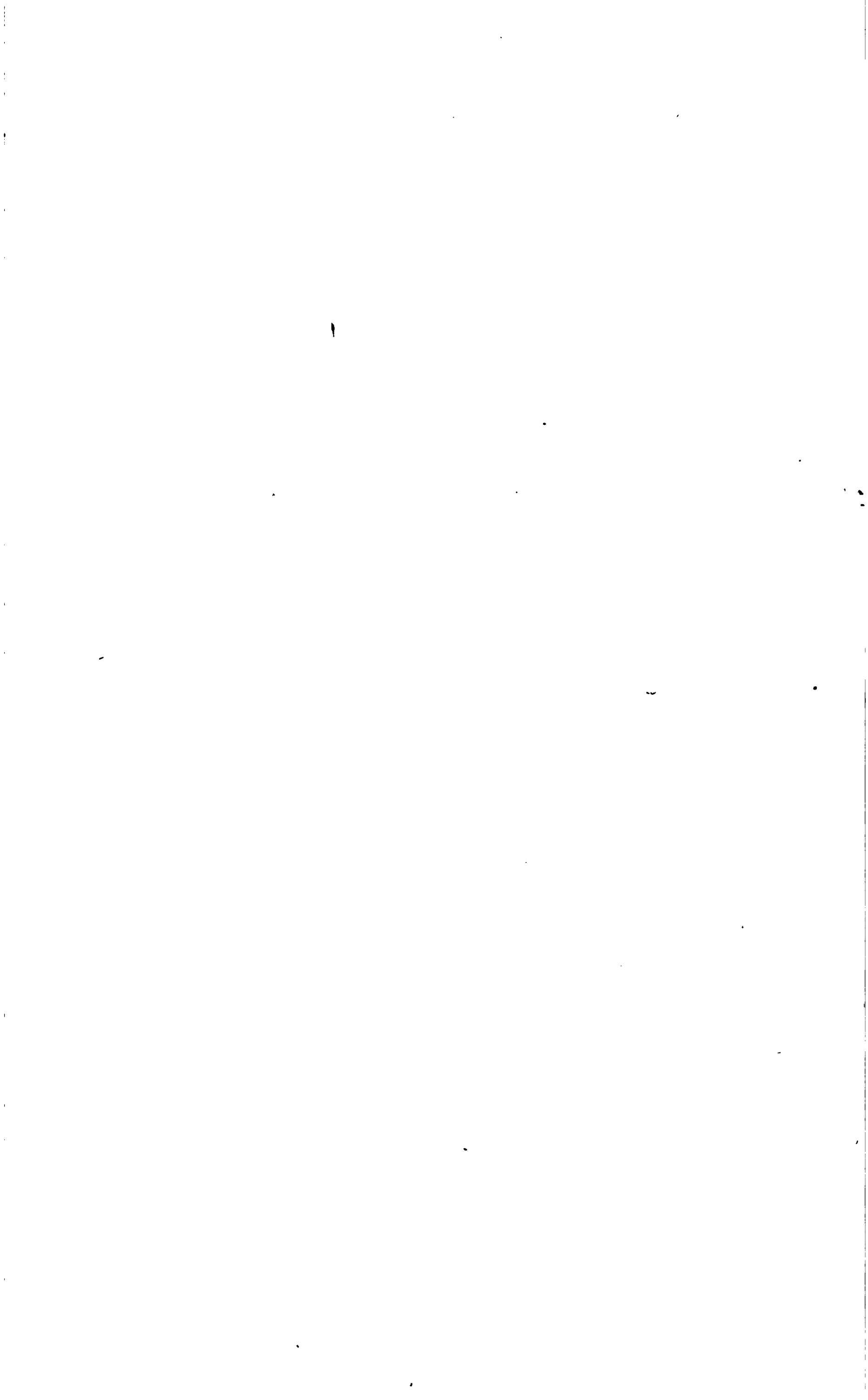
Gesellschaft

für ausländische

schöne Literatur,

zu

Berlin.



Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bey welchen man auch meiner auf das geneigteste gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichen Ausdruck meines dankbaren Antheils geschieht nur fragmentarisch was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in späteren Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich

durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Vorzügen, so wie von dessen näheren Zuständen nachstehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

in treuer Anhänglichkeit und Theilnahme.

Weimar April
1830.

J. W. v. Goethe.

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freyen geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr bald möglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers, geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues brin-

gen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bey uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich seyn muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie dieser, rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Productionen unsres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deshalb dafür daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen seyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der: in allem Geleisteten das Löbliche, Gute, Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften, das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung seyn, wenn wir ernstlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schillerischen Werke, denen wir so mannigfaltige Kultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt

und dies, ohne irgend eine Absicht, rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze seyn: daß sogar dasjenige, was unter uns beynahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam seyn werde.

So sind z. B. Herders Ideen bey uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor kurzem ins Französische übersetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Bild sey folgendes gemeldet: Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hiezu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich, etwa zehen deutsche Meilen südlicher, ein eignes Besitzthum zu

bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, ohnfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weitabgesonderten Personen das Portrait, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, so wie der nächsten Zustände, sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Bieler Insel, der Schutzort Rousseau's, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Local?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Hrn. Thomas Carlyle begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55ten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, viel-

leicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, so wie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch den 25. Septbr. 1828.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt, mit etwa 15000 Einwohnern und als Mittelpunct des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Districts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäumten und geschmückten Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schaafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen

daß unsre Rosen und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung, um uns zu fördern. Die Rosen sind freylich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Brittanien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau eben so gut gefallen haben, als auf seiner Insel St. Pierre.

Fürwahr meine städtischen Freunde schreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser, hier können wir leben, schreiben und denken wie es uns am besten däucht, und wenn Zoilus selbst König der Literatur werden sollte.

Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend, eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unser brittisch Weimar ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeck' ich, ohngefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agrikola und seine

Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerath ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsre ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabey obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht,

oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwiedern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, insofern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romances in 4 Bänden, wo er, aus den Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller als: Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren,

auch Ernst Schulz, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde, beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, so wie alsdann über das besondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freysten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freysinn, in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier so nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält.

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hierseyn schrieb, ist ein Versuch über Burns.

Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies; aber in der tiefsten Classe der Landleute geboren und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Manns-Jahre (1796)."

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahr 1759 geboren und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens

von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die Schottische Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unsrer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sey, mehr als das Conversations-Lexicon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuen literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828. rezensirt von unserm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Brittanien nur je erlebt hatte, geboren, in den aller ungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist nach hoher Bildung strebend ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nach zu ringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft; ohne Förderniß als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguson

und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens, er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines inneren Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden."

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freyere, reinere Entwicklung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte."

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört ehe wir es anerkannten, ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Daseyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden — seine Fehler, die Fehler der Andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre

es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik."

„Welch ein warmes allumfassendes Gleichheitsgefühl! welche vertrauenvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch, Held vielmehr und Königin, er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte, aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirklichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelsinn, welche unter dem Strohdach wohnen, sind lieb und ehr-

würdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken."

„Hat er auch ein Selbstbewußtseyn, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen, kein kaltes mißlaunisches Gefühl, ein freyes und geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung; er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeschlecht haben bey ihm keinen Werth. In diesem dunklen Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnlichen Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab, mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse Theil, ja er wirft sich in ihre Arme und, wie sie auch seyen, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den düstersten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hülfe sucht, und oft seinen Busen dem Unwürdigen aufschließt; oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf und schnellsichtig, ein Mann vom durch-

dringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: Eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visiren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorüber gehen, eh uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bey uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet worden, um so wohl den Gelehrten den denkenden Leser als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Catalog aufschlagen um zu forschen: ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze und sie werden nichts verabsäumen um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm Schottischen Freunde vor soviel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an

den Tag fördere, so erlaube er mir einige seiner neusten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe

den 22. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmale den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur, sich mit wachsender Schnelle verbreitet so weit die englische Zunge herrscht; so daß bey den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpuncte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann Niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen und der gegenseitige Haß wird sich in gegenwärtige Hülfleistung verwandeln, und anstatt

natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde seyn."

Wenn uns nach allen diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen, nach und nach erzeugen; so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei brittischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bey sich zu rechtfertigen.

Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Brittanien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft, auch unter einander, als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

Schillers Leben.

Erster Abschnitt.

Seine Jugend (1759 — 1784.)

Unter allen Schriftstellern ist am Schluß des letzten Jahrhunderts wohl keiner der Aufmerksamkeit würdiger, als Friedrich Schiller. Ausgezeichnet durch glänzenden Geist, erhabenes Gefühl und edlen Geschmack ließ er den schönsten Abdruck dieser selten vereinigten Eigenschaften in seinen Werken zurück. Der ausgebreitete Ruhm, welcher ihm dadurch geworden, muß unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme um so mehr fesseln, je näher wir die Verhältnisse betrachten, unter denen sich Schiller heranbildete. Er hatte mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und außerordentlich war auch das Resultat, obgleich sein Leben, durch Sorge und Krankheit zerstört, schon in seinen besten Jahren endete, und er in einer Sprache schrieb, die sich neu gestaltend, damals erst einen

Rang unter den gebildeten Sprachen Europens zu behaupten anfing. Darum sind seine Schriften nicht blos bewundernswürdig wegen ihres Umfanges und ihrer Mannichfaltigkeit, sondern in Hinsicht ihrer innern Vortrefflichkeit, welche seine Landsleute nicht zu den einzigen, ja vielleicht nicht zu den vorzüglichsten seiner Bewunderer machte.

Es ist schwer, der Einsammler und Dolmetscher der allgemeinen Stimme zu seyn; allein nicht Deutschland, nein, die Welt scheint ihm bereits den Ruf eines Classikers gegeben, ihn unter die Zahl der wenigen Auserwählten aufgenommen zu haben, deren Werke nicht nur einem Zeitalter und einer Nation angehören; sondern nachdem sie ihre Zeitgenossen gebildet, der großen Familie des Menschengeschlechtes als Lehrer dienen müssen und so auch noch auf Jahrhunderte hinaus ihren Verfasser vor jener Vergessenheit retten, welche die Schriftsteller so gut, wie die Menge der andern Menschen, hinwegspühlt.

Dies war die hohe, würdige Bestimmung Schillers, und seine Lebensgeschichte, sein Charakter verdienen aus mannichfachen Gründen, uns näher mit denselben bekannt zu machen. Ein sehr natürliches Gefühl zieht zu diesem Gegenstande hin, und regt uns mächtig an zu ergründen, wie solch ein großer Mann durch die Schule des Lebens ging, wie sein Geschick sich gestaltete, wie sein Leben und Treiben denn eigentlich gewesen? weil diese Fragen, wohl untersucht, eben so viel Nutzen als Genuß gewähren können.

Sehr anziehend ist es zu erforschen, durch welche Naturgaben und deren Benützung er die Höhe erreichte, auf welcher wir ihn jetzt bewundernd sehen; den Gang seiner geistigen und moralischen Bildung zu verfolgen, und aus

seinem Leben und seinen Schriften das Bild seines eigentlichen Ich's durch die treffendsten Züge zusammenzusetzen. Es ist der Untersuchung werth: ob Er, der edle Thaten so trefflich darzustellen vermochte, selbst edel handelte; ob diese Seelenkräfte, die im Gebiete der Philosophie und Kunst so viel Großes bewirkten, sich auch in den Ereignissen des täglichen Lebens bewährten; und wie sich die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die uns in seinen poetischen Schriften entzückt, im gewöhnlichen Umgang mit Menschen offenbarte? —

Es würde zugleich belehren und erfreuen, könnten wir sein ganzes Wesen, seine innern und äußern Verhältnisse begreifen, mit seinen Augen sehen, mit einem Worte, ihm ganz nachempfinden, ihn ganz durchdringen.

Allein wenn gleich der Vortheil eines solchen vorgesteckten Zieles klar wird, so sind dessen Schwierigkeiten es nicht minder. Wir sollten überhaupt nicht zu leicht glauben, selbst einen einfachen Charakter in den kleinsten Abstufungen begreifen zu können. Wie viel Eitelkeit verrieth es aber nicht, sich eines vermeintlichen Eindringens in Schillers Charakter rühmen zu wollen. Menschen wie er werden von ihren täglichen Gefährten mißverstanden; um so mehr von dem entfernten Beobachter, der seine Nachrichten allein aus dürftigen Erzählungen und zufälligen Notizen weniger charakteristischer Begebenheiten schöpft, welche leider von den theils nachlässigen, theils unverständigen Biographen bei weitem nicht sorgfältig genug gesammelt werden, und woran das friedliche Leben eines Gelehrten auch überdies nicht reich ist. Die bereits bekannten, nähern Umstände von Schillers Leben sind ungenügend, und seine Schriften geben, gleich denen jedes andern Autoren, ein nur schwaches ungewisses Bild seiner

Seele; und es ist nicht leicht, dies mit einiger Bestimmtheit zu zeichnen.

Unser Blick wird daher getrübt und verwirrt, wenn es gilt durch den Nebel einer fremden Sprache, fremder Sitten und Sinnes-Arten zu dringen. Wie leicht geschieht es dann, daß man das Unbedeutende heraushebt, das Rauhe mildert, und das Schöne bisweilen verrenkt oder ganz versteckt.

Schillers Geist und Gemüth rein aufzufassen, ist an sich schon ein großes Unternehmen, wie viel mehr aber bei den eben genannten Hindernissen. — Deshalb ist uns auch die Anmaßung eines solches Versuches fern. Wir vermögen weder die vollendete Darstellung seines Charakters, noch eine, im ganzen Sinne des Wortes gemeinte Würdigung seiner Werke zu geben. Wir begnügen uns, nur im Ueberblick, die so natürliche Theilnahme an dem Geschick und den Haupteigenthümlichkeiten eines Mannes an den Tag zu legen, dem wir alle durch die freundlichsten gegenseitigen Bande, des Lehrers und Belehrten, des Gebers und Empfängers geistigen Genusses verbunden sind. Wir wünschen noch einmal, seine Schöpfungen durchwandernd, uns der ganzen Pracht und duftenden Fülle dieses Feen-Landes zu erfreuen, und das Gefühl sprechen zu lassen, ohne auf das Urtheil eines Kunstrichters Anspruch zu machen, oder unsere Ansicht für unfehlbar halten zu wollen.

Johann Christoph Friedrich Schiller war in Marbach, einer kleinen, an dem Ufer des Neckar gelegenen würtembergischen Stadt, am 10. November 1759, folglich nur einige Monate später, als der, der englischen Nation angehörende Robert Burns, geboren. Schillers frühere Bildung wurde durch die trefflichsten Anla-

gen begünstigt, aber durch die äußern Verhältnisse seiner Eltern gestört, welche, obgleich vor drückender Armuth geschützt, in ihrer Lage eben so abhängig als unstät, einem ewigen Wechsel des Aufenthalts und der Lebensweise unterworfen waren. Sein Vater, Johann Caspar Schiller, hatte früher die Stelle eines Chirurgen in dem königlich baierschen Heere begleitet, und später beim Successionskriege in den Niederlanden gedient. Nach Würtemberg zurückgekehrt, verließ er den ärztlichen Stand, da ihm sein Landesvater die Stelle eines Fähndrichs und Adjutanten übertragen. Diese Posten begleitete er hinter einander bei zwei verschiedenen Regimentern; kaum in das zweite eingetreten, wurde ihm, als er eben in Dienstgeschäften abwesend war, sein Friedrich geboren. Mit dem Frieden von Paris endete zwar sein militärischer Beruf, allein da er sich als ein kluger, anspruchloser, thätiger Mann bewährt hatte, so wollte der Herzog von Würtemberg ihn nicht aus seinen Diensten entlassen. Die mannichfachen Baumschulen und Anlagen, die zu den Lustschlössern Ludwigsburg und Solitude gehörten, wurden dem mit Capitains-Range entlassenen Caspar Schiller übertragen, welcher sich wechselsweise an beiden Orten aufhielt, und bis zu seinem Ende in des Herzogs Solde blieb. Die letzten Jahre wohnte er hauptsächlich in Ludwigsburg.

Diese Lebensweise war zwar nicht die günstigste für die Erziehung eines Knaben, wie Friedrich; allein der eingeborne Werth seiner Eltern ersetzte die Nachtheile ihrer äußern Verhältnisse, und ihrer sehr beschränkten wissenschaftlichen Bildung vollkommen. Die mit Bescheidenheit und Vernunft gepaarte, große Redlichkeit, die Herzensgüte, die echte Frömmigkeit dieser guten Menschen, brach späterhin verklärt und verschönert in dem Charakter ihres

Sohnes hervor; Herz und Geist ward durch die ununterbrochene Wirkung solcher Eindrücke gebildet, und so in aller Stille der wesentlichste Theil seiner Erziehung gepflegt. Die Mutter, welche mannichfache häusliche Tugenden schmückten, verband mit der innigsten Liebe und Sorge für Gatten und Kinder einen Grad von Verstand und guten Geschmack, wie man ihn selten vereinigt sieht. Auch soll sie die Poesie sehr geliebt, vorzüglich Gellert und Uz bewundert haben, beides Dichter, die sie auch in ihrer Lage würdigen, und sich daran erfreuen konnte. *) Ihre Seelengüte, ihr Zartgefühl machte sie dem Sohne Friedrich besonders theuer. Ihren Gatten, ein Mann von sanfter Gemüthsart, beseelte der fromme Wunsch sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft zu bewähren, und die Pflichten gegen seinen Nebenmenschen aufs Gewissenhafteste zu erfüllen. Die Natur hatte den Keim höchst achtungswerther Eigenschaften in ihn gelegt, und war gleich sein früheres Leben zu deren weiterer Ausbildung nicht günstig, so wurde doch sein späterer Eifer, alles Versäumte nachzuholen, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Er verwandte die Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, zum Studium derjenigen Zweige der Philosophie und Wissenschaften, die in seinem Bereich lagen und wurde sogar Verfasser eines nützlichen Buches. **) Was ihn aber vor Allem auszeichnete, war eine aufrichtige Frömmigkeit, von der seine Gefühle ausgingen, und die seinem offenen biedern Charakter jene ruhige Würde gab, welche stets

*) Sie war von niederer Herkunft, die Tochter eines Bäckers zu Kodweis, und hatte nur wenig Erziehung genossen.

**) Sein Buch führt den Titel: Die Baumzucht im Großen; es erlebte die zweite Auflage im Jahr 1806.

natürliche Folge solcher Gesinnungen ist. Da die Religion in jeden Beweggrund, in jede Handlung seines Lebens eingriff, so trugen auch die Wünsche für die Erziehung seines Sohnes dasselbe Gepräge. Noch jetzt hat sich unter seinen Handschriften ein im vorgerückten Alter verfaßtes Gebet erhalten, worin er sagt: „daß er bei der Geburt „dieses Sohnes den großen Vater unser Aller dringend „angerufen, an innerer Kraft des Geistes ihm zu ersetzen, „was an äußerm Unterricht nothwendig mangeln werde.“ Der Greis, der die Entwickelung und Reife seines Sohnes erlebte, konnte seinen feierlichen Dank aussprechen, daß Gott das Gebet eines Sterblichen erhört hatte!

Friedrich war stets mit den Eltern in ihrem wechselnden Aufenthalte, und sammelte die Elemente des Unterrichts von sehr verschiedenen Lehrern ein. Vielleicht ist es diesem Umstand zuzuschreiben, daß seine, zwar ansehnlichen, Fortschritte der damaligen Epoche, doch in keinem Verhältniß mit dem stehen, was er nachher leistete, ja selbst nicht mit den Anlagen, welche er in frühester Jugend gezeigt. — Sorglos und heiter, wie ein Knabe zu seyn pflegt, mochte er wohl gern zuweilen seine Zeit in kindischen Spielen hinbringen, ganz vergessend, daß die gestohlenen Freuden des Ballspiels oft theuer durch Vorwürfe erkauft werden. Oft aber ward er auch von tieferen Gefühlen überrascht, und pflegte dann die Bewegungen seines kleinen Herzens in Worten und Handlungen auszusprechen, die nur erst später in der Erinnerung, ihre wahre Deutung erhielten. Seinen Schulkammeraden fällt es erst jetzt bei, daß selbst seine kindischen Einfälle eine poetische Richtung hatten, und daß sein ernstes Wesen, seine offene Redlichkeit und die Freude an allem Erhabenen und Rührenden, bei kindischem Eigensinne, unverkenn-

bar durchblickte. Man erzählt, daß einst bei einem furchtbaren Gewitter-Sturm, sein Vater ihn unter dem jungen Häuflein im Hause vermißt habe; keine der Schwestern konnte sagen was aus Fritz geworden war, und des alten Mannes Angst stieg zuletzt so sehr, daß sie ihn zu suchen hinaus in Sturm und Ungewitter trieb. Fritz war damals kaum aus den ersten Kinderjahren, und kannte die Gefahren eines so schrecklichen Schauspieles nicht. Sein Vater fand ihn endlich auf einem seiner Lieblingsplätzchen in der Nachbarschaft, ganz hoch auf einem Baumzweig sitzen, wie er in das stürmische Antlitz des Himmels schauend die Blitze bewachte, die ihn mit ihrem schwarzgelben Feuer ununterbrochen durchzuckten. Bei den Verweisen seines Vaters führte der kleine zitternde Schelm immer zur Entschuldigung an: „Die Blitze seyen gar zu „schön gewesen, und er hätte blos gewünscht, zu sehen „woher sie kämen." Solche Anekdoten sind, wie wir wohl wissen, von keinem großen Werthe, und diese vielleicht etwas minder, weil sie in Hinsicht der Glaubwürdigkeit zweifelhaft ist. Wir haben aber dennoch gewagt sie zu überliefern, wie sie uns gegeben wurde. Ein Bild den Knaben Schiller vorstellend, wie er in Betrachtungen über das herrliche Gewitter versunken, ist für Alle, die den Mann gekannt haben, nicht ohne Reiz.

Schiller's erster Lehrer war Moser, Pastor und Schulmeister in dem Dorfe Lorch, wo die Eltern vom 6ten bis zum 9ten Jahre ihres Sohnes lebten. Dieser Mann verdient Erwähnung, wegen des Einflusses, den er auf die frühere Erziehung seines Zöglings hatte, auch scheint sein Name dem Geistlichen in den Räubern gegeben worden zu seyn. Moser's Beruf, so wie der Umgang mit seinem Sohne, welcher später auch ein Prediger

ward, hat wohl ohne Zweifel in Schiller den ersten Wunsch erregt, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Diese Idee, aufgefaßt und genährt von einigen vorherrschenden, aber unbestimmten Meinungen des Knaben, war dem religiösen Sinn seiner Eltern sehr willkommen, und wurde schnell zum Lebensplan festgesetzt.

In der öffentlichen Schule von Ludwigsburg, wo die Familie eben wohnte, wurden seine Studien nach dieser Ansicht geordnet. Er unterzog sich in den vier folgenden Jahren dem Stuttgartter regelmäßigen Schul-Examen welchem sich die für den geistlichen Stand bestimmten jungen Männer unterwerfen müssen. Schiller's Gemüth war fromm von Natur. Mit einer Zartheit, die an Schüchternheit und Blödigkeit gränzte, mischte sich jene stürmische Gluth, die man immer, troz des dichten Schleiers hindurchblicken sah, und welche zeigte, wie tief und innig, aber auch wie feurig er fühlte; und solch eine Gemüthsart nahm schnell den religiösen Schwung, den früheres Beispiel und innerer Drang in ihm erzeugten.

Schiller sah freudig seinem heiligen Beruf entgegen; es war der schöne ernste Tagestraum seiner Kindheit, ja, eines Theils, seines Jünglingsalters. Da jedoch der Plan noch in großer Entfernung vor ihm schwebte, so bot der Weg dahin seinem Geiste nicht genug Nahrung; die damaligen Studien konnten nicht seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und er verfolgte sie mehr aus Pflichtgefühl als wahrer Neigung. Damals lernte er Virgil und Horaz genau verstehen; doch, sagt man, haben ihre Dichtungen ihm kein hohes Interesse eingeflößt; sehr natürlich, daß die zarte und milde Schönheit des Erstern, und der Witz, Humor und wunderbare Pathos des Letztern, so wie der unnachahmliche feine Geschmack Beider

seinem ungeübten jugendlichen Urtheil entgingen, da der Gegenstand ihrer Schriften dem innigen Gemüthe kalt und schaal erscheinen könnte. Er zog es vor, über der Pracht und Herrlichkeit des Ludwigsburger Theaters zu brüten, das seine Einbildungskraft schon entzündete, als er es im 9ten Jahr zum erstenmal gesehen, was zu manchen seiner nachfolgenden Träumereien, Form und Material geliefert haben mag. *) Unter diesen Umständen

*) Die erste Entwickelung seines poetischen Talents fällt ebenfalls in sein neuntes Jahr, verdankte jedoch die Anregung einer viel bescheidenern, niedern, doch minder gewöhnlichen Quelle als der Begeisterung durch die Bühne. Seine Biographen haben diesen kleinen Umstand mit einer gewissenhaften Treue erzählt, die nur mit der eines Boswell und Hawkins im Betracht der Ente von Lithfield verglichen werden kann. Diese kleine Geschichte, sagt einer derselben, ist erzählenswerth, um so mehr, da Schiller selbst, als er nach einem Zwischenraume von mehr als zwanzig Jahren, mit seinem Jugendgespielen dem verstorbenen Dr. Elwert in Kantstadt zum erstenmal seit ihrer Knabenzeit zusammentraf, demselben jenes Abentheuer ins Gedächtniß zurückrief, und sich jedes einzelnen Umstandes mit großer Genauigkeit und Freude erinnerte. Hier ist sie. Einst im Jahr 1786 sollten sie zusammen ihren Katechismus an einem bestimmten Tage öffentlich in der Kirche wiederholen. Ihr Lehrer ein strenger engherziger Pietist hatte sie im Voraus bedroht, sie scharf zu züchtigen, wenn ihnen ein einziges Wort fehlte. Es traf sich noch, daß dieser nämliche Lehrer gerade die Reihe des Katechisirens an jenem Tage hatte. Beide Knaben antworteten Anfangs mit kleinmüthigen Herzen und stammelnder Zunge, doch lösten sie die Aufgabe glücklich, und wurden von dem dadurch erweichten Pädagogen jeder zur Belohnung mit zwei Kreuzern beschenkt. Vier Kreuzer baar Geld war eine ungewöhnlich große Summe, und wie man über dieselbe ver-

konnten seine Fortschritte in den Studien, ungeachtet aller natürlichen Anlagen nicht sehr ansehnlich seyn, auch er mangelten die Lehrer nicht, ihm dann und wann mit Strenge zu begegnen, obwohl das große unwillkührliche Gelingen seiner Aufgaben und sein offenes und lebendiges Wesen, viel Gutes von ihm erwarten ließen. Die Stuttgarter Examinatoren haben ihn in ihren Berichten nicht mit den gewöhnlichen Beifallsformeln bezeichnet, sondern ihn einen Knaben genannt, der zu großen Erwartungen berechtigte.

---

fügen wolle, war für die betheiligten Partheien eine Frage von großer Wichtigkeit. Schiller schlug endlich vor nach Harteneck, einem Dörfchen in der Nachbarschaft, zu gehen, um dort eine Schüssel saure Milch mit Rahm zu genießen; sein Kammerad gab die Zustimmung, sie wanderten hin, aber ach, in Harteneck war weder Rahm noch Milch zu haben. Nun verlangte Schiller einen Käse; doch dafür begehrten sie volle vier Kreuzer und es blieb nichts zu Brod übrig. Zweimal in ihren Hoffnungen getäuscht, wanderten die kleinen Leckermäuler mit hungrigen Magen weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich ein erquickendes Gericht saure Milch erhielten, das ihnen in einer bunten irdenen Schüssel mit silbernen Eßlöffeln vorgesetzt wurde, und wofür sie nur drei Kreuzer zu bezahlen brauchten, so daß ihnen noch der vierte zu einer kleinen Portion Johannistrauben übrig blieb. Vergnügt über ihr reichliches Mahl gerieth Schiller in volle Begeisterung und stieg, nachdem sie das Dörfchen verlassen hatten, mit seinem Kammeraden auf die nahe Anhöhe, von der man sowohl Harteneck als Neckarweihingen überschaute. Dort sprach er in wahrhaft poetischer Ergießung den Bannfluch über die milchlose Region, und ertheilte zugleich der, welche ihm diese schmackhafte Erfrischung gewährt hatte, mit großer Feierlichkeit seinen Segen.

Diese Erwartungen sollten jedoch nicht auf diesem Wege erfüllt werden. Es traten plötzlich Umstände ein, welche die Richtung von Schiller's Studium änderten, ja eine Zeitlang sogar ihren ganzen Erfolg bedrohten. Der Herzog von Würtemberg hatte kürzlich eine Freischule für gewisse Zweige der Erziehung in den Gewerbsständen begründet. Zuerst war diese in Solitude, einem seiner Lustschlösser, errichtet, und nun ward sie nach Stuttgart verlegt, woselbst sie in verbesserter Form unter dem Namen Karls-Schule, so viel uns bekannt, noch jetzt besteht. Der Herzog hatte die Absicht daß die Söhne seiner Offiziere vorzugsweise an dieser wohlthätigen Anstalt Theil nehmen sollten, und da er von Schiller und seinem Sohne eine gute Meinung hegte, lud er Letztern ein, diese Gelegenheit zu benutzen, ein Anerbieten, das Alle in große Verlegenheit stürzte. Der junge Mann und seine Eltern waren fest für den geistlichen Stand entschieden, und dieser Plan wurde durch den sich jetzt darbietenden unausführbar. Die Verlegenheit stieg, als der Herzog, von ihren Zweifeln unterrichtet, sie wiederholt erinnerte, ja vor dem Entschluß Alles wohl zu bedenken. Aus Furcht nur und mit größtem Widerwillen wurde sein Vorschlag endlich angenommen. Schiller ward im Jahr 1773 dort eingeschrieben, und nur mit schwerem Herzen gab er die Freiheit und alle schöne Hoffnungen auf, um sich der Eingezogenheit, dem Griechischen und dem Rechtswesen zu widmen.

Seine Abneigung rechtfertigte sich leider nur zu sehr. Die sechs Jahre, welche er in dieser Anstalt verlebte, waren die qualvollsten, trostlosesten seines Lebens. Das Stuttgarter Erziehungssystem beruhte mehr auf dem Grundsatz: die Natur ganz auszurotten, und an ihre Stelle etwas Anderes zu setzen, als dieselbe zu pflegen und zu

veredeln. Die Lebensweise und der Unterricht waren nach der steifen Förmlichkeit militärischer Haltung eingerichtet. Für Alles gab es Statuten und festgesetzte Befehle, keinen Spielraum für die Uebung eigener Kraft und des freien Willens, noch weniger eine freie Entwickelung der verschiedenen eigenthümlichen Anlagen. Ein Schüler mochte Eigenschaften oder Fähigkeiten besitzen, so viel er immer wollte, die Anordnung der Schule richtete sich nach dem Gesetz und er mußte sich in die allgemeine Form bequemen, welche, gleich dem Riesenbette der Alten, von höherer Autorität eingeführt war, und dem Großen wie dem Kleinen gleich angemessen seyn sollte. Ein und derselbe dürftige Cyclus von Aufgaben war im Voraus für jeden vorgezeichnet und nur verstohlen durfte irgend etwas außerdem gelesen oder geschrieben werden. Die häusliche Verfassung athmete denselben Geist wie die Schuleinrichtung, es war auch hierin alles absichtlich entfernt, was Vergnügen oder freie Wahl hieß.

Die Zöglinge wurden von dem Umgange und dem Anblicke aller Personen, die nicht ihre Lehrer waren, ausgeschlossen; keiner überschritt die Gränzen dieses despotischen Reichs, selbst nicht, um eine verstohlene Freude zu erhaschen; sogar ihre Vergnügungen regierte das Commando-Wort.

Leicht ist es zu begreifen, wie drückend dieses Alles seyn mußte; für Schiller war es drückender als für jeden Andern. Von glühender, leidenschaftlicher doch zugleich zarter Gemüthsart, verzehrte ihn innerlicher Mißmuth und doch war er zu bescheiden und schüchtern, um sich durch Thaten oder Worte Erleichterung zu verschaffen. So in sich selbst verschlossen, litt er unendlich, doch ohne alle Klagen. Mehre in jenem Zeitraum geschriebene

Briefe, die sich erhalten haben, geben uns das Bild eines glühenden, mächtigen Geistes im ohnmächtigen Kampf mit den Verhältnissen, seinen herben Kummer unter trauernder Ergebung verbergend, die ihn nur um so qualvoller zeigte. Mit künstlicher Fassung saß er über seinen Wörterbüchern, Grammatiken und albernen Aufgaben, während im Innern seine Seele gleich der eines Gefangenen jammerte, wenn er vor sich in die heitere Welt sah, oder zurück blickte auf die Zärtlichkeit seiner Eltern, auf die Hoffnungen und fröhlichen Genüsse vergangener Jahre.

Der Kummer, den er in dieser allzustrengen einsamen Lebensweise erduldete, legte den Keim zu dem Zwang und zu der Schüchternheit, die ihn durchs ganze Leben begleitete. Das Studium der Rechte, welches ihm widerstrebte, wurde nun natürlich in seiner Vorstellung zum Repräsentanten alles Bösen, und sein Widerwille wuchs immer mehr und mehr. Ueber diesen Punkt sprach er sein Gefühl sogar öffentlich aus. Zu den jährlichen, vorgeschriebenen Uebungen der Zöglinge gehörte eine schriftliche Schilderung des eigenen Charakters, nach eigener Ansicht, welche zu einer bestimmten Zeit öffentlich übergeben werden mußte. Gleich bei den ersten Proben wagte es Schiller, seine innigste Ueberzeugung vorzulegen, wie er nicht zum Juristen gemacht sey, und daß sowohl Neigung als Fähigkeiten ihn zu dem Beruf des geistlichen Standes aufforderten; diese Vorstellung jedoch brachte keine Wirkung hervor, und er war gezwungen, den gewohnten Gang weiter zu gehen; aber sein Mißfallen an dem Studium der Jurisprudenz dauerte fort und stieg endlich bis zum höchsten Widerwillen. Endlich gelang es ihm im Jahr 1775 es aufgeben zu können, doch leider nur auf Unkosten einer andern gewählten Beschäftigung,

für welche er sich unter günstigen Umständen wohl schwerlich entschieden haben würde. Das Studium der Arznei-Kunde, für welche gerade zu jener Zeit ein neues Institut bei der Stuttgarter Schule errichtet wurde, hatte für Schiller keinen Reiz; aber er nahm solches an, wie man eine drückende Sklaverei mit einer minder quälenden vertauscht. Sein Geist war auf höhere Gegenstände gerichtet, er fühlte immer den Zwang der Gegenwart, der den Gedanken bis zum Qualvollen steigerte, daß seine schönsten Erwartungen den weltlichen Verhältnissen, den tausend Bedürfnissen des Lebens geopfert seyn sollten!

Indeß wuchs der Jüngling zum Manne heran und in dem Maaße als er kräftiger wurde, und seine Augen sich den stets aufregenden, und ewig wechselnden Welthändeln öffneten, die sich jetzt unter ganz andern glühenden Farben vor ihm entfalteten, wurden jene Fesseln der Unterwürfigkeit ihm immer unerträglicher. Bis jetzt sah er diesem großen Schauspiel nur von Weitem zu, das ihm eben darum nur um so glänzender erschien. Er sehnte sich in dem geschäftigen Weltstrom zu schwimmen, und ergötzte sich, die davon widerstrahlenden Bilder in seinen Lieblingsdichtern und Geschichtsschreibern Shakespeare und Plutarch *) wieder zu finden. Die Schriften eines

*) Die Empfindung, welche Shakespeare in ihm hervorbrachte, beschrieb er erst lange nachher; es wirft ein Licht auf seine Gemüthsstimmung und seinen Geschmack im Allgemeinen. „Als ich in einem sehr frühen Alter," sagt er, „diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine „Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höch„sten Pathos zu scherzen; die herzzerschneidenden Auftritte „im Hamlet, im König Lear, im Macbeth, durch einen Nar„ren zu stören; die ihn bald da festhielt, wo meine Empfin-

Klopstok, Lessing, Garve, Herder, Gerstenberg, Göthe und vieler Anderer, welche die Morgenröthe einer neuen Literatur verkündeten, hatte er mit geheimer Begierde studirt. Aus ihnen schöpfte er im Allgemeinen die Ansichten über die Menschen und das Leben, und sie führten ihm glänzende Gesichte literärischen Ruhms vor die Seele.

Klopstok's Messias in schönem Einklange mit seiner religiösen Richtung, hatte ihn frühzeitig der höhern heiligen Dichtkunst zugewendet; schon in seinem vierzehnten Jahr hatte er ein episches Gedicht, wie er es nannte, Moses betitelt, beendet. Die außerordentliche Popularität von Gerstenberg's Ugolino und Goethe's Göz von Berlichingen richtete seine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf das Drama, und da die Bewunderung in einem Geiste wie dem seinigen, der blind nach Thätigkeit dürstete, und von namenlosen Bestrebungen hin und her getrieben war, nothwendig in Nachahmung enden mußte, so stürzte er mit gleicher Gluth auf diesen neuen Gegenstand, und dichtete sein erstes Trauerspiel: Cosmo von Medicis, von welchen er einige Fragmente aufbewahrte und in den Räubern einrückte. Die Masse geringer Producte, welche theils unter seinen Papieren vorgefunden, theils in den Zeitschriften bekannt gemacht worden, bezeugen hinlänglich, daß sein Geist die wahre Bestimmung

„dung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so „gerne still gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon „meine Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein „Individuum lieb gewinnen lernte. — Ich war noch nicht „fähig die Natur aus der ersten Hand zu verstehen: ich „hatte nur gelernt ihr, durch den Verstand gestrahltes und „durch Regeln geordnetes Bild zu bewundern.“

ahnete und troß jedem Hindernisse mit rastlosem Eifer zu erreichen strebte. In seiner Lage waren jedoch diese Hindernisse weder geringfügig noch selten.

Schiller fühlte zu tief die schmerzliche Wahrheit: daß, um die Welt der Ideale zu erreichen, man in der wirklichen erst festen Fuß fassen müsse, daß troß dem kühnen Aufschwung der Ideen, troß der Sehnsucht und der Bewunderung für die Schönheiten der Natur und für die Größe des Menschen man nur geboren und bestimmt sey für das tägliche Brod zu arbeiten. Er liebte die Dichtkunst mit der Leidenschaftlichkeit der ersten Liebe; allein durch sie konnte er nicht leben, ja, er stellte sie viel zu hoch, um dieses nur einmal zu wünschen. Seine Vernunft sagte ihm, daß er der ernsten Nothwendigkeit weichen, die balsamischen Climate des Pindus mit dem Grönland — einer trockenen, traurigen Wissenschaft vertauschen müsse, und er zögerte nicht, zu gehorchen. Seine Erwerbs-Studien betrieb er mit strenger, wenn auch gezwungener Gewissenhaftigkeit, und nur in den durch außerordentlichen Fleiß gewonnenen Stunden überließ er sich seinen Lieblingsarbeiten. Sein Genius war bestimmt seinen untergeordneten Eigenschaften zum Schmuck zu dienen, nicht, ihn für den Mangel jener zu entschuldigen.

Allein war es bei diesen unerläßlichen Opfern schon peinlich den Vorschriften der eigenen Vernunft zu gehorchen, so war es noch quälender den rauhen, unverdienten und unnöthig aufgelegten Zwang seiner Lehrer zu ertragen. Wie so schmerzlich empfand er es schon, von der Begeisterung der Poesie zu der öden Wirklichkeit des Pflicht-Berufs zurück getrieben zu werden; allein unerträglich entehrend schien es ihm, sich durch die Launen strenger und pedantischer Lehrer aufs Neue gehemmt zu sehen.

Schiller brütete düster über dem Zwang und der Härte seiner Lage. Wie so manchen Plan entwarf er nicht zu seiner Befreiung! Oft wollte er ins Geheim entfliehen, um nur endlich einen Schimmer von der freien geschäftigen Welt, die ihm verschlossen war, zu erhaschen, und von seinem guten Stern das Uebrige zu erwarten! Oft war ihm der bloße Anblick seiner Klassen-Bücher und seines Schul-Apparats, bis zum Unerträglichen lästig; — er stellte sich dann krank, um in seinem Zimmer zu bleiben, um zu dichten, und seine Lieblingsstudien ungestört zu treiben. Doch half ihm diese kleine List nicht lange; die Lehrer bemerkten die Regelmäßigkeit seiner oft wiederkehrenden Unpäßlichkeiten, und sandten ihm Aufgaben, die er während dieser Zeit machen sollte. —

Aber selbst Schillers Langmuth vermochte dies nicht zu ertragen, und seine natürliche Schüchternheit machte der Erbitterung Platz; er warf die Exercitienbücher dem Bothen vor die Füße, indem er finster sagte: „hier wäre er frei und wolle seine eignen Studien wählen."

Einen gewöhnlichen Geist würden solche unausgesetzte Qualen zu Boden gedrückt oder dazu verleitet haben, nach und nach in seinem geistigen Streben nachzulassen oder seine Zuflucht in einer höchst tadelnswerthen Nachgiebigkeit zu suchen. Im glücklichsten Falle, hätte er sich vielleicht mit einer gewissen Dumpfheit in das Joch hinein gespannt und sich im Ueberdruß und Unwillen mühselig durch das Leben geschleppt, sehnende Blicke nach seinen Jugendträumen werfend, und doch aller Macht beraubt sie jemals zu verwirklichen. Doch Schiller war kein gewöhnlicher Charakter und handelte nicht als ein solcher. Unter einem kalten, einfachen Aeußern von jedem erkünstelten Reiz entfernt und durch die Hindernisse, die aus

seinem vereinzelten Zustande und qualvollen Mangel entstanden, in der ihm angebornen Liebenswürdigkeit gestört, lag dennoch die lodernde Seelenkraft verborgen, die jedweder Zwang nicht zu unterdrücken vermochte. Seine traurigen äußern Verhältnisse hatten die Entwickelung seines Geistes verhindert, seine großen Fähigkeiten waren theils eingezwängt, theils falsch geleitet worden. Doch diese hatten wieder durch Opposition und Uebung an Selbstständigkeit und Kraft gewonnen. Seine Gedanken, von keinem Lehrer eingeengt, hatten die Tiefen seiner eigenen Natur, das Dunkel seines eigenen Schicksals erforscht. Alle Empfindungen und Leidenschaften, von keinem andern Herzen nachempfunden, waren in sein eigenes zurückgepreßt, wo sie gleich dem vulkan'schen Feuer, das im Geheimen glüht und kocht, zu einer Stärke herangewachsen, die keinen Widerstand mehr ertrug.

Bis jetzt war Schiller als ein unnützer, unzufriedner und ungehorsamer Knabe angesehen worden, aber nun war die Zeit gekommen, wo die Riesengewalt seiner Natur die Fesseln der Schul-Disciplin durchbrach, die sie nur zu verdrehen und zu verderben bemüht gewesen war. Er trat auf wie ein Mann; er zerbrach diese schimpflichen Fesseln mit einer Kraft, die man bis zu den Gränzen Europens fühlbar wahrnahm. Mit dem Erscheinen der Räuber beginnt nicht nur in Schiller's Leben, sondern auch in der Literatur der Welt eine neue Epoche; auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß aus einer so geringfügigen Ursache als die verkehrte Stuttgarter Schul-Disciplin, das Resultat dieser Tragödie, welche sonst wohl nie geschrieben worden wäre, hervorging. Schiller begann sie in seinem neunzehnten Jahre, und wir wollen die Umstände, unter welchen sie gedichtet ward, Schritt

vor Schritt verfolgen. Sie ist das Produkt eines kräftigen, an keinen Zwang gewöhnten Geistes, der aufgerieben von einer Thätigkeit, die keinen Ausweg fand und empört über die einzwängenden Schranken, sich selbst unbewußt, mit den Phantomen kämpfte, die seine eigne, so qualvoll gefesselte Geisteskraft erzeugte. Eine kunstlose Einfachheit, mit einer düstern, alles überwältigenden Kraft gepaart, charakterisirt sie vorzüglich und erinnert eben so wohl an die noch mangelhafte Bildung, als an die glühenden, sich streitenden Gefühle ihres Verfassers. Vor allem andern tritt die letztere Eigenschaft sichtbar hervor; in den Räubern herrscht durchaus ein tiefes, oft an Entsetzen angränzendes tragisches Interesse. Ein furchtbares, nicht zu versöhnendes Fatum ist darin das herrschende Princip; dieses verhüllt und überschattet das Ganze; und unter seinem düstern Einfluß erscheinen die kühnsten Anstrengungen des menschlichen Willens nur gleich Blitzen, die den öden Schauplatz so flüchtig als gräßlich erhellen, und dann in ewiger Dunkelheit sich verlieren. Die unermeßlichen Abgründe der menschlichen Schicksale sind uns da eröffnet, schwarz und tief — und erschreckend, so wie sie dem jungen Gemüth bei seinem ersten Versuche sie darzustellen, erscheinen: Die Hindernisse, die unsern Fähigkeiten und Wünschen entgegentreten, das Täuschende der Hoffnung, die Nichtigkeit unserer Existenz, sind mit düstern Farben entworfen, wie sie einem Enthusiasten erscheinen, der zuerst sich ins Leben wagte, und die äußere Welt mit den im Innern genährten Vorstellungen von ihr vergleicht.

Karl von Moor ist ein Charakter, in dessen Betrachtung und Schilderung sich junge Dichter immer gefallen; die Aehnlichkeit von ihrer beiderseitigen Lage mußte Schillern denselben besonders werth machen. Moor

wird zu Handlungen durch Gefühle getrieben, die denen genau gleichen, unter welchen er selbst litt, und wie er sich wünschte zu handeln. In reichem Maße begabt mit jeder hochherzigen Eigenschaft des Mannes, waren die ersten Ahnungen und Aussichten des Lebens und der Rolle, die er darin zu spielen hatte, glänzend, ehrenvoll, wie der Traum eines Dichters; allein die untergeordnete Fähigkeit das Leben zu handhaben, gehörte nicht zu seinen Gaben; in seinem Eifer, das Ziel zu erreichen, hatte er vergessen, daß sein Lauf durch einen labyrinthischen Irrgarten führte, der überall mit Hindernissen umgeben ist, von denen man einige wohl überwinden, andern ausweichen, doch bei vielen keins von beiden thun kann. Immer fortgetrieben durch die tollkühne Heftigkeit seines Wesens, verwickelt er sich in diese Verlegenheiten, und meint, nicht mit Gewandtheit und Geduld, sondern mit offener Gewalt durch sie hindurch dringen zu können. Er sieht seine Hoffnungen vereitelt, sich betrogen und immer tiefer verstrickt; Ungerechtigkeit und Betrug, statt ihn zu warnen, reizen ihn nur noch mehr. Er hatte Helden erwartet, und findet erbärmliche Menschen; Freunde — und findet lächelnde Verräther, die ihn vom Wege ablocken, seine Verirrung benutzen und ihn dem Verderben preis geben; er hatte von Seelenadel und jeder großmüthigen Gesinnung geträumt, er findet, daß Klugheit die einzige Tugend ist, die Belohnung erwarten darf. Zu feurig von Natur, vermehrt sein gespannter Leidenszustand seine Raserei; er selbst ist jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, und kein Rathgeber steht ihm zur Seite; Keiner, dessen Mitgefühl sein Elend mildern, Keiner, dessen Klugheit ihn belehre, wie demselben abzuhelfen, oder es zu ertragen sey? Die Wuth spornt ihn zum Handeln; und diese Thätigkeit

ist blind und furchtbar zugleich. Da die Welt nicht die Heimath einer unverfälschten Rechtlichkeit ist, erscheint sie ihm wie eine Diebeshöhle; da ihre Gesetze nicht immer das Verdienst begünstigen, ja sogar oft den Schuldigen der Strafe entziehen, betrachtet er den geselligen Verein als eine Pestbeule, deren verderbliche Folgen durch jedes, auch noch so verzweifelte Mittel, zu verbessern, er sich in seiner Lage berufen fühlte. Rache ist die Haupttriebfeder seiner Handelsweise; allein er veredelt sie in seinen eigenen Augen dadurch, daß er ihr den Anstrich einer uneigennützigen Sorge für die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, — den Sturz des Lasters von seinen Ehrenstellen, der Aufhülfe leidender Tugend giebt. Als Einzelner gegen Alle aufzustehen, auf das ursprüngliche Gesetz des Stärkeren sich zu berufen, die Wagschale der Vorsehung mit Eines Sterblichen Hand zu erfassen: ist wahnsinnig und gottlos; allein Moor besitzt eine Kraft der Seele, wodurch dies gleichsam Ehrfurcht erweckend wird. Das große Interesse liegt in dem Kampfe seiner Riesenseele mit den furchtbaren Widersprüchen, die sie zuletzt überwältigen und in die dunkelsten Abgründe des Verderbens hinabstürzen. Die originelle Dichtung solch eines Werkes offenbart die ganze Kraft und Fülle der Jugend, allein auch ihre Unerfahrenheit; die Ausführung bestätigt dasselbe; die Charaktere der Tragödie, wenn gleich in glühendem Colorit dargestellt, sind dennoch eher Umrisse als Gemälde zu nennen; die wenigen Züge, die wir in ihnen entdecken, sind der Natur treu nachgeahmt, allein die übrigen fehlen ganz und gar. Alles darin bezeichnet den durchdringend mächtigen Geist, der die Menschen freilich nur in den Büchern studirte; der durch Selbstprüfung und Lesen der Geschichte einiger der Haupteigenthümlichkeiten der menschlichen Natur entdeckt und mit Kraft

aufgefaßt hat; dem jedoch die kleinern zusammengesetztern Motive fehlen, die dem Handeln des Menschen im wirklichen Leben zur Regel dienen, und die nur der Umgang mit lebenden Menschen uns aufzuschließen vermag. Wenn der Held des Stückes einigermaßen eine Ausnahme von dieser Bemerkung macht, so ist er doch die einzige Ausnahme; und dieses aus oben angeführten Gründen: sein Charakter gleicht dem des Autors. Selbst mit Karl Moor ist es ihm nicht vollkommen geglückt, und mit den übrigen Figuren noch weit weniger. Franz von Moor ist eine ausgeführtere Copie von Jago und Richard; allein die Copie ist verzerrt und ins Unnatürliche gesteigert. Franz trägt nicht den Stempel der Wahrheit: er ist ein theoretischer Bösewicht, welcher darauf studirt, seinen Endzweck durch die teuflischsten Mittel zu erreichen; und nachher sein Gewissen damit beschwichtigt, daß er, dem Priester gegenüber, für den Atheismus und Materialismus den Beweis führt. Er ist nicht jener echte Bösewicht, wie die Natur und Shakespeare ihn hervor brachte; der seine ganze Denkkraft anwendet, neue Pläne zu schaffen, neue Hülfsmittel zu entwerfen, und Gewissensbisse einärntet, wo er ihnen zu entgehen glaubt, indem er seine Furcht und Hoffnung auf die dringenderen Ereignisse weltlicher Geschäftigkeit richtet. Einen so scharf denkenden Bösewicht, wie Franz ist, kann es nie geben; seine Berechnungen müßten ihn der Rechtlichkeit zuführen, wenn auch nur blos darum, weil dieses die beste Politik wäre.

Amalie, die einzige weibliche Figur in dem Stück, ist eine liebliche Dichtung, doch eben so phantastisch als ihr Verfolger Franz. Ruhig und erhaben in ihrer glühenden Schwärmerei, der Liebe zu Moor ganz hingegeben,

bewegt sie sich vor unsern Blicken wie die Bewohnerin einer höheren, reineren Welt als die unsere. „Er segelt auf ungestümen Meeren," ruft sie aus, in einer Verworrenheit der Bilder, die bei ihr sehr verzeihlich ist; „Amaliens Liebe segelt mit ihm;" er wandelt durch ungebahnte sandigte Wüsten — „Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag sengt sein entblößtes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein, — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — aber die Seelen versetzen sich aus dem staubigten Kerker, und treffen sich im Paradies der Liebe." —

Sie ist ein schönes Traumgesicht, das reizende Ideal von eines Dichters erster Liebe; allein an ihr sind nur wenige Züge einer Sterblichen sichtbar.

Gleiche Mängel sind fast in all' den andern Charakteren nicht zu verkennen. Moor, der Vater, ist ein schwacher, gutmüthiger alter Mann, der nur in einem Gebilde der Fantasie in solchem Zustande der Ungewißheit bis in sein hohes Alter bleiben konnte.

Die untergeordneten Räuber sind kräftiger gezeichnet, jedoch nur als rohe, mißgeschaffene Gestalten; ihre Individualität soll sich durch unnatürliche Uebertreibung ihrer besondern Eigenthümlichkeiten hervorheben. Schiller selbst sprach in reiferem Alter einen strengen, jedoch nicht ungünstigen Tadel über dieses Werk aus, indem er sagte: sein hauptsächlichster Fehler dabei sei gewesen, daß er sich angemaßt, Menschen zu schildern, zwei Jahre früher, ehe er Einem begegnet wäre.

Sein Talent in der Kunst der Zusammenstellung über-

traf bei Weitem seine Weltkenntniß; allein auch diese war noch unvollkommen. Schiller's Styl in den Räubern ist theilweise mit den Ereignissen und Gefühlen, die sie uns darstellen, innig verwandt: nämlich kräftig, Staunen erregend, ja oft grandios, wild — doch zu gleicher Zeit grotesk und nicht künstlerisch genug bearbeitet; seine Sentenzen fallen nieder in roher Kraft, gleich der Keule des Herkules; der Streich ist oft von zermalmender Gewalt; allein der Schwung ist ungleich und ungeschickt. Wenn sich Moor in den unabsehbarsten Spitzfindigkeiten der uralten Frage: „Nothwendigkeit und freier Wille," verstrickt, und sich selbst überzeugt hat: er sei nur ein Werkzeug irgend einer dunkeln, unwiderstehlichen Macht, ruft er aus: „Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?" Die Theaterdirektion sagt: „mit Grausen erschüttern", Kein Wunder daß er erschütterte.

Schiller hat diese Fehler zugegeben, und ihren Ursprung mit offener, kräftiger Rede in einer Stelle erklärt, deren Schluß wir bereits anführten.

„Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, in welchem ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Ideenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses

Modell's, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte." —

„Unter diesen Umständen gänzlich fremd in allem, was menschlichen Charakter und ihre Schicksale betrifft, die Gränzlinie zwischen Engeln und Teufeln zu ziehen, dies war ein Unternehmen, welches mir daher natürlich nicht glücken konnte. Indem ich es versuchte, malte ich Ungeheuer, zu denen glücklicherweise die Welt kein Original stellt, und welchen ich keine Unsterblichkeit wünschen kann; es müßte denn seyn, um der Nachwelt das Erzeugniß des Genies in seinem unnatürlichen Verein mit Sklaverei erhalten zu wollen."

Jedoch ist es, ungeachtet aller dieser Auswüchse und Mängel nicht schwer, die außerordentliche Popularität in den Räubern darzuthun. Jedem Leser muß das Talent, zu rühren und zu erschüttern, vorzüglich in die Augen fallen; bei der Menge ist dies auch das Einzige; und liegt nicht das große Geheimniß, Andere zu rühren, darin, daß der Dichter zuvor selbst gerührt sey? Wir haben bereits gesehen, wie Schiller's Lage und Gemüthsart sich eignete, dieser Bedingung Genüge zu leisten. Eine Behandlung, die seiner freien Wahl so ganz widersprach, hatte sein Gemüth zu einer der Pythia ähnlichen Wuth gesteigert; und sein ungezügelter Genius war reich genug, um das Uebermaß seiner Gefühle Andern mitzutheilen, ja vielleicht noch mehr als Uebermaß, wenn wir nach unserm individuellen Eindruck schließen sollen, wo das Lesen der Räuber eine fast zur Qual gesteigerte Wirkung hervorbringt; wir fühlen uns im Innersten durch die Katastrophe verwundet; unsere Seele ist getrübt und vernichtet, als wären wir Zeuge der Hinrichtung eines Verbrechers gewesen.

Umsonst lehnen wir uns gegen die mannigfachen Widersprüche und Rohheiten des Stücks auf; all' diese Fehler werden ausgesöhnt durch die lebendige Kraft, die es durchglüht. Wir mögen die blinde Raserei des Helden bitter tadeln; allein es ist ein hoher Flug in seiner Größe, — eines Sturmwinds Macht in Leidenschaft und Willen, die das Herz hinreißt, und alle Zweifel der Kritik beschwichtigt. Das wahnsinnigste Unternehmen ist das von Karl Moor; allein seine große Seele giebt selbst diesem etwas Anziehendes. Wir sehen ihn mit Verzweifelten verbündet, wie er ihre wilde Kraft zu neuen kühnern Thaten anführt; er führt Krieg gegen die Verträge der menschlichen Gesellschaft, gegen die ewigen Gesetze des Schicksals.

Demnach folgen wir ihm mit Theilnahme durch die Wälder, durch öde Wüsteneien, die er, mit Gefahren umgeben, von kühnen Wagestücken begeistert, unaufhörlich von Vorwürfen gequält, durchwandert; und wir erwarten mit Entsetzen den Urtheilsspruch, den er verdient, und dem er nicht entgehen kann! Selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Verirrungen hören wir nicht auf, ihn zu lieben; er ist ein Erzengel, wenn gleich ein Gefallener; die große Seelenangst, mit welcher die Gegenwart auf ihm lastet, die Gewißheit der schrecklichen Zukunft, der er zueilt, und die er selbst nie aus dem Gesicht verliert, machen uns nachsichtig gegen seine Verbrechen. Wenn er wild und stürmisch seine Erinnerungen oder seine ausschweifenden Ahnungen vor uns ausschüttet: so übermannt uns jene furchtbare Gluth der Empfindung, trotz ihrer und seiner Uebertreibung. Die Scene auf dem Berge diesseits der Donau, wie er in die untergehende Sonne blickt und der alten Hoffnungen und Zeiten gedenkt, „wo er nicht schlafen konnte, hatte er sein Abendgebet vergessen," ist eine

jener Stellen, die mit all' ihren Unvollkommenheiten, dennoch ewig im Gemüth wiederhallt. „Seht," fährt er leidenschaftlich fort, „es ist alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt ist Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung. Umlagert von Mördern — von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinausschwindelnd in's Grab des Verderbens, auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!"

„Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Tagelöhner einer! — O, ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne."

„Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all' ihr Elysiums, Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiderbringlich!" —

Eben so wunderbar schön ist das Selbstgespräch Moor's, wo er mit der Waffe der Zerstörung in der Hand: dem

„Grausen Schlüssel, der das Gefängniß des Lebens hinter ihm schließt und vor ihm aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht," — über die finstern Räthsel seines künftigen Geschicks nachdenkt. Es giebt viele Selbstgespräche über diesen Gegenstand, von Hamlet's, Cato's Zeiten an, und früher. Vielleicht ist das schlechteste unter jenen sinnreicher; vielleicht aber auch das beste weniger feierlich groß, als dieses. Der heilige Dominikus selbst möchte erbeben bei einer Frage und einer Antwort, gleich der folgenden: „Wenn du nur irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht, und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muse, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern."

Energie, wild leidenschaftliche Kraft ist die vor allen hervortretende Eigenschaft Moor's. — Seine ganze Laufbahn zeigt dies, und sein Tod ist aus einem Guß mit der stolzen Kühnheit seines Lebens. Nachdem er die blutige That des Verbrechens, der Seelengröße und des Entsetzens zugleich, vollbracht hat, hält er den Selbstmord für einen zu leichten Ausgang aus der Welt Leben. Er hatte einen armen Mann gesehen, der auf der Landstraße für eilf Kinder arbeitete; eine große Belohnung war auf den Kopf des Räuberhauptmannes gesetzt; dieß Geld wird dem armen Teufel und seinen Knaben helfen, und Moor geht, es ihm zu verschaffen. Von Mitleid und Kummer bewegt scheiden wir von ihm, mehr die furchtbare Entsühnung seiner Verbrechen, als diese selbst im Auge.

Die untergeordneten Figuren, wenn gleich weniger ausführlich bearbeitet und in der Form verschieden, theilen

doch die Haupteigenschaft des Helden, nämlich eine sonderbare Mischung von Zügellosigkeit und wahrer Energie. Beim Lesen des Stücks, das ihre Charaktere und Schicksale darstellt, sind wir wechselsweise unangenehm berührt und wiederum begeistert. Es ist ein steter Kampf zwischen unserm Gefühl und unserem Verstande; jedoch im Ganzen trägt das erstere den Sieg davon. Die Räuber ist ein Trauerspiel, welches eine lange Zeit hindurch Leser und Bewunderer finden, und trotz aller seiner Fehler, tief ergreifen wird. — In unserm Andenken steht es aufgerichtet, gleich einer antiken rohen Säule aus einem barbarischen Jahrhundert; unregelmäßig, phantastisch — nutzlos; aber großartig in ihrer Höhe, ihrer Gediegenheit, und dunkelblitzender Schöne. Sie wird auf späte Zeiten hinaus ein wunderbares Denkmahl des frühen Genies, der frühen Schicksale ihres Autors bleiben.

Die Bekanntmachung eines solchen Werkes brachte natürlich in der literärischen Welt eine große Sensation hervor. Uebersetzungen der Räuber erschienen schnell, fast in allen europäischen Sprachen. Jede derselben ward mit großer Bewunderung und Tadel gemischt gelesen, je nachdem in den verschiedenen Gemüthern, die den Gegenstand betrachteten, Gefühl und Empfänglichkeit, oder Urtheilskraft die Oberhand hatte. Außerordentlich war der Enthusiasmus, den die Räuber in Deutschland erregten. Der junge Dichter hatte gleich einem Meteor in die Welt hinein gestrahlt, und die Bewunderung siegte lange Zeit über die kühle und vernünftige Kritik. In der Gährung, welche die allgemeine Erörterung dieses einzelnen Gegenstandes hervorbrachte, wurden des Dichters Naturgaben, so glänzend sie auch seyn mochten, noch vergrößert; und wenn auch das allgemeine Urtheil laut zu seinen Gunsten sprach

fand er doch sowohl Verläumder als Lobredner, und beide überschritten die Grenzen der Mäßigung.

Ein Angriff gegen ihn muß die Freunde des literärischen Ruhms sehr geschwächt und Schiller's rein tugendhaftes Gemüth sehr verwundet haben. Er ward beschuldigt, durch dieses Werk, der Moralität zu nahe getreten zu seyn; dem ungestümen feurigen Temperament der Jugend ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu haben, welchem nur allzuwahrscheinlich die jungen Leute begierig nachfolgen und dadurch von dem gebahnten und sichern Weg der Pflicht, zum Irrthum und Verderben verleitet würden. Es ist früher erzählt und seitdem oft wiederholt worden: daß ungefähr um diese Zeit ein praktischer Beleg dieser Lehre in Deutschland wirklich erfolgte. Man erzählte, daß ein junger Edelmann von den schönsten Gaben und den herrlichsten Lebensaussichten alle diese Vorzüge von sich gewiesen, sich in die Wälder begeben, und, Moor nachahmend, einen Lebenslauf begann, den er, wiederum nach Moor's Beispiel, wenn auch weniger aus freiem Willen, durch einen schmachvollen Tod beschloß.

Kaum ist es nöthig, dieser Theorie zu widersprechen, und zu beweisen: daß nur ein Kandidat des Irrenhauses sich so weit verführen lassen konnte, um einer so eingebildeten Größe willen, die wesentlichen Glücksgüter der Existenz hinzugeben, und Elend und Schande aufzusuchen. Der deutsche Edelmann mit den großen Gaben und brillanten Lebensaussichten war, so zeigt es sich nach genauer Untersuchung, ein höchst erbärmlicher Mensch, welcher, durch Ausschweifung und Schwelgerei dem Mangel preisgegeben, dieses Landstraßen-Handwerk ergriff, da er nichts anderes mehr ergreifen konnte; nicht verlockt durch einen

aufbrausenden Enthusiasmus, oder irgend einen heroischen, irregeführten Trieb nach großen Thaten, sondern von gröberen Aufregungen zudringlicher Dummköpfe, einem leeren Beutel und fünf ungestüm begehrenden Sinnen dazu getrieben. Vielleicht mag dieser Philosoph in spätern Tagen sich auf Schiller's Tragödie berufen haben: als sey sie die Quelle, aus welcher er seine Lebenstheorie geschöpft habe: ist es dieß, so glaube ich, war er im Irrthum! Einem Charakter, wie dem seinen, war Schwelgerei der mächtigste Reiz und der Galgen das einzige Zwangsmittel. So war es vor der Periode Karl von Moor's; ist seitdem gerade so gewesen und wird bis zu der Zeiten Ende so seyn. — Gibt es einmal solche Beweggründe, so ist selbst der Einfluß des allerverderblichsten Buchs kaum merkbar; und wäre es auch, so wäre der Nachtheil nur unendlich gering.

Schiller's Absicht bei den Räubern lag wohl nichts ferner, als daß man je solch einen Schluß daraus ziehen könne. In der Vorrede spricht er von der moralischen Wirkung der Räuber in Ausdrücken, die seinem Herzen Ehre machen, so wie sie zugleich die große Unerfahrenheit seines Kopfes beweisen. „Spott," so meint er, „sey längst gegen die Bösartigkeit der Zeiten versucht, ganze Ladungen von Nieswurz umsonst verschwendet worden; und nun glaube er, müsse man zu stärkern Arzneien schreiten." Wir mögen immerhin über das Naive dieser Idee lächeln, und mit großer Gewißheit schließen, daß dieses Specificum, gleich den andern, ohne auch eine nur merkliche Wirkung vorübergehen werde: allein Schiller's Rechtfertigung beruht auf wichtigern Gründen, als diesen. Sein Werk hat im Ganzen die höhern Kräfte unsrer Natur neu belebt; die Gefühle und Bilder, welche er ausgesprochen

und vor uns aufgestellt hat, zielen, trotz allem Zusatz, nur dahin: der Seele einen höhern Aufschwung zu geben, und somit ist er vollkommen gerechtfertigt. Was die Gefahr des Mißbrauchs der durch ihn mitgetheilten Begeisterung betrifft, und daß die allzugroße Vorliebe für die poetischen Aussprüche, die Vorschriften der Klugheit leicht in Vergessenheit bringen möchte, haben wir nicht gar viel zu befürchten. Bis jetzt mindestens hat rings um uns her die schwerfällige Wirklichkeit in ihrer ganzen Dumpfheit noch gesiegt, um jede Gluth im Keime zu ersticken, und uns schnell zu der nüchternen Flachheit der Prosa zurückzubringen, oder gar noch tiefer in dieselbe zu versenken. Wir sollten es dem Dichter Dank wissen, der uns solch einen Dienst erzeigt, und die zu strenge Untersuchung ob das Stück auch Moral genug enthalte? weglassen. Der Verfasser eines Werkes, welches Antheil einflößt, und das geistige Wesen des Menschen aufregt, hat eben so wenig Ursache, sich zu rechtfertigen, wie er diese oder jene wichtige Sage der Vorzeit, oder ein späteres Ereigniß, in seinem Werke ausführt, als derjenige, welcher eine edle Handlung thut, deren Verdienstlichkeit nicht zu beweisen braucht, indem er sie aus dem System von Shaftsbury oder Smith, oder Paley, irgend Eines, dessen System gerade vielleicht Mode ist, herleitet. Die rechte Belehrung des Einen, das Edle und Große des Andern besteht unabhängig von allen Satzungen und Systemen, und allen zum Trotz.

Allein die Tragödie „die Räuber" gab Anlaß zu einigen andern Unannehmlichkeiten, von weit empfindlicherer Art, als jene vermeintlichen theoretischen Schaden. Wir nannten weiter oben „die Räuber" das Signal von Schiller's Befreiung von Schultyrannei und militärischem

Zwang; allein die Wirkung in dieser Hinsicht trat nicht unmittelbar ein, ja es schien sogar, fürs Erste ihn noch tiefer als zuvor darein zu verwickeln. Er hatte den Haupt-Entwurf desselben im Jahr 1778 vollendet; allein aus Furcht zu beleidigen, hielt er es geheim, bis seine medicinischen Studien beendet waren. *) Diese hatte er während der Zeit mit hinlänglichem Fleiß betrieben, um die gewöhnlichen Ehrengrade darin zu erreichen. **) Dem-

*) Hierüber giebt Doering folgende Anekdote. Schiller wurde einst von einem Lehrer überrascht, als er eine Scene aus seinen Räubern einigen von seinen vertrauten Freunden vordeklamirte. Bei den Worten, die Franz Moor zu Moser sagt: „Ha was! Du kennst keine drüber? Besinne Dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes! — Keine einzige drüber“ — öffnete sich die Thür und der hereintretende Aufseher sah Schiller'n halb in Verzweiflung die Stube auf- und niedergehen. „Ei, so schäme man sich,“ sagte er zu ihm, „wer wird denn so entrüstet seyn und fluchen!“ Die andern Zöglinge lachten hinter dem Inspektor ins Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!“ —

**) Seine lateinische Abhandlung unter dem Titel: „Philosophie der Physiologie,“ die er im Jahr 1778 schrieb, ward nie gedruckt. Seine Probeschrift nach beendigtem Cursus ward, der Sitte gemäß, öffentlich bekannt gemacht. Der Gegenstand ist kühn genug: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Dr. Cabanis hat sie seitdem sehr angegriffen. Schiller's Abhandlung ist uns nie zu Gesichte gekommen. Doering sagt: „sie war längst nicht mehr im Buchhandel, ist aber neuerlich in Fr. Nasse's Zeitschrift für physische Aerzte u. s. w. (Leipzg. 1820) mitgetheilt worden.“ Hinsichtlich ihres Verdienstes schweigt er.

zufolge erlangte er im Jahr 1780 die Stelle eines Chirurgen bei dem Regiment Augé in der würtembergischen Armee. Diese Beförderung machte ihm die Ausführung seines Planes: die Räuber auf seine eignen Kosten drucken zu lassen, möglich, da er keinen Buchhändler fand, welcher dieß unternehmen wollte. Die Beschaffenheit des publicirten Werkes, und der allgemein dadurch erregte Antheil, zog die Aufmerksamkeit auf die nähern häuslichen Verhältnisse des Verfassers, welchen „die Räuber," so wie andere seiner Schriften, die sich in den periodischen Zeitschriften Bahn gemacht hatten, als einen ausgezeichneten Menschen beurkundeten. So manche förmliche Personen fühlten sich durch die in „den Räubern" ausgesprochenen ungestümen Gesinnungen höchst unangenehm berührt; und das unbezweifelte Talent, welches selbst in diesen Auswüchsen des Genies sich aussprach, machte die Sache nur schlimmer. Vor allen andern waren Schiller's Vorgesetzten diese Dinge unbegreiflich. Er möge allenfalls ein großes Genie seyn, allein er war gewiß ein gefährlicher Diener Sr. Durchlaucht des Herzogs von Würtemberg. Dienstfertige Leute mischten sich in die Sache: ja sogar die Viehhändler aus den Alpen mußten gegen ihn zeugen. Die Magistratspersonen von Graubünden, scheint es, hatten das Werk gesehen, und schnaubten vor Zorn, daß von ihnen darin, nach einem schwäbischen Sprichwort, als von gemeinen Straßen-Räubern, die Rede war;*) sie beklagten

*) Die anstößige Stelle ist aus allen folgenden Ausgaben sorgfältig gestrichen worden. Sie befand sich in der dritten Scene des zweiten Aktes. Spiegelberg, der sich mit Ratzmann unterredet, bemerkt: „einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem

sich in dem Hamburger Korrespondenten, und ein Fuchs in Ludwigsburg, ein gewisser Walter, dessen Name so im Gedächtniß behalten zu werden verdient, gab sich freiwillig dazu her, ihre Sache bei dem Herzog zu führen.

Der Herzog, von allen diesen Dingen unterrichtet, sprach sein Mißfallen über Schiller's poetische Arbeiten nur zu deutlich aus; Schiller ward sogar zuletzt aufgefordert, vor ihm zu erscheinen; und da wies es sich denn aus, daß Se. Durchlaucht nicht nur über die moralischen und politischen Fehler dieses Werks sehr unzufrieden waren, sondern noch überdieß an seinem Mangel literärischen Werthes ein Aergerniß genommen hatten. In Hinsicht des Letztern war er gnädig genug, seine eignen Dienste ihm anzubieten. Doch Schiller scheint den Vorschlag nicht mit hinreichender Dankbarkeit angenommen zu haben, und die Zusammenkunft gewährte weder von der einen noch der andern Seite den geringsten Vortheil, und schloß mit des Herzogs Befehl, Schiller möge bei medicinischen Gegenständen stehen bleiben, oder wenigstens sich gänzlich aller poetischen Schriften, die er nicht zuvor seiner Durchsicht vorgelegt, enthalten.

Dieser Theil von des Herzogs Lebensgeschichte bedarf keines Kommentars: seine Behandlung Schiller's ist

Spitzbuben will's Grütz; auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbuben-Klima;" in der ersten Ausgabe folgt noch der Zusatz: "Und da rath ich Dir, reis' Du in's Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Der Patriot, der bei dieser Gelegenheit für die Ehre der Graubündner als Kämpfer auftrat, um diese wichtige Beschuldigung von ihnen abzuwälzen, war, (nicht Dogberry oder Verges, sondern) einer aus der edeln Familie von Salis.

bereits hinlänglich gerächt. Dem gesammten Menschengeschlechte wird, wenn dieß überhaupt geschieht, sein Andenken hauptsächlich darin in Erinnerung bleiben: weil er diesen allein stehenden Jüngling so streng behandelte und später auf eine grausame Art verwundete. Man wird sich seiner mit der Schadenfreude erinnern, die wir jedesmal empfinden, wenn ein Gewaltiger, der dieß ja doch nur der Convention verdankt, und vorzüglich wenn dieser außerdem noch despotisch und oberflächlich ist, den von der Natur Geadelten, welchen ein blinder Zufall seiner Herrschaft übergab, unterdrücken will, und findet, daß — er es nicht kann! —

Doch dieß ist schon weit mehr, als der Beherrscher von Würtemberg verdient. Von beschränkten Fähigkeiten, in den französischen Grundsätzen des Geschmacks erzogen, welche damals unter Personen seinen Ranges in Deutschland einzig galten, hatte er „die Räuber" mit offenbarem Widerwillen gelesen. Er konnte in dem Verfasser nur einen irre geleiteten Schwärmer sehen, der mit Talent zu spärlich ausgerüstet sey, um je gefährlich zu werden. Und obgleich er niemals ganz und in gehöriger Form diese Ungerechtigkeit zurücknahm, so ließ er ihr doch nicht weiter freien Lauf. Der Herzog hörte auf Schiller'n zu zu verfolgen, sobald dieser der Welt rühmlichst bekannt ward. Er behielt den Vater stets in seinen Diensten und war nicht mehr unfreundlich gegen ihn.

In der Zwischenzeit erwarteten jedoch Schiller'n mannigfache Kränkungen. Umsonst übte er selbst die strengsten Pflichten seines Standes mit der gewissenhaftesten Treue, ja sogar, wie man sagt, mit ausgezeichneter Geschicklichkeit; er blieb ein verdächtiger Mensch und seine harmlosesten Handlungen wurden falsch gedeutet; seine

leichtesten Vergehen mit dem ganzen Umfange amtsmäßiges Strenge untersucht. Seine geschäftige Einbildungskraft verschlimmerte nur das Uebel. Er hatte den armen Schubart *) gesehen, wie er seine acht traurigen Jahre der Gefangenschaft in der Festung Asperg ausdauern mußte, weil er „den Gewaltigen ein Stein des Anstoßes“ war. Das Schicksal dieses unglücklichen Schriftstellers erschien Schiller'n als ein Vorbild seines eigenen; sein freier Geist erbebte bei der Aussicht, seine Kraft im Kampfe mit den erbärmlichen Beschränkungen, den kleinen und endlosen Verfolgungen der Menschen zu vergeuden, die ihn zwar nicht erkannten, aber doch sein Geschick in Händen hatten. Die Schreckensbilder: Gefängniß und Kerkermeister umschwebten und marterten unaufhörlich seine Seele, und die Mittel, ihnen zu entgehen, der Poesie, der Quelle aller seiner Freuden, wenn gleich auch manches Wehes, dem strahlenden Leitstern seiner düster umwölkten Existenz zu entsagen, dieß erschien ihm wie ein Todesstreich gegen Alles, was in seiner Natur Würdiges, Erfreuliches und des Behaltens werth war.

Gänzlich unbekannt mit Allem, was Welt heißt, sich des Mächtigen, was in seiner Seele schlummerte, bewußt, und stolz darauf, wie der König auf sein Scepter; heftig aufbrausend, wenn er gereizt wurde, und dem ungerechten Zwange Trotz bietend; jedoch seiner zarten Natur nach schwankend und schüchtern; und noch mehr in der Freiheit seiner Bewegungen gehemmt durch die Verhältnisse seines Vaters, die gänzlich von des Herzogs Willen abhingen: fühlte sich Schiller in hohem Grade eingeengt, bewegt und gequält. Gedrängt durch die aller-

*) Siehe Anhang Note A.

mächtigsten und widerstreitendsten Antriebe, bald diesen, bald jenen Weg einzuschlagen; zur Verzweiflung getrieben durch die ihn lähmenden Fesseln, und dennoch durch die heiligsten Verpflichtungen gehindert, sie zu brechen, wußte er nicht, was er beschließen sollte, und hielt sich für den allerunglücklichsten der Menschen.

Die Zeit endlich gab ihm die Lösung; Umstände traten ein, die ihn zu einem Entschluß nöthigten. Die Popularität „der Räuber" hatte ihn mit verschiedenen Freunden der Literatur in Briefwechsel gebracht, welche den Autor in Schutz zu nehmen, oder ihn zu neuen Unternehmungen aufzuregen wünschten. Unter der Zahl derselben befand sich der Freiherr von Dalberg, Ober-Intendant des Mannheimer Theaters; von ihm angetrieben und unterstützt, arbeitete Schiller „die Räuber" um; ließ manche Stellen daraus weg und brachte sie im Jahr 1781 auf die Bühne. Der Briefwechsel mit Dalberg begann mit literärischen Erörterungen, stieg aber nach und nach bis zum Austausch höherer Gegenstände und Empfindungen. Dalberg liebte den hochherzigen Enthusiasten, der sich in Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten verwickelt sah, aus welchen seine gänzliche Unerfahrenheit ihn nicht herauszureißen vermochte; er empfand Theilnahme für ihn, und gab ihm Rath, sogar thätigen Beistand. Schiller erwiederte seine Gunst mit all' jener Dankbarkeit, die ihm als seinem großmüthigen, ersten und damals einzigen Wohlthäter gebührte. Seine Briefe an diesen würdigen Mann sind aufbewahrt und kürzlich herausgegeben worden: sie malen uns das lebendigste Bild der qualvollen Lage Schiller's in Stuttgart, seines Ungeschicks und heißen Verlangens sich von derselben zu befreien. *)

*) Siehe Anhang Note B.

Sein Lieblingsplan war: Dalberg möge ihn, mit Erlaubniß des Herzogs, als Theaterdichter nach Mannheim bringen; es gab einen Moment, wo er sogar den Vorsatz hatte, Schauspieler zu werden.

Keiner dieser Pläne war einer unmittelbaren Ausführung fähig, und Schiller's Lage ward immer verwickelter, seine Verlegenheiten immer dringender. Von dem natürlichen Gefühl eines jungen Autoren hingerissen, hatte er gewagt, ins Geheim nach Mannheim zu gehen, um dort Zeuge der ersten Aufführung seiner Tragödie zu seyn. Sein Incognito verbarg ihn nicht; ihm ward für dieses Vergehen eine Woche Arrest auferlegt; und als die Strafe ihn nicht abhielt, das Gebot auf eine gleiche Weise nochmals zu überschreiten, erfuhr er, daß man darauf sann, weit härtere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Dunkle Andeutungen von einer exemplarischen, ihm über dem Haupte schwebenden Strafe wurden ihm gegeben; und Dalberg's Hülfe, die einzige Hoffnung, dieselbe durch friedliche Mittel abzuwenden, war entfernt und zweifelhaft. Schiller sah sich aufs Aeußerste getrieben. Bestürmt von den Leiden der Gegenwart, mit den schrecklichsten Anzeigen von allen Seiten umringt, bis aufs Aeußerste zur Erbitterung gereizt, jedoch gezwungen, still zu schweigen, ja das Ansehen der Geduld zu haben, konnte er diesen, ihn fast bis zum Wahnsinn treibenden Zwang nicht länger ertragen. Er beschloß frei zu seyn, es koste auch, was es wolle; Vortheile aufzugeben, die er so theuer nicht bezahlen mochte; seine stiefmütterliche Heimath zu verlassen, allein ohne Freund hinaus ins Weite zu wandern, und sein gutes Glück auf dem großen Schauplatz des Lebens zu versuchen.

Ein fremder Fürst war so eben in Stuttgart angekom-

men; das ganze Volk war in Bewegung, nur darauf bedacht, das Schauspiel seines Einzugs mit anzusehen. Schiller ergriff diese Gelegenheit, aus der Stadt zu flüchten; unbesorgt, wohin er ging, nur daß die Gefängnißknechte des Herzogs und seine Gerichtsdiener ihn nicht erreichen möchten. Dieß geschah im Monat October 1782.

Dieser letzte Schritt führte die Katastrophe der Herausgabe „der Räuber" herbei, vollendete Schiller's Befreiung aus dieser widrigen Sklaverei, in welcher seine Jugend dahin geschwunden war, und war entscheidend für sein ganzes übriges Leben. Schiller stand in seinem zwanzigsten Jahre, als er Stuttgart verließ: „leer" wie er von sich selbst sagte, „im Beutel, und arm an Hoffnung!" — In der That lag die Zukunft in dunkle Nebel gehüllt vor ihm! — Ohne Beschützer, ohne Connection, ohne Vaterland hatte er sich hinausgewagt, auf seine eigne Gefahr ohne alle Mittel, ohne Erfahrung oder festgesetzten Plan stand es doch sehr zu befürchten, daß der Kampf gegen ihn sich richten werde. Dennoch war seine Lage, wenn auch trübselig genug, nicht jedes Lichtstrahles beraubt. Jetzt war er ein freier Mann; frei, wenn auch arm, und seine starke Seele belebte sich aufs Neue, so wie seine Fesseln abfielen, und jauchzte in ihm laut auf im dunkeln Vorgefühl großer, weit greifender Unternehmungen. Ward er auch gleich auf eine rauhe Art in bittere Mühseligkeiten und Stürme des Lebens hinausgeworfen, so war die vorhergegangene Pflege doch nicht allzuzart gewesen; ihm war bereits gelehrt worden, Entbehrungen und Ungemach als tägliche Begleiter zu betrachten. Wußte er auch oft im verworrenen Treiben der menschlichen Gesellschaft nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, so wohnte ihm doch eine innere Kraft bei, die über so mannichfache Schwie-

rigkeiten ihm hinweghalf; ein „Licht des Himmels“ erhellte seinen Pfad, und dieses, führte es ihn auch nicht dem Reichthume und großen Auszeichnungen entgegen, so bewahrte es ihn doch vor niedrigen Gesinnungen und entehrenden Lastern. Von ganzem Herzen und mit allen Kräften seiner Seele liebte er die Literatur und alles Große und Edle, welches ihr wahres Streben umfaßt; diesem begeisternden Gegenstande weihte er sich nun ausschließend; ward er nur mit diesem vertrauter, und mit den ersten Lebensbedürfnissen in bescheidensten Maaße versehen, so gab es wenig nur, was ihn reizen mochte. Sein Leben konnte unglücklich, doch niemals niedrig seyn; er ward muthvoller, als bessere Zeiten für ihn eintraten. Schiller fühlte alles dieß nach und nach, und schöpfte Trost daraus, während ihm bessere Tage aufdämmerten. Zu furchtsam, sich in dem, Stuttgart so nahen Mannheim für sicher genug zu halten, ging er nach Franken hinüber, wo seine Existenz zu Oggersheim unter dem Namen Schmid ängstlich genug war; doch Dalberg, welcher alle seine Leiden kannte, versah ihn mit Geld gegen augenblicklichen Mangel; und eine großmüthige Frau bot ihm eine Heimath an. Fr. v. Wollzogen lebte auf ihrem Gute Bauerbach, in der Nachbarschaft von Meinungen; Schiller war ihr durch seine Schriften und seinen nähern Umgang mit ihren Söhnen bekannt, mit welchen er in Stuttgart studirt hatte. Sie lud ihn in ihr Haus ein, und behandelte ihn mit einem Wohlwollen, das ihn die Vergangenheit vergessen, und ihn heiter vorwärts in die Zukunft blicken ließ.

In diesem gastfreundlichen Hause hatte Schiller Muße, die verworrene und noch sehr zweifelhafte Gestaltung seiner Angelegenheiten mit Besonnenheit zu prüfen.

Glücklicherweise gehörte sein Charakter nicht zu der wimmernden, sentimentalen Klasse; er war nicht einer von denen, wo der Druck des Unglücks nichts als nutzlose Qualen hervorbringt, welche die Zeit anwenden, ihr Elend zu nähren, zu zergliedern, es zu bejammern, während sie alles aufbieten sollten, Linderung herbeizuführen. Ihm war ein starkes Gefühl immer der Aufruf zu kräftigen Handlungen; er besaß die Fähigkeit, seine Traurigkeit zu besiegen, in einem hohen Grade, indem er seine Gedanken, nicht etwa darauf richtete, wie er sie erdulden, oder auf eine anziehende Weise aussprechen könne, sondern indem er sie auf Pläne verwandte, sich gänzlich davon zu befreien. Dieser Richtung oder Gewohnheit des Gemüthes, die so selten bei Männern von Genie, — (nämlich Männern einer höhern Gattung, als die blos sentimentalen, deren Gefühl aber mit ihrer Erfindungsgabe, und Thätigkeit außer allem Verhältniß steht) — hatte er keinen geringen Antheil an seinen nachherigen glücklichen Lebensumständen zuzuschreiben. Mit dieser Denkungsart konnte Schiller, der nun endlich Herr und Meister seiner Handlungen war, nicht verlegen über Lebenspläne, oder einen festzusetzenden Beruf seyn. Kaum hatte er sich in Bauerbach häuslich niedergelassen, so nahm er unverzüglich seine poetischen Beschäftigungen wieder vor, und vergaß in den Regionen der Phantasie die ungewisse schwankende Wirklichkeit, oder schmeichelte sich mit der Hoffnung, Alles durch sein literärisches Leben zu verbessern. Freilich möchte die Klugheit der letzten Handlungsweise von so manchem vorsichtigen, weisen Manne mehr als bezweifelt werden; es war leicht, vorherzusagen, daß Einer, der den Hafen so rasch und unvorbereitet verläßt, mit solcher Hast dahin segelt, wahrscheinlich Schiffbruch erleiden müsse, ehe die

Reise noch weit vorgerückt war. Doch der Verlauf einiger Monate machte allen diesen Prophezeihungen schnell ein Ende. Noch war kein Jahr seit seinem plötzlichen Verschwinden aus Stuttgart vorüber, als Schiller seine „Verschwörung des Fiesco" und „Kabale und Liebe" in die Welt hinaus sandte; Tragödien, welche hinlänglich bezeugen, daß, so kritisch und mühsam die von ihm erwählte Lebensweise auch seyn mochte, er mehr als hinreichende Hülfsmittel besaß, mehr als das Leben mit seinen Bedürfnissen erfordert. Fiesco hatte er während seines Arrests in Stuttgart angefangen. Dieses wurde mit den andern Schauspielen im Jahr 1783 herausgegeben, und bald nachher mit allgemeinem Beifall auf die Mannheimer Bühne gebracht. Es war jetzt ungefähr drei Jahre, seitdem sein dichterisches Werk „die Räuber," vollendet, fünf Jahre, seitdem die erste Skitze davon entworfen worden war. Die zwei Drama's sind ein auffallender Beweis, mit welchem Eifer Schiller in jener Zwischenzeit seine geistige Bildung fortsetzte. Die erste Jugendgluth ist in ihnen noch unverkennbar; allein sie ist geläutert durch die Regeln einer gereiftern Vernunft, und daher mehr geeignet, die Produkte einer talentvolleren glücklichern Erfindung zu beleben. Schiller's Ansichten der Kunst hatten sich erweitert, waren klarer geworden; seine Lebenskenntniß hatte einen größern Umfang gewonnen. Er war genauer eingedrungen in die Grundprinzipien der menschlichen Natur, und in die Zustände, in welchen sie sich gewöhnlich entwickelt; er hatte weit richtigere und sichere Ansichten der Art und Weise erlangt, wie dieß Alles darzustellen sey.

Wir bewundern nicht nur in „Fiesco" das energische Feuer, womit der Autor seine Charaktere belebt, sondern auch die außerordentliche Bestimmtheit, mit welcher

er dieselben zeichnet, ohne sie zu überladen, und die Lebendigkeit, mit der es ihm gelungen, jede Scene, worin sie handelnd auftreten, auszumalen; die politischen und persönlichen Beziehungen des Genuesischen Adels, die üppige Pracht, die Intriguen, die entgegengesetzten und streitenden Interessen, die sie unter einander beschäftigen, sind uns vor die Augen gestellt; wir sind im Stande, die Verwickelung der Verschwörung zu begreifen und zu beurtheilen; wir gesellen uns zu den großartigen, Staunen erregenden Begebenheiten, welche die Katastrophe herbeiführen, als lebten wir darin. Die Katastrophe selbst ist mit besonderer Wirkung entfaltet. Das mitternächtliche Schweigen der schlafenden Stadt, einzig durch die fernher tönenden Laute der Wachen, das dumpfe Brausen der See, oder den verstohlenen Fußtritt, die verstellte Stimme Fiesco's unterbrochen; dieß Alles wird unsrer Einbildungskraft durch einige flüchtige, aber deutliche Züge vorgeführt; uns dünkt, wir stünden in der tiefen Todesstille Genua's, das große Signal erwartend, welches so furchtbar über seinen Schlummer hereinbrechen soll. Endlich fällt der Alarmschuß; der darauf folgende wilde Aufruhr ist nicht weniger ergreifend geschildert. Die Gewaltthaten und Schreckenstöne, Staunen und Entsetzen, die donnernden Kanonen, der dumpfe Klang der Sturmglocke, das Geschrei einer Menschenmasse von Tausenden, „die Stimme Genua's zu Fiesko sprechend" — Alles dieß ist mit einer Lebendigkeit und Kraft uns vergegenwärtigt, welche schon allein hinreicht, zu zeigen: daß dieß kein gewöhnliches Genie von beschränkter Fassungskraft und Erfindung, kein gewöhnliches Talent in der Anordnung und Ausführung der Resultate des erstern ist.

Nicht diese höchst glückliche Schilderung der Umstände und der unserem Auge dargestellten Scenen ist es, die un-

sern vorzüglichen Genuß ausmachen. Die Fähigkeit, durch Dunkel und Verwirrung hindurchzudringen, die charakteristischen Züge eines Gegenstandes, er sey nun abstrakt oder wesentlich, aufzufassen; die letztern auf die lebendigste Weise zu schildern; eine genaue, scharfsichtige Auseinandersetzung der erstern zu geben: ist die wesentliche Eigenschaft des Verstandes, und am höchsten gesteigert behauptet dieselbe einen der ersten Plätze in der Stufenleiter geistiger Kräfte. Allein der schöpferische Genius des Dichters, vorzüglich des dramatischen Dichters, ist weit seltener und steht daher noch höher. In dieser Beziehung steht „Fiesko", ohne vollkommen zu seyn, dennoch in der sich auszeichnenden Classe des Vortrefflichen. Die Charaktere sind im Ganzen sehr bezeichnend und kräftig gedacht und ausgeführt. In der That sind noch Spuren früherer Fehler zu entdecken; der Mangel an Biegsamkeit scheint das Genie des Autors noch einzuengen, seinen Bewegungen noch eine gewisse Steifheit und Schwere zu geben. Unbezweifelt bleibt seine Erhabenheit, obschon sie nicht immer die Beihülfe wilder Kontraste und bloß theatralischer Effekte verschmäht. Er malt mit glühenden, lebendigen Farben, doch noch ohne hinreichende Kunst, sie zart zu verschmelzen; er erweitert die Natur eher, als daß er sie läutert; er läßt aus und verbirgt die Lücke nicht genug. Fiesko hat nicht den vollkommenen Zauber eines, wenn auch idealisirten, doch wahrhaften Abbildes der Wirklichkeit; seine Anziehungskraft liegt mehr in einer Art kolosaler Größe, deren Vortheil es erheischt, nur aus der Ferne gesehen zu werden. Doch die mit dem Stück verwachsnen Schönheiten lassen diese Mängel mehr als vergessen. Ist auch die dramatische Behandlung nicht durchaus gelungen, so ist sie doch dem Gelingen sehr nahe; und ein ununterbrochener Strom mächtiger Gedanken und

Empfindungen reißt uns fort, und verhindert, das Fehlende zu bemerken. Wir finden Beweise großen, philosophischen Scharfsinns; große Gaben der Erfindung; überall, sehen wir die Resultate des ernsten Studiums durch kühne Bilder und die Großartigkeit der Gefühle belebt. Die Hauptereignisse sind von blendender Schöne; die Haupt-Charaktere tragen das Gepräge der Kraft und der Hoheit, die dem entspricht; — Gluth des Herzens, große Geistesfähigkeit und Einbildungskraft umgeben uns von allen Seiten. Der Total-Eindruck ist großartig und erhebend.

Fiesko's Charakter ist in der Wahrscheinlichkeit begründet, und zugleich tragisch höchst anziehend. Die prachtvoll üppigen Feste, die seine kühnen Pläne künstlich verschleiern, mildern die Rohheit jener Kraft, die dadurch zur Hälfte sich verliert. Sein gränzenloser Stolz treibt ihn nicht nur zur Verachtung jeder Unterwürfigkeit, sondern auch zu Handlungen erhabener Seelengröße; sein blindes Vertrauen in sein gutes Geschick scheint durch seine Furchtlosigkeit und unerschütterliche Gegenwart des Geistes noch mehr Sicherheit zu erhalten. Sein Ehrgeiz war nicht minder edel als seine übrigen Eigenschaften; er ist weniger ängstlich besorgt, daß seine Gegner seiner Macht als vielmehr seinem Edelmuth und seiner Charaktergröße weichen möchten. Eigenschaften, die bei ihm nur das Symbol und der eigenthümliche Beruf der Macht und Gewalt sind.

Der Ehrgeiz in Fiesko ist der jedem Gemüth angeborne Wunsch, seinen individuellen Einfluß zu erweitern, seine eigene Geistesthätigkeit von tausend eng verbundenen Seelen zurückstrahlen zu sehen; allein es ist der gewöhnliche Wunsch, der einen ungewöhnlichen Menschen beseelt. Er begehrt nicht zu herrschen, damit er Anderer Willen gleichsam durch die natürliche Gewalt des seinen bezwinge; er möchte uns

an der einmal herrlich offenbarten Größe gleich Sklaven leiten und strebt vor allen darum nach Herrschaft, weil diese ihn in den Stand setzt, jene an den Tag zu legen. „Nicht der Tummelplatz des Lebens — sein Gehalt bestimmt den Werth.“ Die höchste Macht ist ihm beneidenswerth, nicht wegen des sie umgebenden Glanzes, nicht weil sie der Gegenstand allgemeiner roher Bewunderung ist; sondern weil sie in der gesammelten Kraft einer Nation dem stolzesten Sterblichen ein würdiges Ziel darbietet, all' seine Kräfte daran zu üben. „Zerstücke den Donner in seine einfachen Sylben, und Du wirst Kinder damit in den Schlummer singen; schmelze sie zusammen in einen plötzlichen Schall und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen.“

Er ist in seiner Zuneigung nicht weniger heftig als in seinen andern Leidenschaften; sein Herz kann dahin schmelzen in Zärtlichkeit, ja fast bis zur Schwäche durch die sanfte Ueberredung seiner Leonora; der Wunsch, dieses liebenswürdige Wesen hoch zu stellen, hat keinen geringen Antheil an dem Motiv seines gefahrvollen Unternehmens. Er ist in der That ein großer Mann, und hätte einer der Edelsten seyn können; wenn er im blinden Jagen nach Größe von der unbedingten Rechtlichkeit abweicht, so ehren wir doch seine glänzenden Eigenschaften, und erkennen die Macht der Lockungen an, die ihn irre führten.

Nur leise und schwach verdammen wir seine Gefühle, als er nach einer im Kampfe mit dem strengern und in dem seinen Wünschen angemessenern Patriotismus durchwachten Nacht aus seinen Fenster blickt, wie die Sonne eben in ihrer stillen Pracht aufsteigt, die Wellen und Berge, die unzähligen Palläste und Dome, und die Thürme Genua's vergoldet, wie er da in Entzücken ausruft: „Diese majestätische Stadt!

Mein! und darüber empor zu flammen gleich dem königlichen Tag, darüber zu gebieten mit monarchischer Kraft — all' die kochenden Begierden, all' die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen!" Wir bewundern Fiesko, wir tadeln ihn, und fühlen ihm doch Alles nach. — Er ist fast erdrückt von dem schweren Getriebe, das er selbst in Bewegung gesetzt hat und zu leiten hoffte. Wir beklagen sein Geschick und gestehen ein, daß es nicht unverdient war; er ist ein freiwilliges Opfer der Kunst und Kabale.

Fiesko ist nicht der einzige in die Augen fallende Charakter in dem Stück, das diesen Namen trägt. Die beschränkte, fanatisch republikanische Tugend des Verrina, die milde, verehrungswerthe Weisheit des alten Doria; die unbezähmte Verworfenheit seines Neffen, selbst die kalte, selbstgefällige, unverbesserliche Gottlosigkeit des Kehlenabschneiders, des Mohren, alles lebt in unserer Erinnerung; doch nächst Fiesko ist der Charakter seines Weibes Leonora am anziehendsten. Leonore ist der Amalie in „den Räubern" verwandt, doch in weit verwickeltere Verhältnisse verflochten, und dem wirklichen Leben näher gebracht. Sie ist eine Heldin wie Schiller am liebsten sie darstellt. Sanft und schüchtern von Natur, jedoch von himmlisch reiner Gluth entbrannt für Alles, was groß und edel, schmiegt sie sich an ihren Gatten, als wäre ihr Wesen Eins mit dem seinen; sie träumt von fernen friedlicheren Scenen, wo Fiesko ihre Welt, sie die seine nur ausmachen werde; sie hat nur den schönen Begriff von Liebe, daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge, ihn anspräche in jeder Fußtapfe der Natur; daß ihm die schöne majestätische Welt nichts wäre, als der prächtige Diamant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild gestochen ist.

Ihr Charakter scheint den des Fiesko, zurückzustrahlen, nur daß hier die rohe Stärke verfeinert, und in einem himmlischen Gebild von Reinheit — Zartheit — rührender Anmuth verklärt ist. Die Eifersucht selbst kann sie nicht zum Zorn reizen; und glaubt sie sich vergessen, so schmachtet sie nur in einem, in sich selbst verschlossenen Kummer. Liebe allein kann bei ihr Leidenschaft werden; allein von dieser getrieben giebt es für sie keine scheue Furcht, keine Schwäche mehr. In der Nacht, wo Fiesko's Schicksal entschieden werden soll, kann sie in ihrem Pallast nicht bleiben; sie stürzt hinaus wie begeistert, um ihres Gatten Gefahren und Heldenthaten zu theilen, und kommt um in dem Tumult!

Der Tod Leonorens auf diese Weise herbeigeführt und in diesem Moment, wird mit zu den Fehlern des Werks gerechnet; Fiesko's Tod bei welchem Schiller von der Geschichte abzuweichen wagte, darf man wohl günstiger beurtheilen. Fiesko ertrinkt hier nicht zufällig, sondern der verruchte Verrina, der in seiner Wuth über den politischen Abfall alle Gefühle der Freundschaft vergißt oder erstickt, stürzt ihn in die Fluthen. „Die Natur des Drama's," bemerkt Schiller richtig, „duldet den Finger des Ohngefährs, oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Höhere Wesen mögen die zartesten Fäden einer Begebenheit unterscheiden, wie sie durch den ganzen weiten Raum des Weltsystems sich erstrecken, fortspinnen und gleichsam mit den äußersten Gränzen des Zukünftigen und Vergangenen zusammenhängen, wo der Mensch nichts weiter entdeckt, als die Handlung selbst, die einzeln und unzusammenhängend im Raume schwebt. Doch der Künstler stellt es nur dem kurzsichtigen Blick des Menschen dar, den er belehren

möchte, nicht der scharfsichtigen Allmacht, von der er lernt."

Bei der Dichtung „Fiesko's" nahm Schiller den größten Theil des ursprünglichen Materials aus der wahren Geschichte. Er konnte nun auf die in den Gemüthern seiner Leser vorgefaßten Gefühle fortbauen, und den Effekt durch großartige Darstellung immer höher steigern. Ungeheuere Zustände und wunderbare Situationen waren ihm auch bei den „Räubern" eine ergiebige Aushülfe. „Kabale und Liebe" hingegen ist dieser Vorzüge beraubt; dieses ist eine Tragödie des häuslichen Lebens; ihre Anziehungskräfte liegen nur in dem Gegenstande selbst, beruhen auf ganz einfachen Gefühlen, durch keine außerordentliche Handlung ausgezeichnet. Der Titel: „Kabale und Liebe" bezeichnet genau den Charakter des Stücks; es hat den Zweck: den siegreichen Kampf politischer, kalter Weltklugheit, mit dem nur von Leidenschaft erfüllten Herzen der Jugend darzustellen, welche noch unbefleckt vom Roste des täglichen Lebens, unerfahren in seinen Berechnungen, seiner leeren Förmlichkeiten müde, und in Unmuth entschlossen den erbärmlichen Zwang abzuwerfen, der nur in Masse furchtbar und, in seinen einzelnen Theilen betrachtet, so verächtlich ist.

Die Idee des Stücks ist nicht originell zu nennen; es ist ein Kampf, von welchem die meisten Menschen eine Vorstellung in sich tragen, und in welchen viel Andere mit glühendem Gemüth, in gewissem Grad sich ununterbrochen bewegen. Dieses in so einfacher Form zu dem Gegenstand eines Drama's zu machen, ist Schiller's eigner Gedanke. Der Ruhm, wenn auch nicht das Verdienst dieses Werkes, welches sich in der Ausführung des Planes weit größer, als in seiner Idee bewährte, ward durch

eine Menge gehaltloser, schädlicher Nachahmungen geschwächt. Dieselbe erste Erfindung ist nachher in tausend Gestalten verzerrt und ausgeputzt worden mit flitterhaften, glänzenden Erfindungen und unzüchtigem Witz und Zierrathen durch die Kotzebue und andere geistige Jacobiner deren Productionen das, was wir fälschlich das deutsche Theater nennen, in so verdiente Herabwürdigung in England gebracht haben. Ein Theil der Galle, die doch nur jenen aufgeblähten, schwachgeistigen, phantastischen Menschen gebührte, scheint bei Würdigung dieses Schauspiels von Schiller auf manche Kritiker eingewirkt zu haben. August Wilhelm Schlegel spricht geringschätzend von dem Werk; er sagt: „Schwerlich wird es durch den darin herrschenden Ton übertriebener Empfindsamkeit rühren; aber uns allerdings durch den qualvollen Eindruck, den es hinterläßt, betrüben." Wir haben eine von Schlegel ganz verschiedene Erfahrung gemacht. Im Charakter der Luise und des Ferdinand Walter, geht die Empfindsamkeit wohl ein wenig zu weit, doch konnten wir sie nicht verdammen, da wir sie mit Klarheit der Beurtheilung vereint, durch Reinheit des Herzens geläutert und im Zaum gehalten sahen durch die Kraft edler tugendhafter Entschlossenheit, die ihr völlig das Gleichgewicht halten. Wir bewundern vielmehr das Genie des Autors, welches eine arme Musikus Tochter zu der Würde einer Heldin erheben konnte; und, ohne unser Gefühl für Schicklichkeit zu verletzen, die gränzenlose Liebe zweier edler von der Natur für einander geschaffener und nur durch den Stand getrennter Wesen uns darstellte; ihre Gefühle rissen uns mit sich fort, so daß wir innigen Antheil an ihrem Schicksal nahmen, und in ihnen, was auch der Autor uns zeigen wollte, zwei reine erhabene Seelen

bewunderten, die von den Schlingen niedriger List umgarnt, durch das Uebermaß ihrer eignen trefflichen Eigenschaften, und Anderer Verbrechen, der Vernichtung preisgegeben sind.

Ferdinand ist ein Edelmann; doch nicht überzeugt daß „sein Adelsbrief älter sei, als der Riß zum unendlichen Weltall;“ er spricht und handelt gleich einem jungen Manne, der diese Ueberzeugung in sich auf alle Weise nährt; entschlossen der Vernunft und wahren Ehre Alles hintanzusetzen; aber nicht das Geringste dem bloßen Herkommen und der Gewohnheit zu opfern. Diese Gemüthsart Ferdinands zeigt und steigert sich in seiner Leidenschaft zu Luisen, allein diese ist nicht die erste Ursache derselben; er liebt sie gränzenlos als das einzige ihm gleichgestimmte Wesen, das er je gefunden; und dieß Gefühl, was bisher nur ganz einfach natürliche Empfindung gewesen war erhöht sich zur Begeisterung. Wir begleiten ihn auf seinem geraden, offenen Wege; wir erfreuen uns daran, wie er mit starkem Arm die Kunstgriffe und Lockungen, womit ein unwürdiger Vater und noch unwürdigere Mitgehülfen ihn vergebens angreifen, von sich stößt. Das Bild einer angebornen Rechtlichkeit, die furchtlos, obgleich unerfahren, im Kampf mit Eigennutz und List sich zeigt, hat etwas unendlich Anziehendes, etwas so Ergreifendes, weil der Sieg sich selten da zeigt, wo wir ihn wünschten.

Luise ist eine passende Gefährtin für den edlen Ferdinand; der Dichter hat ihrem Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie ist schüchtern und demüthig; die so reich begabte Seele wird durch das Ungünstige ihres irdischen Looses in Schatten gestellt; sie hat keinen andern Rathgeber, als das angeborne Heilige in ihrem Herzen,

die Gebote ihres scharfen, wenn gleich unausgebildeten Verstandes; doch wenn die Stunde der Prüfung kommt, hat sie die Kraft beiden zu gehorchen; und aus sich selbst schöpft sie jene echte Hoheit des Benehmens die uns weit rührender erscheint, als wenn sie mit angelernter Klugheit, Rang und Reichthum gepaart ist. Ihre kindliche Zuneigung, die himmlische Liebe, mit der sie dem Geliebten anhängt, ihre erhaben einfache Frömmigkeit stechen wundervoll ab gegen die blasse Todtenfarbe ihrer äußern Verhältnisse; sie erscheint uns wirklich gleich: „einer Rose der Wildniß, die am Stengel verwelkt" und es schmerzt uns tief sie erdrückt und herzlos niedergetreten zu sehen.

Die Unschuld, und Schwärmerey, das höhere innere Leben und traurige Schicksal Luisens und Ferdinands sind der mächtige Zauber dieses Trauerspiels; es ist durchaus mit Stellen der höchsten Beredsamkeit und Scenen durchflochten, die durch Würde und Pathos uns ergreifen. Wir erinnern uns weniger Stellen von hinreißenderer Kraft als den Schluß: wo Ferdinand, durch die teuflischsten Machinationen betrogen, an der Tugend seiner Geliebten zweifelt, und sich selbst und ihr den Tod — im Giftbecher reicht. Eine finster feierliche Größe spricht sich in seiner Verzweiflung aus; obgleich überwältigt erscheint er unüberwindlich; seine Feinde haben ihn durch ihre List umgarnt und verblendet, nur daß er wie Simson, sein Gefängniß niederreißt, um sich selbst und Alle, die sich an ihm versündigt, unter seinen Trümmern zu begraben. Die übrigen Charaktere des Stücks, obgleich im Ganzen gutgehalten, sind doch nicht so merkwürdig, unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wurm, der Haupträdelsführer und Rathgeber des boshaft berechnenden Vaters ist gottlos genug; seine Schändlichkeit ist

ganz in der Ordnung und zeichnet sich weiter nicht aus; er ist wenig mehr als der trockene, kalte, und zuweilen gemeine Bösewicht. Der Stellvertreter des Bösen der neueren Novellen Kalb ist auch ein nichtswürdiger Gegenstand, und was noch schlimmer ist, auch oberflächlich gearbeitet. Er soll der Repräsentant jener federleicht gehirnten Gliederpuppen seyn, die häufig an den Höfen zu finden sind; allein ihm fehlt die Grazie und Gewandtheit, welche jener Klasse eigen ist; er ist weniger als ganz leer, weniger ein Narr als ein Dummkopf. Schiller's Stärke lag nicht in dem Bereich der Komödie, sondern in etwas weit Höherem. Das große Verdienst des gegenwärtigen Werkes liegt in dem Charakter des Helden und der Heldin; und in dieser Hinsicht behauptet es den ersten Rang in seiner Art. Als Tragödie des gewöhnlichen Lebens kennen wir wenige die ihr gleich, gewiß keine, die über sie gestellt werden kann.

Die Dichtung dieser drei Stücke als: „die Räuber," „Fiesko," und „Kabale und Liebe" kündeten der Welt bereits an, daß ein großer origineller Geist erschienen sey, von dessen Reife, wenn dieses nur die Blüthe seiner Jugend war, die höchsten Erwartungen genährt werden durften. Diese drei Stücke sind mit einander nah verwandt, sowohl ihrer Natur, ihrer Form, als der Zeit nach. Sie stellen uns die stufenweise Bildung Schiller's dar; zeigen uns den feurigen fast in Wildheit ausartenden Enthusiasmus der ersten Jugend, der mehr Staunen erregend, als erhaben ist; und denselben Enthusiasmus sehen wir stufenweise dann der Herrschaft der Vernunft weichend, nach und nach sich in die Schranken bequemen, welche gesunde Beurtheilung und ausgebreitetes Wissen vorschreibt. Unstreitig ist unter diesen drei Stücken „die Räuber" das

wunderbarste, und vielleicht im weitesten Sinne des Worts populär zu nennen; doch die letzten zwei sind von größerem Werthe in Hinsicht des guten Geschmacks, und ertragen weit eher eine genaue und strenge Kritik.

Die erste Periode von Schiller's literärischer Lebensgeschichte schließt mit dem Erscheinen von „Fiesko" und dem gleichzeitigen „Kabale und Liebe." Die stürmischen Unruhen seiner Jugend waren nun beschwichtigt. Endlich nach allen Irrwegen, getäuschten Hoffnungen, sorgenvollen Wanderungen stand er im Begriff seine eigentliche Bestimmung zu erreichen, und die Aussicht glücklicherer Zeiten schloß sich vor ihm auf!

Zwei Tragödien der Art, als er kürzlich in die Welt geschickt, machten es seinem Freund Dalberg leichter, seine Anforderungen zu unterstützen. Schiller ward endlich durch die Erfüllung seines Lieblingsplanes belohnt; im September 1783 ging er als Theater-Dichter nach Mannheim; ein ansehnlicher Posten, mit verhältnißmäßiger Bezahlung für die übernommene Verpflichtungen, denen er sich ja schon mit ganzer Seele gewidmet hatte. Kurz darauf ward er zum Mitglied der damals in Mannheim für alle literärischen Gegenstände errichteten Gesellschaft ernannt; und würdigte diese Ehre, nicht nur als ein Zeugniß öffentlicher Hochachtung, sondern auch als ein Mittel sich mit Männern von verwandter Gemüthsart und gleichem Streben enger zu verbinden und was dieß alles überwog, als gänzliche Beschwichtigung jeder Sorge in Betreff der Stuttgarter Regierung. Seit seiner Ankunft in Mannheim hatten ein oder zwei verdächtige Vorfälle ihn wiederum über diesen Punkt beunruhigt; doch nunmehr als Unterthan des Kurfürsten von der Pfalz anerkannt, durch das Gesetz in seinem neuen Vaterlande als

Bürger aufgenommen, hatte er nichts mehr vom Herzog von Würtemberg zu fürchten.

Zufrieden mit seinem mäßigen Einkommen, in Sicherheit, frei, von Freunden umgeben, die ihn ehrten und liebten, blickte Schiller mit Zuversicht nach dem, was bisher all' seine Bestrebungen gesucht, und fruchtlos gesucht hatten, nach einem ungestörten Leben geistiger Thätigkeit. Leicht kann man schließen, welchen günstigen Einfluß diese Aussicht auf glücklichere Umstände, in ihm hervorbrachte; viele Jahre hindurch war er nur an Gemüthsbewegung und Unglück gewöhnt; jetzt erschien ihm Friede, Freiheit und Hoffnung, die an sich selbst so süß sind, noch süßer und schöner durch den Reiz der Neuheit. Zum erstenmale in seinem Leben war es ihm vergönnt dem in seinem Innern vorherrschenden Triebe ohne Widerstand zu folgen; zum erstenmale ging Neigung und Pflicht Hand in Hand. Seine Thätigkeit erwachte mit erneuter Kraft auf diesem günstigen Schauplatze; halb vergessene Pläne flammten zur Klarheit auf, nun da die Möglichkeit ihrer Erfüllung sichtbar wurde. Schiller glühte von edlem Stolze, als er sich Herr und Meister seiner eignen Fähigkeiten fühlte, und an deren Anwendung dachte. „Alle meine Verbindungen," sagt er, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt—an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele." Diese Stelle ist aus seiner Vorrede der Thalia gezogen, einer Zeitschrift,

welche er im Jahr 1784 unternahm, die den mit der Poesie und hauptsächlich dem Drama verwandten Gegenständen gewidmet war. In dieser Stimmung verlassen wir ihn jetzt in dem Beginnen des eifrigen und gefährlichen, aber auch ehrenvollen und erhabenen Berufs, eines dem Streben nach Wahrheit und der Schöpfung des Geistig-Schönen geweihten Lebens. Er war nun für seine ganze Lebenszeit ausschließend ein Mann der Wissenschaften.

Schillers Leben.

Zweiter Abschnitt.

Von seiner häuslichen Niederlassung in Mannheim an bis zu der in Jena.
(1783 — 1790.)

Wäre die Weisheit kennen eben so viel als sie zu üben, brächte der Ruhm auch wahre Würde und Frieden der Seele; oder bestünde das Glück darin, dem Geiste die passende Nahrung zu reichen und die Einbildungskraft mit dem idiellen Schönen zu umgeben, so würde ein literärisches Leben das beneidenswertheste Loos in dieser Welt seyn. Der Schriftsteller hat eben so wenig als andere Männer ein unbewegliches, alles beherrschendes Wollen; das Wissen und die Ausübung sind bei ihm, wie bei jedem Andern, zwei ganz verschiedene Dinge. Selten hat sein Ruhm einen günstigen Einfluß auf die Würde seines Charakters, fast nie auf den Frieden seiner Seele. Sein Glanz ist äußerlich, vor den Augen Anderer; im Innern dient er nur zur Nahrung der Unruhe; es ist ein Oehl, auf

das immer nagende Feuer des Ehrgeizes gegossen, um die Flamme, die es für einen Augenblick niederdrückt, aufs Neue zu beleben. Ueberdieß ist der Schriftsteller nicht blos aus Geist geschaffen, sondern aus Erde und Geist gemischt; seine denkende Fähigkeit mag auf jene edle Weise erzogen und ausgebildet seyn, allein um ihn glücklich zu machen, müssen zu diesem Denken sich Neigungen gesellen, und Nahrung und Kleider müssen ihm werden, sonst stirbt er dahin. Sein Lebensweg, weit entfernt der beneidenswertheste zu seyn, ist unter den mannigfachen Gattungen, in welchen ein glühendes Gemüth seine Thätigkeit auszusprechen strebt, vielleicht gerade der, der die meisten Leiden und Erniedrigungen mit sich führt. Man lese nur die Biographien der Autoren! den Newgate Kalender ausgenommen, ist dies das kränkelndste Kapitel in der Geschichte der Menschen. — Die Trübsale dieser Menschen sind ein fruchtbares Thema, und nur zu oft hielten ihre Fehler und Laster gleichen Schritt mit ihren Leiden. Auch ists nicht schwer zu sehen, wie dieses geschah. Ein Talent, welches es auch sey, ist gewöhnlich mit einer besondern Zartheit der Empfindung gepaart; beim Genie ist dies der wesentlichste Theil, und das Leben hat in jeder Gestalt für so besaitete Herzen der Leiden genug. Die Beschäftigung mit der Literatur schärft diesen natürlichen Hang; die Störungen, der Verdruß, die sie begleiten, erhöhen ihn oft bis zur krankhaften Reizbarkeit. Die Sorgen und Arbeiten der Literatur machen das Geschäft des Lebens aus; ihre Genüsse sind zu ätherisch und flüchtig, um etwas dem Aehnliches zu gewähren: wie es jener ununterbrochene, zwar gemeine, doch reiche und volle Strom der Zufriedenheit, der das Glück dieser Welt ausmacht, darbietet. Die allervollendetsten Leistungen des Geistes gewähren nicht immer Freude,

ja oft geben sie Qual; denn das Ziel des Menschen steht immer weit über seiner Kraft. Der äußere Lohn dieser Unternehmungen, die Auszeichnung, die sie gewähren, ist von noch weit geringerem Werthe; das Verlangen darnach ist unersättlich, selbst beim glücklichsten Erfolg; und wird es getäuscht, so geht Eifersucht, Neid und jedes bemitleidenswerthe und qualvolle Gefühl daraus hervor. Solch ein feuriges Temperament, welches, von so vielen Seiten gereizt und gekränkt, so wenig befriedigt und in Schranken gehalten werden kann, bringt Widersprüche hervor, die nur Wenige aufzulösen fähig sind. Daher das Unglück der Belletristen; daher ihre Fehler und Thorheiten. —

Auf solche Weise kann die Literatur eine unbefriedigende, gefährliche Beschäftigung selbst auch nur dem Laien werden. Doch bei Jenem, dessen Stellung zur Welt, und dessen äußere Lage und Annehmlichkeit davon abhängt, der nicht lebt um zu schreiben, sondern schreibt um zu leben, sind diese Schwierigkeiten und Gefahren furchtbar gesteigert. Gibt es wohl einen bekümmerndern Anblick als den eines Mannes, der so reich begabt und so vom Schicksal verfolgt, so hin- und hergestoßen und gedrängt wird, im rauhen Treiben des wechselvollen Lebens, dessen Schläge er am wenigsten ertragen kann? Die erhabensten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt; voll großer heiliger Vorsätze, doch immer durch den Druck der Nothwendigkeit oder den Antrieb der Leidenschaft vom geraden Pfade abwärts geführt, nach Ruhm dürstend und oft des täglichen Brotes ermangelnd; immer zwischen den höchsten Regionen seiner Phantasie und der schlammigen Wüste der Wirklichkeit schwebend; zu Boden geworfen und eingezwängt in seinem kühnsten Streben, unbefriedigt von

seinen besten Leistungen; mißmuthig über sein Geschick, verlebt der Dichter oft seine mühseligen Tage im Kampfe mit bitterem Elende; geplagt, bekümmert, erniedrigt, oder oft fast zum Wahnsinn gebracht; zugleich das Opfer der Tragödie und der Posse; der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie. Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben. Einige in äußerster Hungersnoth, wie Ottway; Andere im dunkeln Wahnsinn, wie Cowper und Collins; Einige haben, so wie Chatterton einen noch ernstern Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie zu jener mächtigen Feste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die „tausend Stöße, die unsers Fleisches Erbtheil" sind, sie nicht mehr erreichen können. Jedoch sind gerade von diesen Männern die herrlichsten Leistungen und die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechtes hervorgegangen. Sie sind es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen, als Macht oder Vergnügen und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister; die geistigen Colonisten, die in der öden Wildniß ein neues Gebiet der Kenntnisse und Thätigkeit für ihre glücklichern Brüder anbauen. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für Andere, sie so wenig ärnten! Doch vergebens ist's darüber zu klagen! Sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz davon gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Resultate tragen, wie alle Andere thun müssen. Die Beschwerden

der Laufbahn ihrer Wahl sind in der That furchtbar, doch nicht ganz unvermeidlich, und denen, welche sie auf die rechte Weise verfolgen, gewährt sie auch manchen Lohn. Ist eines Schriftstellers Leben auch gleich unruhiger, ja oft peinlicher als das anderer Menschen, so kann es doch auch wiederum geistbelebend und erhebend seyn. Das Geschick kann ihn unglücklich, allein er sich nur durch sich selbst verächtlich machen. In der That: die Geschichte des Genies hat eben sowohl ihre glänzende als ihre dunkle Seite. Und ist es auch bekümmernd, das Elend, und was noch schlimmer ist, die Erniedrigung so viel hochbegabter Männer zu sehen, so ist es auf der andern Seite doppelt erfreulich, bei den Wenigen nachdenkend zu verweilen, welche mitten unter allen Lockungen und Leiden, denen das Leben in allen seinen Zweigen, und wohl am meisten in den ihrigen unterworfen ist, dennoch in ruhiger edler Größe durch dasselbe gewallfahrtet sind, und jetzt in unserm Andenken, nicht weniger um ihres schönen Wandels, als ihrer Werke willen, geheiligt stehen. Solche Männer sind die Krone in diesem niedern Leben; ihnen allein gebührt das Beiwort: groß, in seinem ganzen Umfange. Wir erfreuen uns daran: die Uebereinstimmung ihres Wesens und Verfahrens zu betrachten. Der, welcher Heldengedichte schreibt, sollte sein ganzes Leben zu einem Heldengedicht machen.

So dachte unser Milton, und was noch unendlich schwerer ist, er handelte auch so. Denn Milton, dem moralischen Könige der Autoren, reihen sich aus verschiedenen Zeitaltern und Ländern eine Menge solcher Heroen an; ein Heer von Zeugen, die den wahrhaft großen Geist durch seine ganze Wallfahrt begleiten, ihn zu erhabener Nacheiferung begeistern, seine einsamen Gedanken durch

Hoffnung erheitern, ihn belehren, wie er die großen Schwierigkeiten tragen, bekämpfen und besiegen könne; oder bei Fehlschlagungen und schweren Leiden

...... bewaffne Dir die hartbedrängte Brust,
Mit starkem Panzer nicht, wohl aber mit Geduld.

Dieser Reihe der Erhabenen muß der Name Schiller auf der ihm gebührenden Stufe beigefügt werden.

Schiller lebte in ruhigeren Zeiten als Milton; seine Lebensgeschichte ist weniger durch besiegte Hindernisse oder durch Opfer, welche die Grundsätze unerbittlich fodern, ausgezeichnet; dennoch hatte er auch seinen Antheil an Prüfungen, die er bestehen mußte, und die Bewunderer seiner Schriften brauchen sich der Art und Weise, wie er sie ertrug, nicht zu schämen. Eine Tugend, die Mutter aller andern, und die wesentlichste von allen in seiner Lage, besaß er in hohem Grade; er war mit ganzem, unwandelbarem Eifer der einen Sache, die er einmal unternommen, zugethan. Seine großen, natürlichen Gaben könnten bei einem weniger lebhaften Charakter zur Entschuldigung gedient haben für lange, nur durch Anfälle gelegentlicher Uebungen unterbrochenen Perioden des Nichtsthuns; ihm hingegen waren sie stets neue Anregung, dieselben zu erweitern und zu entwickeln. Der ideale Mensch, der in ihm lag, das Urbild seiner selbst, wie er seyn sollte, war nach einem strengen und seltenen Maßstabe gebildet; und dieses bald sich nähernde, bald wieder sich zurückziehende Sinnbild der Vollkommenheit zu erreichen, war das unablässige Streben seines Lebens. Dieser vorherrschende Grundsatz seines Seyns und Thuns, der unablässig seine energische Seele begeisterte, brachte jene Sicherheit in seine Handlungen, jene Uebereinstimmung

in seinen Charakter, welche in der wechselvollen Lage seines Lebens von besonderer Wichtigkeit waren. Die äußern Bedingungen, sein Wohnort, seine Gefährten, seine irdischen Aussichten mochten wechseln wie sie nur immer wollten; dieser Grundsatz veränderte sich nicht; er blieb ihm immer gegenwärtig, um jede edlere Fähigkeit seines Kopfes und Herzens zu kräftigen und den bunten Wechsel des Lebens mit einer von ihm selbst ausgehenden Würde zu bekleiden. Der ihm angeborne Eifer überwand glücklich jene Lockungen der trägen Unbestimmtheit, jenes Schwanken zwischen Faulheit und allzuanstrengender Arbeit, jene Kränklichkeit des Entschlusses mit all' ihren quälenden und schwächenden Folgen, denen ein Schriftsteller nur zu leicht ausgesetzt ist, weil er eine sich selbst vorgeschriebene Aufgabe bearbeitet, von keiner dringenden Forderung dazu aufgerufen, deren Vortheil auch noch überdies entfernt und zweifelhaft ist. Einheit des vorgesteckten Zieles, nur einigermaßen durch Charakterstärke unterstützt, wird im Allgemeinen große Ausdauer mit sich führen. Diese zwar nicht unter die Haupttugenden aufgenommene Eigenschaft, ist doch so wesentlich, als irgend eine, um sich das Leben zweckmäßig zu gestalten. Neun Zehntel des Jammers, der Laster des Menschengeschlechtes entstehen aus Müßiggang; bei Menschen von lebhaftem Geiste, denen er doch am allergefährlichsten wird, ist diese Gewohnheit häufig die Frucht mannigfacher Täuschungen und wiederholt fehlgeschlagener Pläne; und diese Menschen verfehlen ihre Projekte, nicht sowohl aus Mangel an Kraft, als aus der falschen Richtung derselben. Das schwächste lebende Geschöpf kann etwas vollführen, wenn es seine Kräfte auf einen Gegenstand zusammendrängt; das kräftigste hingegen auch nicht eine Sache zu Stande

bringen, wenn es seine Kräfte vielfach zersplittert. Der Tropfen, der ununterbrochen fällt, bahnt sich einen Weg durch den härtesten Felsen; der eilige Strom rauscht darüber hin mit furchtbarem Donner und läßt keine Spur hinter sich zurück. Wenig Männer haben mehr Ausdauer bei dem Geschäft ihres Lebens gezeigt, oder sind entschieden fleißiger gewesen, als Schiller.

Unter seinen gegenwärtigen Umständen war der Beruf als Theater-Dichter vorzüglich zu der Aufrechthaltung seines gesunden Gemüthszustandes günstig für ihn. Indem er seine Pflichten treu erfüllte, wodurch er doch nur seine Lieblingsneigung befriedigte, ward er dabei auch zugleich durch den vorherrschenden Geschmack des Publikums unterstützt. In Deutschland ist das Interesse für die Bühne, und die Wichtigkeit, mit welcher Alles, was damit zusammenhängt betrieben wird, größer als irgendwo in Europa; Frankreich, ja selbst Paris nicht ausgenommen. Auch wird in den deutschen Städten das Theater, nicht wie in Paris, blos als eine geistige Erholung, als eine angenehme Gewohnheit, die Leere des langweiligen Abends auszufüllen, betrachtet; in Deutschland hat es, mit jenem verglichen, den Vortheil, neu zu seyn; und seine Darstellungen sind an Gemüther gerichtet, die für einen weit höheren Grad des Gefühls empfänglich sind. Die Deutschen werden beschuldigt, sich zu einer besondern Ausführlichkeit, und Systematik hinzuneigen, übermäßig zu bewundern, und in allem, was ihren Beifall gewinnt, einen Extract von tausend Schönheiten zu finden, die außer ihnen Niemand darin entdeckt. Ihre unzähligen Discustionen über die Bühne rechtfertigt diese Beschuldigung. Dem Engländer mindestens erscheint der Einfluß, welchen sie dem Theater zuschreiben, so wie die sorgfältige genaue

Untersuchung in dieser Beziehung gar zu unverhältnißmäßig. In England ist die Frage über den moralischen Zweck der theatralischen Leistungen jetzt allgemein den debattirenden Gesellschaften und speculativen Vereinen von Jünglingen überlassen. Bei unsern Nachbarn ist es ein wichtiger Gegenstand der Forschung für Geister fast von der höchsten Klasse. In England wird das Theater als ein harmloser Zeitvertreib betrachtet, der deshalb heilsam sey, weil er des Menschen geistige, nicht seine sinnlichen Fähigkeiten in Anspruch nimmt; als eins jener vielen Fächer erdichteter Darstellungen; vielleicht eines der aller-aufregendsten, aber auch flüchtigsten; das zuweilen schädlich, im Allgemeinen aber einen wohlthätigen Einfluß äußert, gerade so wie alle übrigen Zerstreuungen; doch keinesweges zu einer so außerordentlichen Aufmerksamkeit berechtigt, und in seinen Wirkungen manchen andern Zeitvertreiben, die keiner besondern Zurüstung zu ihrer Anwendung bedürfen, untergeordnet ist. Die Deutschen hingegen sprechen von dem Theater wie von irgend einem neuen Organ, um Geist und Herz zu bilden; eine Art von Laien-Kanzel, der würdige Genosse der heiligeren, ja vielleicht noch mehr geeignet unsern Gefühlen einen höhern Aufschwung zu geben, weil die Gegenstände der erstern weit umfassender sind, und weil sie uns durch mannigfache Zugänge ansprechen; das Auge durch Pracht und Decorationen, das Ohr durch Harmonien, und Herz und Phantasie anziehen durch den Reiz der Poesie, und heroischer Thaten und Gefühle. Auf noch geheimnißvollere Einwirkungen spielt man an, wenn man sie auch nicht geradezu als solche verkündet. Eine Idee scheint dunkel im Hintergrunde gewisser abstracter, mühseliger Speculationen zu lauern, als ob das Theater bestimmt sey, einige

von jenen erhabenen Täuschungen, welche der Fortschritt der Vernunft schnell von der Erde hinwegzutreiben bemüht ist, wieder an ihre Stelle zu setzen; als ob sein Gepränge, seine Allegorien, seine figürlichen Schatten-Gebilde der menschlichen Natur jene belebende Nahrung ersetzen sollten, die wir einst vom Aberglauben und den Mythologien dunklerer Zeitalter entlehnten. Indem sie die Dinge von diesem Standpunkt aus betrachten, so verfahren sie auch in deren Behandluug mit dem gebührenden Ernst. Daher ihre sorgfältigen und ängstlichen Untersuchungen über den Ursprung der durch das Drama hervorgebrachten Rührung, ihre verschiedenen Arten und Grade; ihre Unterabtheilungen von Romantik, und dem Heroischen und wiederum Romantisch-Heroischen, und all' das andere unverständliche Geschwätz, mit welchem ihre kritischen Schriften überladen sind; auch entspricht der Eifer des Volks ganz dem ihrer Lehrer. Der Mangel wichtigerer öffentlicher Angelegenheiten trägt natürlich das Seinige dazu bei, daß dieses so sehr hervortritt, da alle Discutionen über jene entweder verboten oder doch ohne alle Wirkung sind. Die Literatur verschlingt in Deutschland fast alle cirkulirenden kräftigen Gedanken; und das Theater ist der große Kern derselben.

Es war zu erwarten, daß Schiller einem so allgemein verbreiteten Gefühl beistimmte, welches ja noch überdies mit seinen Wünschen und Aussichten übereintraf. Das Theater in Mannheim war damals eins der besten in Deutschland; er war stolz auf den Antheil, den man ihm bei Leitung desselben übertrug, und bewährte sich in der gewohnten Thätigkeit, ihre mannigfachen Zwecke zu befördern. Mit den Pflichten seines Amtes verbanden sich genau die ihn mehr persönlich angehenden Verpflichtungen

seine eignen Fähigkeiten auszubilden, und seine Kenntnisse und Ansichten über Kunst immer mehr zu erweitern. Er las viel und studirte noch mehr. Das Lesen des Corneille, Racine, Voltaire und der andern französischen Classiker mußte von großem Nutzen für ihn seyn, dem man ein Uebermaß an Kraft und Mangel des Geschmacks, als einzigen Fehler jemals vorwerfen konnte; auch war er immerwährend thätig, diese erlangten gesunden Ideen durch eigne schriftliche Versuche sich selbst in Beispielen zu bethätigen. Seine beabsichtigte Uebersetzung des Shakespeare und der französischen Stücke wurde in dem gegenwärtigen Moment weiter hinausgeschoben; in der That wurden sie auch, Macbeth ausgenommen, niemals beendigt; sein „Conradin von Schwaben" und „die Räuber" wurden eben so aufgegeben; allein eine große Anzahl kleinerer Produkte bewiesen hinlänglich seinen Fleiß. Don Carlos, welchen er nun mit allem Ernst begann, nahm all' seine poetischen Fähigkeiten in Anspruch.

Eine andere Sache, die ihm sehr am Herzen lag, war die Fortsetzung einer Zeitschrift, die vorzüglich Theater-Angelegenheiten betraf. Bei dieser Unternehmung hatte Schiller die Gönnerschaft und Mitwirkung der deutschen Gesellschaft erwartet, deren Mitglied er war. Es kam ihm nicht in den Sinn: daß irgend ein anderer Beweggrund als echte Liebe zur Kunst und warmer Eifer, diese zu befördern, Männer veranlassen könnte, zu solch einem Ganzen zusammenzutreten. Allein das Interesse der deutschen Gesellschaft war mehr den Wissenschaften als dem des neuen Bundesgenossen zugewendet; sie horchten mit beifälligem Ohr seinen lebendigen Vorträgen und weit umfassenden Projekten, zogen sich aber zurück, wenn es

galt, irgend zu der Ausführung beizutragen. Nur Dalberg schien entschlossen, ihn zu unterstützen. Gekränkt durch ihre Kälte, doch keinesweges muthlos gemacht, nahm Schiller alle Hülfsmittel zusammen, auch ohne sie das Ziel zu erreichen. Der Plan seines Werkes ward nun in engere Gränzen zurückgedrängt, und er beschloß es aus eigenen Mitteln zu beginnen. Nach langem Zögern erschienen im Jahr 1785 die ersten Blätter der Rheinischen Thalia, mit drei Acten des Don Carlos reich ausgestattet. Kurze Unterbrechungen abgerechnet, ward dies Blatt bis zum Jahr 1794 fortgeführt. Da der Hauptzweck des Werkes die Beförderung der dramatischen Kunst und die Erweiterung und Verbesserung des allgemeinen Geschmacks derselben war, so kann man seinen Hauptinhalt leicht errathen: Theater-Kritiken, Abhandlungen über die Beschaffenheit der Bühne, ihre Geschichte in verschiedenen Ländern; ihre moralischen und geistigen Wirkungen, und die beste Art und Weise, diese hervorzubringen. Ein Theil des Blattes ward für Poesie und vermischte Discutionen frei gelassen.

So unablässig im Geist mit mannigfachen Gegenständen beschäftigt, wußte Schiller nicht, was es heißt: unthätig seyn. Allein das Geschäft, kleine dramatische Arbeiten zu dichten, Schauspieler einzuüben, im Senate des Theaters seine Stimme abzugeben, oder seine Meinungen über diese Gegenstände philosophisch auszudrücken, konnte einen Geist wie den seinen nicht ganz ausfüllen. Es gab Zeiten, wo er, trotz seiner frühern Gewohnheiten, trotz der Lobeserhebungen der Dramaturgen, lebhaft fühlte: daß der Glanz der Bühne nur ein leeres Gepränge, ein Trugbild sey, wo keine Ruhe des Gemüths zu finden. Sein geschäftiger Geist wandte sich abwärts von der armseligen

Puppenwelt, um sich den gehaltvolleren ernsteren Interessen der lebenden Menschenwelt anzuschließen. Die Thalia enthält außer den dramatischen Entwürfen und Leistungen, verschiedene seiner Gedichte, welche den Beweis führen, daß ein warmer Antheil für alle Angelegenheiten der ganzen Menschheit gleich lebendig in ihm war; und daß er das Leben nicht blos als Schriftsteller, sondern als Mensch betrachtete. Seine gefeierte Laura war nicht blos ein Traumbild seines Geistes, sondern eine lebende Schöne, die er täglich sah, und im tiefsten Innern liebte.

Seine Gruppe aus dem Tartarus, seine Kindesmörderin sind Produkte eines Gemüthes, welches über dunkle, geheimnißvolle Dinge brütet. Während er in der Kunst der Poesie, in der Fähigkeit, dem was er aussprechen wollte, auch die passendste Form zu geben, immer größere Fortschritte machte, nahm er auch zugleich in der noch schätzenswertheren Kunst des Denkens zu, und verwendete sie nicht blos auf Gebilde seiner Einbildungskraft, sondern auf jene höheren würdigeren Forschungen, zu welchen jeder mit Verstand reich Begabte einen innern Beruf in sich fühlt.

Vorzüglich erscheint uns Schiller in seinen philosophischen Briefen, die in dieser Zeit geschrieben sind, in einem neuen, noch weit anziehenderen Lichte. Julius und Raphael sind das Sinnbild seiner eigenen Hoffnungen und Befürchtungen; ihre philosophischen Briefe enthüllen uns manch bitteren Kampf, der in der geheimen Klause der Seele ihres Autors vorging. Gedanken des Zweifels über den wichtigsten aller Gegenstände mußte einem Verstande, wie Schiller's, so höchst natürlich kommen; allein sein Herz war nicht geschaffen, bei Zweifeln ruhig stehen zu bleiben; oder in dem Stolz eines überwiegenden Scharf-

sinn's einen traurigen Ersatz, oder eine niedrige Freude darin zu finden, die theuerste und heiligste Ueberzeugung der Andern anzugreifen. Bei ihm war die Untersuchung über das Wesen unseres Daseyns nicht blos der Gegenstand oberflächlicher, allzunachsichtig wissenschaftlich genannter Spekulationen, oder eitles Plappern und Wortfechter-Siege; sondern es war ihm ein furchtbar großes Geheimniß, nach dessen Lösung die innigste Sympathie und die erhabensten Ahnungen seiner Seele verlangten. Es ist keine müssige Neugierde, sondern die bebende Stimme der Natur, die da fragt: „Ob unser Glück einzig von dem harmonischen Spiel der Empfindungswerkzeuge abhängt? ob unsere Ueberzeugung mit unsern Pulsschlägen wanken könne?" Was Schiller's letztes Resultat über diesen Punkt war, davon haben wir nirgend genaue Kunde einziehen können. Seine Schriften und sein Leben geben ihm das hohe Zeugniß eines rechtgläubigen Herzens, daß das ganze Universum ihm ein Tempel war, wo er ununterbrochen das Opfer frommer Anbetung darbrachte; jedoch schienen zuweilen seine schönsten Visionen schnell mit einem blassen Nebel von Zweifeln krankhaft sich zu überziehen; ein verzehrender Schatten schien seine Seele schnell zu durchkreuzen, und seine begeisterte Stimmung gleichsam zu erstarren. Auch kann er den traurigen Zustand eines Menschen, der nach dem Glauben sich sehnt, und zwar vergebens sehnt, mit einer solchen Wahrheit und rührenden Kraft darstellen, welche zeigt, wie genau er ihm selbst bekannt war. Abgesehen von ihrer Freimüthigkeit herrscht darin ein gewisser ernster Pathos, der eine ganz besondere innige Rührung erzeugt. Den Helden eines andern Werkes läßt er sich in folgenden Ausdrücken äußern: „Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als

zwei schwarze undurchdringliche Teppiche an, die an den beiden Endpunkten des menschlichen Lebens herunter hängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eignen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf dem Teppich der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eignen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finstrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler benützten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter diesem Vorhange; keiner, der einmal dahinter war, antwortete hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diesen Vorhang müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie denselben an, ungewiß, wer wohl dahinter stehen, und sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tandem morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, welche behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter."

Die philosophischen Briefe schildern den Kampf eines glühenden, enthusiastisch forschenden Geistes, welcher strebt, von der marternden Ungewißheit sich loszumachen; dies furchtbare Dunkel, das des Menschen Loos umschattet, zu durchdringen. Die ersten armseligen Bedenklichkeiten des Zweiflers werden durch den Grundsatz festgestellt: „Glaube

nichts, als deiner eigenen Vernunft; es giebt nichts Heiligeres als die Wahrheit;" allein die Vernunft, in solch einer Untersuchung angewendet, kann das Werk nur halb thun; sie gleicht dem Beschwörer, der die Zauberformel ausgesprochen, allein das Entzauberungswort vergessen hat; Gespenster und Schattengestalten drängen bei seinem Aufruf sich herbei; in endloser Zahl schweben sie um den magischen Kreis und der von Entsetzen ergriffene Schwarzkünstler kann sie nicht wieder beruhigen. Julius erprobt an sich: daß, so wie er sein erstes Gefühl verläugnet, den dogmatischen Glauben verwirft, er dem Materialismus verfällt; und wendet er sich mit Entsetzen von diesem todten freudenleeren Glauben hinweg, so verwickelt und verwirrt er sich in den Labyrinthen des Heidenthums, Trost und Ruhe vergebens suchend! bis er getäuscht, lebensmüde und krank an Herzen, geneigt scheint, das traurige Problem ganz aufzugeben, seine allzukühnen geistigen Augen zu schließen, sich in den beruhigenden Schatten der Offenbarung zu flüchten. Julius sehnliches Verlangen und sein Irrthum sind in glühenden Farben geschildert; seine geistigen Spitzfindigkeiten mit der Beredsamkeit des tiefsten Gefühls verschmolzen. Die Antworten seiner Freunde sind in gleichem Style, beabsichtigen weder zu überreden, noch zu überzeugen. Das ganze Werk ist voller Gluth und Scharfsinn, der Abdruck eines philosophisch-poetischen Geistes mit dem ganzen Umfange seiner Kraft dahinstrebend: Philosophie und Poesie in Uebereinstimmung zu bringen. Als Darstellung von Schiller's Ansichten und Reflexionen zu jener Zeit haben diese Briefe ein besonderes Interesse. In anderer Hinsicht gibt es wenig Anziehendes für uns darin. Sie sind kurz und unvollkommen; in den daselbst ausgesprochenen Meinungen ist wenig Originalität,

die auch in der Form der Abfassung nicht zu finden ist. Als Beweisgründe einer oder der andern Ansicht sind sie zu theoretisch, um von großem Gewicht zu seyn; er schweift ab von der Untersuchung, wenn die Schwierigkeiten und die Wichtigkeit derselben am höchsten gestiegen sind; er bricht plötzlich ab, ohne zu irgend einem Resultate zu kommen. Schiller hat den öden Serbonianischen Sumpf des Unglaubens überschaut; allein er hat keinen Damm hindurchgeführt; die philosophischen Briefe sind nur ein Fragment.

Unter so verschiedenartigen Beschäftigungen, gesund, frei von den drückendsten Sorgen des Lebens, mochten Schiller's Gefühle zwar sehr ernster Natur, doch konnten sie wohl nicht unglücklich seyn. Sein sanftes liebenswürdiges Wesen, mit so viel Herzensgüte und so ausgezeichneten Talenten gepaart, machten ihn allen Classen der Gesellschaft in Mannheim lieb und theuer. Dalberg blieb immer sein inniger Freund, und Schwan und Laura waren sein täglicher Umgang. Indem sein Genius immer schneller sein Reich um sich her erweiterte, er denselben immer besser beherrschen lernte, war er geliebt und bewundert; reich in dem Genuß gegenwärtiger Thätigkeit, gegenwärtigen Ruhmes, und reicher in der Hoffnung von dem, was noch kommen mußte. Allein in eben dem Verhältnisse als seine Fähigkeiten und Aussichten sich erweiterten, begann er seine gegenwärtige Lage mit immer verminderter Zufriedenheit anzusehen. Sehr natürlich war es, daß Mannheim eine Zeit lang ihm erscheinen mußte, wie dem eben Schiffbruch erlittenen Schiffer das Land, voll Heiterkeit und Schönheit, blos weil es Land ist. Es war eben so natürlich, daß späterhin dieses Gefühl sich vermindern und ganz nachlassen mußte, daß

-ieser Zufluchtsort endlich ihm nur wie jeder andere Ort erschien, mit allen Schattenseiten und Unannehmlichkeiten, die ihm nur immer näher kamen und schwerer fielen. Sein Einkommen war sehr unbeträchtlich, und selbst, was seine Dauer betraf, von Zufällen abhängig. Ein Antheil an der Direktion der Angelegenheiten eines Provinzial-Theaters, eine Aufgabe, die an und für sich Verdruß mit sich führt, war wenig geeignet, das Verlangen eines solchen Geistes zu befriedigen. Schiller sehnte sich nach einem weitern Wirkungskreise; die ganze Welt lag vor ihm; er klagte bitter: daß er nicht thätiger in ihre Angelegenheiten eingreifen könne, daß er so viel Zeit und Anstrengung verschwenden solle, gegen die unvertilgbare Eitelkeit der Schauspieler anzukämpfen, oder die Ebbe und Fluth des Geschmacks des Publikums zu beobachten; immer mit Armseligkeiten zu streiten, und eben so armselige Resultate zu bewirken. Er faßte den Entschluß Mannheim zu verlassen. Wäre er jedes Anhalts beraubt gewesen, so würde Klugheit, und die untrügliche, des Menschen Brust innwohnende Stimme ihm angewiesen haben, diese Unruhe zu beschwichtigen, und geduldig zu bleiben wo er war; doch wie viele Hülfsmittel standen ihm zu Gebote, wie so mannigfache Hoffnungen lockten ihn von allen Seiten! Der Ertrag seiner Schriften, so wie sein nun einmal erwählter Beruf bei der Bühne sicherten überall sein Auskommen; die ersteren hatten ihm bereits Auszeichnung und Wohlwollen in ganz Deutschland erworben. Die ersten Blätter seiner Thalia waren am Hessen-Darmstädtischen Hofe angekommen, während zufällig der Herzog von Sachsen-Weimar dort war; die ersten Akte des Don Carlos hatte den Autor bereits diesem so erleuchteten Fürsten bekannt gemacht, welcher ihm seine Zufriedenheit dadurch zu

erkennen gab, daß er ihm den Hofraths-Titel beilegte. Ein weniger glänzendes, allein nicht minder wahres und erfreuliches Zeugniß war ihm von Leipzig zugesandt worden.

„Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Ueberraschung widerfahren. — Mir wurden aus Leipzig von vier unbekannten Personen Pakete und Briefe geschickt, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren, und von Dichteranbetung überflossen. Sie wurden von vier kleinen Porträten begleitet, worunter zwei sehr schöne Frauenzimmer sind, und einer Brieftasche, die mit dem besten Geschmack gestickt ist. Ein solches Geschenk von Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst werth, und der lauteste Beifall der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt." —

Vielleicht mochte dieser Umstand, so klein er war, auf den Entschluß: die Wahl seines künftigen Aufenthalts betreffend, mit eingewirkt haben. Leipzig hatte den wesentlichen Reiz, der Mittelpunkt des Handels und der Betriebsamkeit aller Art zu seyn, den der Literatur nicht ausgenommen. Uebrigens lebten dort einige Freunde Schiller's, deren Einfluß wirksamer als jene Bewunderung der Unbekannten war. Er beschloß dahin zu gehen. Seine Wünsche und Vorhaben waren in einem kurz vor seinem Abgange geschriebenen Brief an Huber, seinen ersten und vertrautesten Freund in Leipzig umständlich erörtert. Die darin gegebenen Mittheilungen von Schiller's Geschmack und Lebensweise in jener Periode, veranlassen uns, denselben hier beizufügen.

„Das ist also vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim schreibe. Die Zwischenzeit vom

15. März bis heute hat sich für mich, wie eine Criminal-acte, ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. — Und nun, mein Bester, einmal haben Sie doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen, gönnen Sie mir also die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen."—

„Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser, meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meine idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt."—

„Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe."—

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andere Mutter-Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel, und oft wie wenig ich brauche, um

ganz glücklich zu seyn. Es frägt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?" —

„Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken habe ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch die Bekanntschaft von Leuten zu wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit." —

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Komode, ein Schreibtisch, ein Bett und ein Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr." —

„Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) *) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste." —

„Ich schreibe Ihnen das Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumu-

*) Wer die drei Andern waren, dieß wird nirgends erwähnt.

thungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt.“ —

„Den ersten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird ausgesprochen seyn. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntschaft nicht bei der Gelegenheit des Carlos gemacht hätten.“ —

Schiller ging dem zu Folge nach Leipzig. Ob Huber ihn damals aufnahm, oder ob anderswo seine bescheidenen Anforderungen ihm gewährt wurden, konnten wir nicht erfahren. Er kam dort 1785 Ende des März-Monats an; nachdem sein Aufenthalt in Mannheim anderthalb Jahre gedauert hatte. Wie er dort aufgenommen worden, seine Vergnügungen, Arbeiten und Pläne sind in einem Brief an den Kammerrath Schwan, einen schon früher angeführten Buchhändler in Mannheim, geschildert. Dalberg ausgenommen, war Schwan sein erster Freund gewesen; nun war er ihm durch den nachfolgenden vertrautern Umgang und das tägliche Zusammenseyn, noch weit theurer geworden, vor allem durch den Umstand, daß Laura seine Tochter war. Man sieht es dem Briefe leicht an; daß er einen wichtigeren Zweck hatte, als das Vergnügen eine Schilderung von Leipzig zu entwerfen; er ist vom 24. April 1785 datirt.

„Sie haben das vollkommenste Recht, meines langen Stillschweigens wegen auf mich böse zu seyn, und doch kenne ich Ihre Güte schon zu sehr und rechne auf Ihre Vergebung.“

„Wenn einer, in der größten Welt noch so sehr Neuling, wie ich, um die Meßzeit zum erstenmal nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens

sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehn, seiner selbst vergißt. Dieß, theuerster Freund, ist beinahe bis heute mein Fall gewesen, und ich stehle den angenehmen Augenblick, den ich, im Geiste, bei Ihnen zubringen darf."

„Unsere Herreise, wovon Ihnen Hr. Goetz eine umständliche Beschreibung machen wird, war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an, immer zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags beschlossen seyn sollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man behauptet auch durchgängig, daß die Messe durch die abscheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigstens ist, selbst in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beschreibung, die man mir im Reiche davon gemacht hat." —

„Ich habe in der ersten Woche meines Hierseyns schon unzählige Bekanntschaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeser, Hiller, Zollikofer, der Professor Huber, Jünger, der berühmte Schauspieler Reinike, einige hiesige Kaufmannshäuser, und einige Berliner die interessantesten sind. Man kann, wie Sie selbst wissen, zu Meßzeiten eigentlich niemand ganz genießen, und die Aufmerksamkeit auf Einzelne verliert sich in dem Getümmel."

„Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammen finde, und meine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere."

„Man hat mir von verschiedenen Orten sehr verführe-

rische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich schwerlich wohl widerstehen werde. Es ist so eine eigne Sache mit einem schriftstellerischen Namen, bester Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem bei einer solchen Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Schmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar einiger vollgeklecksten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." —

„Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu campiren, und das Landleben zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Orte Gohlis zubringen, der nur eine Viertelstunde von Leipzig entlegen ist, und wohin ein sehr angenehmer Spatziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich Willens sehr fleißig zu seyn, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, und, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören seyn wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet und entschieden seyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberdem habe ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollte ich das jetzt nicht um so mehr können?" —

„Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allen-

falls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte; was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt seyn. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu seyn, oft genug trat dieß Geständniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachsicht und Freundschaft, zu rechtfertigen weiß. Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsche, Ihr Sohn seyn zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheile zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegen gehen; urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird."

„Noch zwei kleine Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden seyn. Ich fühle es, wie viel ich begehre, wie kühn, und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts

unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltner zu besuchen, und in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht.“ —

„Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich eröffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an meinem Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden.“ —

„Ich setze nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Loos anbieten können, als ich in diesem Augenblick ihr versprechen kann; aber ich leugne, daß eines andern Herz ihr würdiger seyn wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben. Leben Sie wohl, ewig geliebt von Ihrem ꝛc. ꝛc.

Was diesen wichtigen Vorschlag betrifft, haben wir keine weitern Nachrichten mitzutheilen, als daß die uns interessirenden Personen sich nicht heiratheten, und nicht aufhörten, Freunde zu seyn. Daß Schiller die Erlaubniß erhielt, um die er am Schlusse ersucht, wird uns aus andern Quellen klar. Drei Jahre später liest man in einem Brief an denselben Freund noch deutliche Anspielungen auf seine älteste Tochter; und was noch seltsamer ist, daß er darin sein Schweigen gegen sie entschuldigt. Schiller's Lage zu jener Zeit war freilich so gestaltet, daß sie jeden Gedanken einer baldigen Heirath von selbst

verbot; wahrscheinlich begann, in der Hoffnung einer noch fernen Aussicht darauf, ein Briefwechsel zwischen ihm und Laura; und ehe der ersehnte günstige Glückswechsel gekommen, hatten sie, von andern Gegenständen angezogen, Eins des Andern im Wirbel des Lebens verloren, ja sogar aufgehört das Wiederfinden als wünschenswerth zu betrachten.

Schiller's medicinische Projekte hatten, so wie manche andere, die er entwarf, keinen weitern Erfolg. In den Momenten großer Sorgen, bei dem Schwanken seines Geschickes schwebte der Gedanke an seinen früheren Beruf wie ein Anhaltepunkt, zu welchem er in Zeiten der Noth seine Zuflucht nehmen könne, in weiter Ferne seiner Seele vor. Allein die Literatur war mit seinen Gaben, seiner Art zu seyn, zu innigst verwebt, als daß jener ernstlich in Anschlag kommen konnte; auch waren es nur kurze Zwischenräume, wo die Freude, sich ihr ausschließend zu weihen, durch ihre Mühseligkeiten überwogen schien. Er bedurfte eines sichereren Einkommens, als seine Schriftstellerei ihm verschaffen konnte; allein er wünschte es von einem, seinem Lieblings-Studium weniger fremdartigen, Fache zu ziehen. Nachdem er Stuttgart verlassen, war er nie mehr praktischer Arzt. Er beschloß jetzt, zu was er auch nachmals sich bestimmen möge, seinen Carlos zu vollenden, durch dessen lange zuvor vollendete Hälfte in der Thalia*) schon der Fehde-Handschuh in die Welt der Kritik geworfen war.

Bei dieser seiner Hauptbeschäftigung, Gohlis oder Leip-

*) Wieland's etwas hartes und nicht allzu billiges Urtheil findet sich in der Schrift: „Wieland, geschildert von J. G. Gruber." Bd. II. S. 571.

zig zum Aufenthaltsorte und einen Kreis auserwählter Freunde zur Unterhaltung habend, flossen Schiller's Tage recht angenehm dahin. Sein „Lied an die Freude" eins seiner geistigsten und schönsten lyrischen Produkte, ward hier gedichtet; es spricht ein Gemüth aus, welches selbst in seiner Freude stürmisch ist, und von inniger heftiger Bewegung überströmt.

Doch die Liebe zur Veränderung ist auf dem großen Unterschied, der zwischen der Vorstellung und der Wirklichkeit eines Dinges liegt, begründet; sie wird den Menschen nicht verlassen bis zu dem Alter, wo die Gewohnheit stärker als das Verlangen ist, und wo die Ahnung sich nicht mehr so schnell zur Hoffnung umwandelt. Schiller fand, daß sein Etablissement in Leipzig, obgleich höchst angenehm während seiner Dauer, seinen spätern Absichten nicht entsprechen würde, er gab also der lockenden Einladung nach, und ging Ende des Sommers nach Dresden. In dieser Stadt lebten Einige seiner Bewunderer; Viele, die nur seinen Ruhm bewunderten, und einige Wenige, die ihn selbst liebten. Unter den Letztern verdient der Appellationsrath Körner besonderer Erwähnung*). Schiller fand in ihm einen wahren Freund, und in seinem Hause eine Heimath; er theilte seine Zeit zwischen Dresden und dem nahe dabei gelegenen Loschwitz, wo jener Freund einen Sommer-Aufenthalt hatte. Hier war es, wo Don Carlos, dessen Druck während dieser Zeit in Leipzig vorrückte, vollendet, und die letzte Feile

*) Das gut geschriebene Leben Schiller's vor der Stuttgarter und Tübinger Ausgabe seiner Werke ist von diesem Körner.

an ihn gelegt wurde *). Im Jahr 1786 erschien er im Druck.

Die Geschichte des Don Carlos scheint sich ganz besonders für das Drama zu eignen. Das große Schauspiel; einen königlichen Jüngling von seinem Vater zum Tode verurtheilt zu sehen, wovon unsere europäischen An-

*) Im 10. Bde. der Wiener Ausgabe befinden sich einige scherzhafte Verse, fast der einzige Versuch im Komischen, deren Aufschrift dem Inhalt entspricht: „Unterthänigstes Promemorium an die wohledle Waschdeputation, von einem niedergeschlagenen Trauerspiel-Dichter zu Loschwitz." Die ersten Acte des Don Carlos wurden bereits bei Göschen in Leipzig gedruckt, und der Dichter, den die Vollendung des Werkes drängte, sah sich genöthigt von einer Landfahrt, die die Körnersche Familie an einem schönen Herbsttage machte, zurück zu bleiben. Unglücklicher Weise hatte die Frau Appellationsräthin, in der Meinung Schiller fahre mit, alle Schränke und Keller zuschließen lassen. Schiller sah sich ohne Speise und Trank, ja sogar ohne Holz, und machte, doppelt entrüstet über das Plätschern der Wäsche unter seinem Fenster, ein höchst drolliges Gedicht. Die ersten drei Verse lauten folgendermaßen:

„Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
„Es plärrt die Küchenzofe,
„Und mich, mich führt das Flügelthier
„Zu König Philipps Hofe."
„Ich eile durch die Gallerie
„Mit schnellem Schritt, belausche
„Dort die Prinzessin Eboli
„Im süßen Liebesrausche."
„Schon ruft das schöne Weib Triumph!
„Schon hör ich — Tod und Hölle!
„Was hör' ich — einen nassen Strumpf
„Geworfen in die Welle."—

nalen glücklicherweise kein anderes Beispiel liefern, ist so tragisch als nur eins erfunden werden kann. Der Charakter dieses Jünglings, die Mischung von Bigotterie, Eifersucht und Liebe und allen den andern heftigen Leidenschaften, welche sein Schicksal herbeiführten, geben eine Zusammenstellung von Situationen, die an sich selbst so unendlich rührend, und zur Basis höchst anziehender Dichtung vortrefflich berechnet sind. Dem zufolge ist dieses Thema nicht vernachlässigt worden. Carlos ist der Gegenstand vieler Dichter gewesen, vorzüglich seit der Zeit, da seine Lebensgeschichte, die uns der Abbé St. Réal berichtete, in lebendigern Farben zur Ansicht jedes Schriftstellers, ja fast jedes Lesers dargestellt wurde.

Der Abbé St. Réal war ein geschickter Künstler in der historischen Novelle, dieser halbgelehrten Klasse der Dichtung; im Laufe seiner Forschungen boten sich ihm dergleichen Stoffe dar; und indem er das, was die Geschichtschreiber nur in Skizzen ihm hinterlassen hatten, nach seiner Fantasie ausfüllte, erweiterte und verschönerte, Manches unterdrückte, Anderes heraushob, arbeitete er das Ganze in eine kleine wunderbare Erzählung um, welche sich durch all' die Harmonie, den Schmelz der Grazie, die kräftigen Beschreibungen und scharfsinnigen Gedanken auszeichnete, die seine übrigen Schriften charakterisiren. Dieser französische Sallust, wie seine Landsleute ihn genannt haben, ist manchem dramatischen Autor von großem Nutzen gewesen. Seine Verschwörung gegen Venedig hat den Ottway die Umrisse zu seiner besten Tragödie gegeben. Epicaris ist mehr denn einmal auf der Bühne erschienen. Don Carlos ist fast in allen Sprachen Europens dramatisch behandelt worden. Den des Ottway abgerechnet, der so großes Aufsehen durch sein Er-

scheinen machte, war er der Gegenstand noch vieler Tragödien, von denen die meisten zur ewigen Ruhe eingegangen; einige andere auf dem Wege dahin sind; nur zweie unter ihnen scheinen Jahrhunderte überleben zu wollen. Schiller und Alfieri haben ihren Plan aus St. Réal gezogen; der Erstere hat ihn weiter ausgedehnt und hinzugefügt; der Letztere zusammengedrängt und abgekürzt.

Schiller's Carlos ist das erste seiner Schauspiele, welches den Stempel voller Reife trägt. Die Gelegenheit, deren er sich seitdem erfreute, seine Kenntniß der Menschen und der Dinge überhaupt zu erweitern, die fleißige Uebung der dramatischen Zusammenstellung, das Studium einer reinern Moral, alles dies hatte seine volle Wirkung nicht verfehlt. Der Zuwachs der Jahre hatte dabei etwas für ihn gethan. Die Aufwallung der ersten Jugend war nun zur festen Energie des Mannes geläutert, der edle Enthusiast, der sich gegen die Verirrungen der Welt empörte, der erleuchtete Moralist geworden, der ihre Nothwendigkeit beklagt, oder Heilmittel dagegen zu finden sich bestrebt. Eine, dem entsprechende Veränderung in der äußern Gestaltung des Werkes, in seinem Plan und seiner Diktion ist klar zu sehen. Der Plan ist mit größerem Scharfsinn angelegt und umfaßt die Resultate eines großen Studiums, so wohl im historischen, als im dramatischen Fache; die Sprache ist in ungereimten Versen, keine Prosa wie in den frühern Werken. Die Diction ist regelmäßiger und sorgsamer ausgearbeitet, weniger sichtlich nach dem Zweck strebend, doch sicherer ihn zu erreichen. Schiller's Geist hatte nun die volle Reife erlangt; er dachte und empfand richtiger, er konnte seine Empfindungen und Gedanken jetzt besser aussprechen. Das eine Verdienst, welches

wir im Fiesko bemerkten: die Treue und Wahrheit nämlich, mit welcher die Handlung uns vor die Augen gebracht wird, ist in viel höherem Grade in Carlos sichtbar. Der spanische Hof am Ende des sechzehnten Jahrhunderts; seine kalten strengen Förmlichkeiten; seine grausamen, bigotten, hochmüthigen Granden, seine Inquisitoren und Priester; und Philipp, sein Oberhaupt, der Inbegriff all' seiner guten und schlechten Eigenschaften, sind alle mit ihren wechselseitig eingreifenden Interessen, mit wundervoller Klarheit und Geschicklichkeit dargestellt. Auch zeigt er uns nicht nur die Oberfläche ihrer Handlungsweise; wir werden über den ganzen Mechanismus ihres Charakters belehrt, so wie er auch in Handlungen uns vorgeführt wird. Der felsenherzige Despot muß ganz ins besondere das Studium des Autors in Anspruch genommen haben. An Verstand beschränkt, erstorben in seinen Neigungen, von seiner Geburt an Europens Beherrscher, hat Philipp sein ganzes Leben lang nicht unter Menschen, sondern außer ihnen gelebt. In sich selbst verschlossen, fremd jeder wohlwollenden, freundlichen Empfindung, hatte sein finsterer Geist kein anderes Geschäft, als dessen Stolz zu steigern; keine andere Freude, als seinen Herrscherwillen erfüllt zu sehen. Der Aberglaube, welcher mit dieser angebornen Richtung übereinstimmte, hatte ihre Kraft vermehrt, doch war es nicht leicht möglich sie hassenswerther zu machen; er leiht ihr eine Art von Heiligkeit in seinen eignen Augen, und selbst eine gewisse gräßliche Erhabenheit in den unsern. Philipp ist nicht ohne alle Größe, nämlich jene einer unbeschränkten äußern Macht, eines in seinen Aussprüchen unerschütterlichen Willens, die zwar durch falsche, aber einmal unwandelbar bestehende Grundsätze geleitet sind. Sein ganzes Wesen ist wild, ernst und

öde; allein es ist alles dieß ganz sein eigen und scheint nur ihm anzupassen. Wir hassen und fürchten ihn; doch der Dichter hat dafür gesorgt, ihn vor Verachtung zu schützen.

Der Charakter des Carlos ist der Gegensatz sowohl von jenem seines Vaters, als auch von dessen Geschick. Man kann sich wohl kaum eine Lage denken, welche mehr die Theilnahme und Rührung in Anspruch nimmt, als die des jungen, hochherzigen, vom Schicksal verfolgten Prinzen. Vom Knabenalter an war sein Gemüth auf die wichtigsten Dinge gerichtet; er betrachtete jene königliche Größe, die seine reiferen Jahre erwartete, nur als ein Mittel, jene Pläne für Menschenwohl auszuführen, die seine großmüthige Seele unablässig beschäftigten. Seines Vaters Gemüthsstimmung und der Charakter des ganzen Hofes, die beide die Ausbildung jener Ideen nicht begünstigten, hatten seinen Gefühlen den Reiz des Geheimnisses beigesellt. Er lebte nur in der Erwartung, und wir lieben ihn um so mehr, weil, so sehr er auch Ruhm und Glück verdiente, ihm nur von beiden die Hoffnung ward. Tage des Glücks schienen jedoch sich ihm zu nahen. Von der Gemeinschaft der Alba's und Domingo's, unter welchen er als ein Fremder lebte, ausgeschlossen, sollte ihm das schönere Loos der Verbündung mit einem weit theurern Wesen werden; Elisabeth's Liebe schien ihn selbst von der Zukunft unabhängig zu machen, die sie doch mit so schönen Farben vor seine Seele gestellt. Doch in einem Augenblick ist sie durch die schrecklichste aller Heimsuchungen ihm entrissen; seine Braut wird seine Mutter; und der Streich des Schicksals, der sie ihm raubt, ist um so tödtlicher, weil, indem er ihn für immer vernichtet, auch jede Klage dagegen als Kirchenraub betrachtet und selbst durch die Macht des Schicksals nicht mehr geändert werden kann. Carlos, so wie der

Dichter ihn darstellt, ruft unser zärtlichstes Mitgefühl auf. Seine Seele war einst reich und strahlend, gleich Edens Garten; allein der sengende Wind ist darüber hingefahren und hat ihn durch Giftthau verheert. Verzweiflung hat die schönen Ideale seiner Jugend überschattet; oder wenn er ja noch hofft, ist es nur ein Schimmer des Wahnsinns, welcher oft noch gräßlicher als selbst die strenge Pflicht, in kalter Todesnacht verlöscht. Die hohe Kraft seiner Seele überlebt dieß, nur um sich in wilden Stürmen der Leidenschaft oder zweckloser Verachtung Luft zu machen. Es liegt eine ergreifend rührende Ironie in den Ausdrücken der bittern Schwermuth, die auf ihm lastet; in der Unwandelbarkeit seines Elendes, in welchem er jetzt auf die dahin geschwundenen Träume früherer Jahre zurücksieht; so wie in den stolzen Aufwallungen oder in den traurigen Pausen des Entschlusses, der jetzt ihn treibt das Verlorne einzuholen, und bald wieder in Ohnmacht dahin stirbt, da Natur und Vernunft ihm zurufen, daß dem nicht abgeholfen werden kann und darf.

Mit eben so meisterhafter Hand ist Elisabeth gleich rührend und anziehend dargestellt. Wenn sie die Leidenschaft ihres liebenswürdigen und einst mit ihr versprochenen Geliebten theilt, so errathen wir dieß nur; denn ihrer fleckenlosen, sanften Seele wäre auch die Ahnung eines so gräßlichen Gedankens nicht gekommen. Allein ihr Herz blutet für Carlos, und wir sehen, daß, verböten es selbst ihr nicht die heiligsten Gefühle der Menschheit, sie kein Opfer scheuen würde, um ihm seinen Seelen-Frieden wieder zu geben. Sie strebt durch ihr sanftes Wirken, den Kampf derselben zu beruhigen; mit ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit sucht sie ihn zu überzeugen, daß einem Don Carlos andere Gegenstände bleiben,

wenn auch alle Hoffnungen seines persönlichen Glückes ihm genommen sind; sie möchte seine Liebe für sie in eine Liebe für Millionen Wesen umwandeln, deren Schicksal von dem seinigen abhängt. Einer zarten Vestalin gleich steht sie da, doch mit der Klugheit einer Königin und dem Muth einer Matrone; jede anmuthige und edle Eigenschaft des Weibes harmonisch in ihrem Wesen vereinend, lebt sie unter einem ihr fremden Himmelsstriche; das Glück, dessen sie genießen sollte, ist unerreichbar fern; vom Jammer, den sie erdulden muß, ist sie rings umschlossen. Dennoch hört man keine Klage von ihr; allein sie strebt in der Erfüllung der Pflicht selbst den Ersatz für die unheilbaren Uebel, die diese ihr auflegte, zu finden. Manche tragische Königin ist wohl majestätischer, Ehrfurcht gebietender, als Schiller's Elisabeth; allein keine giebt es, die mit einer sanften echt weiblichen Macht so uns beherrschte; keine, welche zu lieben und zu ehren wir uns gleich angezogen fühlten.

Die Tugenden der Elisabeth werden durch den Vergleich mit den Grundsätzen und Handlungen ihrer Begleiterin, der Prinzeß Eboli noch erhöht. Der Charakter der Eboli ist voller Eitelkeit und Wortgepränge; Seelengröße und Aufopferung führt sie im Munde, ein Schatten derselben schwebt sogar ihrer Fantasie vor, doch kommen sie bei ihr nicht aus dem Herzen; Stolz, Eigenliebe, verbotene Leidenschaften wohnen darin; ihr hochmüthiges Prahlen mit großartigen Gesinnungen, ist schnell vergessen, sobald ihre Zuneigung zu Carlos hoffnungslos wird; sobald die Gluth einer selbstsüchtigen Liebe einmal in ihrem Herzen erstirbt, betrachtet sie den Gegenstand derselben nur mit niedrigen Gefühlen; sobald die Tugend sich nicht länger mit ihrem Vortheil verträgt, hört sie auf

tugendhaft zu seyn; der Uebergang von einer zurückgewiesenen Geliebten zu einem eifersüchtigen Spion ist bei ihr sehr natürlich und leicht; und dennoch kann man die Fürstin nicht hassen; ihr Wesen athmet eine verführende Gluth, und Grazie umgiebt sie; daher beklagen wir ihre Laster mehr, als wir sie verdammen. Der Dichter hat hier die schwere Aufgabe gelöst: sie trotz ihrer Falschheit doch höchst anziehend darzustellen.

In dem Entwurfe der Eboli und Philipp's scheint uns Schiller gegen seine eigne Natur angekämpft zu haben; unser Gefühl ist gegen beide schwerlich so streng, als er es beabsichtigte; ihre Worte und Thaten, vorzüglich des Letztern, sind bösartig und zurückstoßend genug; allein wir nähren dabei eine heimliche Ueberzeugung, daß sie es besser meinten als sie sprachen und handelten. Eine weit genialere Aufgabe war ihm der Marquis Posa. Dieser Posa, wie leicht zu sehen, war Schiller's Repräsentant; wie innige Liebe zu den Menschen bei ihm herrschende Leidenschaft ist, so lebte sie auch in seinem Autor; mit eben solchem Feuer der Beredsamkeit, wie er die Sache der Wahrheit, des Rechtes und der Menschlichkeit vertheidigt, würde auch Schiller in ähnlicher Lage es gethan haben. In gewisser Hinsicht ist Posa der Haupt-Charakter des Stücks. In dem Zweck, dem er sich widmet, so wie in den Gefühlen, und großen Fähigkeiten, durch welche er ihn ausführt, liegt etwas erhaben Herrliches. Von hohem Geist, von kühnem frommen Sinn, sind alle seine Seelenkräfte auf einen einzigen Punkt vereint. Selbst die auf Gleichheit der Seele begründete Freundschaft zu Carlos, so treu sie auch ist, scheint dennoch in dieser übermächtigen Empfindung, dem Eifer für das allgemeine Wohl der Menschen,

sich zu verlieren. Strebend mit all' seiner Kraft des Gedankens, und der Thätigkeit, das Glück und die heiligen Rechte seiner Mitgeschöpfe zu befördern; diesen edlen Zweck mit all' der Klugheit und Würde, die er erheischt, verfolgend, ist seine Seele zugleich unermüdet, voller Ernst und heiter zugleich. Er ist ein zweiter Carlos, nur um etwas älter, mit mehr Erfahrung, und nicht wie Jener durch hoffnungslose Liebe getäuscht. Im Posa ist eine stille Größe, die kein Zufall des Geschicks zu erschüttern vermag. Sey es, daß er den schon fast verlornen Carlos zu neuer Thätigkeit ermuntert, oder seine Stimme zum Ohr des Tyrannen oder Inquisitors erhebt, oder vom Leben Abschied nimmt mitten unter den sich weit vor ihm ausbreitenden nur halb ausgeführten Plänen, überall erblicken wir dieselbe ruhige Seelengröße, dieselbe unerschrockene Fassung; als die tödtliche Kugel ihn trifft, stirbt er, mit der Sorge für Anderer Wohl auf seinen Lippen. Er ist ein Reformator, der vollkommenste in seiner Art, kein Aufrührer, sondern ein besonnener entschlossener Verbesserer. Sein Enthusiasmus bricht nicht in Heftigkeit aus, sondern er zeigt sich in männlicher, erleuchteter Kraft; seine Beredsamkeit rührt das Herz, seine erhabene Philosophie überzeugt den Verstand. Es liegt etwas so erhaben Großes in seinen Gedanken und Ansichten, deren Schönheit auch ohne den Schmuck ihrer Einkleidung, sich dem Gemüth tief eingeprägt. Die Poesie kann nur wenige, so geistig erhebende Stellen liefern, als Posa's letzte Bothschaft an Carlos durch die Königin. Die Gewißheit seines Todes scheint seine Seele mit einer Art Märtyrer-Glorie zu umstrahlen, er ist bis zur Entzückung entflammt und spricht mit hinreißender Gewalt. Die rührende Tiefe dieser Zeilen:

„Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird.“

ist oft bewundert worden, und diese Scene hat deren mehre aufzuweisen.

Die Zusammenkunft mit Philipp ist nicht weniger vortrefflich. Es liegt so etwas originell Wunderbares in der Idee, dem kalten einsam stehenden Tyrannen „den einzigen Mann aus allen seinen Staaten, der seiner nicht bedarf,“ entgegen zu stellen; einmal doch die Stimme der echt männlichen Kraft in der finstern Behausung der Sklaverei und Priesterlist zu erheben, daß wir die größere poetische Freiheit, die sie hervorbrachte, wohl verzeihen können. Philipp und Posa sind in jeder Hinsicht Antipoden. Philipp hält seinen neuen Lehrmeister für einen „Protestanten;“ diese Beschuldigung lehnt Posa mit ruhiger Würde ab; sein Zweck war nicht Trennung der Meinungen, und Streit, sondern Einigkeit und friedliche, stufenweise Verbesserungen. Posa erkennt den Charakter Philipp's sehr richtig, darum versucht er es nicht einmal in seinem öden Herzen das Gefühl für den einzig wahren Ruhm oder das Interesse seiner Nebenmenschen zu erwecken; er greift seine Selbstsucht, seinen Stolz an, zeigt ihm, wie klein und erbärmlich ein, auch mit zufälliger Pracht noch so sehr ausgeschmückter Thron sey, wenn er auf Sklaverei begründet, wenn er von der Liebe und der Theilnahme aller Wesen ausgeschlossen ist.

Wir geben lieber hier die ganze Scene. Ist sie auch bei Weitem nicht die schönste des Stückes, so ist sie doch am besten geeignet, hier im Auszuge zu stehen.

„Der König und Marquis von Posa.

(Dieser geht dem Könige, sobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen).

König
(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).
Mich schon gesprochen also?

Marquis.
Nein.

König.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kams zu,
Das Auge eures Königes zu suchen.
Weswegen thatet ihr das nicht?

Marquis.
Es sind
Zwei Tage, Sire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.
Ich bin nicht gesonnen
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnad!

Marquis.
Ich genieße die Gesetze.

König.
Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für sich).

Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr tratet
Aus meinen Diensten, hör ich?

Marquis.

Einem Bessern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.

Das thut mir leid wenn solche Köpfe feiern,
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geistes würdig ist.

Marquis.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne).

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erforschen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Ungnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — Muß ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).

Nun?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

(Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,

Der Beyfall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck seyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschüf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht seyn sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meissel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte seyn? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben als mich selbst.

König.

Dieß Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Posten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, diesem edlen Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
Dasselbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das sie noch reich genug ist auszutheilen,

Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann, — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreuen. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

König (etwas rasch).

Ihr seyd
Ein Protestant.

Marquis (nach einigem Bedenken).

Ihr Glaube, Sire, ist auch
Der meinige.

(Nach einer Pause.)

Ich werde mißverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleyer weggezogen.
Wer sichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verwesen hier.

(Die Hand auf die Brust gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,

Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird **mein** Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben?—
Ihr Athem löscht es aus.

König.

Bin ich der erste,
Der euch von dieser Seite kennt?

Marquis.

Von dieser —
Ja!

König

(steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Für sich).

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!
Die Schmeicheley erschöpft sich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf.—Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraschende macht Glück.—Wenn ihr
Es so verstehet, gut, so will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten—
Den starken Geist—

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freyen Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; **die** haben
Freywillig ihres Adels sich begeben,
Freywillig sich auf diese niedre Stufe

Herab gestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen ehren?

König.

Etwas wahres
Find' ich in diesen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser neugegossenen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern, zu ihm beten!
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu ihrem Saitenspiel herunter stürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freyheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann? — Ich bitte
Mich zu entlassen, Sire. Mein Gegenstand
Reißt mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem Könige. Dieser giebt ihm einen Wink, sich zu entfernen, und bleibt in seiner vorigen Stellung sitzen).

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillschweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Marquis.

Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch

Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich seyn? — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —
(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem Könige, der es versucht, diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.)
Sie haben Recht. Sie müssen. Daß sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
O schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten!
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn.

König.

Wann, denkt ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (schnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen

Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Grenada öde
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbst geschlagnen Wunden sich verbluten.

(Der König ist bewegt, der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwungenes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch dessen so
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja bey'm Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie
Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn, und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals! — niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreyheit! —

(Sich ihm zu Füßen werfend).

König

(überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freyheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freyheit! Er, der große Schöpfer wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergetzen — Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freyheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freygeist, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freygeists Lästerung gepriesen.

König.

Und wollet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang' – des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,

Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch sich selbst zurückgegeben,
Zu seines Werths Gefühl erwacht — der Freyheit
Erhabne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Still-schweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,
Mahlt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremden Maßstab euch nicht unterwerfen
Ich bin der Erste, dem ihr euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfasst, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, daß ich sie erfahren,
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln — Aber
Flieht meine Inquisition — Es sollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in seinem Anblick verloren.)

Ich habe
Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero seyn. Ich will es nicht seyn — will
Es gegen euch nicht seyn. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verdorren.
Ihr selbst, ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu seyn.

Marquis (rasch).

Und meine
Meine Mitbürger, Sire! — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr so gut wisset, wie die Folgezeit
Mich richten wird, so lerne sie an euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteste
Der Könige sey nicht mit Einem Male
Der ungerechteste — In Ihrem Flandern
Sind tausend bessere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei gestehen, großer König? —
Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum erstenmal die Freyheit.

König (mit gemildertem Ernst).

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr

Den Menschen erst, wie ich — Doch' hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal gesehn. Wie fang'
Ich's an, euch zu verbinden?

Marquis.

Lassen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich bestächen?

König.

Diesen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr seid von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pause).

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

(Da sich der Marquis zu bedenken scheint).

Ich versteh' euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich seyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Sire, so sind Sie
Der Glücklichste durch Beydes.

König (mit finsterer Miene).

Nein! ich bin es nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — Eine
So tugendhafte Königin!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Lästerung!
Ich selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie fähig sollte
Gewesen seyn, so tief sich zu entehren,
O wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth als sie Alle.

Marquis.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lästerung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das sag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu sinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt, ihr seyd gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menschen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überrascht und erschrocken).

Mich, Sire?

König.

Ihr standet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht seyn. Leidenschaft wird euern Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforscht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt — verlaßt mich!

(Er zieht eine Glocke.)

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kusse.)

Er ist kein
Verlorner in dem meinigen.

(Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein).

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen."

Wäre der Charakter Posa's zehn Jahre später aufgestellt worden, so hätte man ihn, wie es nun in der Welt einmal geht, der „französischen Revolution" zugeschrieben, und vielleicht Schiller'n selbst einen Jacobiner genannt. Glücklicherweise aber kann diese Beschuldigung nun nicht statt finden. Wie höchst erfreulich ist es, in Posa die Gefühle eines großen edlen Mannes, über diesen immer bestrittenen Gegenstand, kräftig und besonnen ausgesprochen zu hören; er ist gleichsam das edle Monument, dem Schiller die liberalen Gesinnungen seines Jahrhunderts einverleibt, dem sein Genius die schönste Form verliehen, und welches, wie all' seine übrigen Werke, unsterblich seyn wird. Durch diese so ausgezeichnete Trefflichkeit Posa's entstand, wie die Kritiker bemerkten, ein dramatischer Fehler, welchen der Autor selbst zuerst anerkannte: die Größe Posa's stellt Carlos in den Schatten. Der Held der ersten drei Akte ist nicht mehr der Held der letztern. Die Ursache davon war, daß Schiller das Werk zu lange unter den Händen hatte. „Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, wel-

ches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieß Werk, Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zuweit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache, hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte." —

Der größere Theil der Leser wird die eben angeführte Unvollkommenheit schwerlich in Anschlag bringen, da die zweite Hälfte der ersten mit dem seinem Zweck entsprechenden Talent angefügt ist. Legt man nicht den dramatischen Maßstab an, und will nur gerührt und erhoben seyn, so wird man die Tragödie lesen, ohne auch nur zu ahnen, daß irgend ein Makel vorhanden ist. Die Liebe und Theilnahme, welche uns Carlos gleich zu Anfange einflößt, verläßt uns nicht einen Augenblick bis an das Ende; und wenn gleich Posa's Hoheit mit dem Fortgange des Stücks immer steigt, so geht doch unsere Bewunderung seiner unendlich großen Tugenden Hand in Hand mit den sanften Gefühlen, die uns bei Carlos Schicksal an-

ziehen. Sollte man einen Fehler in dem Plan des Stückes finden wollen, so wäre es der Schluß desselben, wo eine Art von Verwirrung, ein zu großes Zusammendrängen von Begebenheiten Statt findet; doch ist auch dies kaum auffallend genug um stöhrend zu seyn.

In der ganzen Composition des Stücks möchte man dagegen als einen wichtigeren Fehler: jenen Mangel an Ruhe und Leichtigkeit anführen, welchen zu bemerken uns all' seine übrigen trefflichen Vorzüge nicht hindern sollen. Es ist Handlung genug in dem Plan, überaus viel Kraft im Dialog, und ein Ueberfluß an eigenthümlichen Schönheiten in beiden; allein es geht durch das Ganze eine gewisse Anstrengung und Schwere, die der theatralischen Täuschung Abbruch thut. Die Sprache, die im Ganzen ausdrucksvoll und prächtig ist, steigert sich zuweilen bis zum Bombast. Die Charaktere, möchte man sagen, rechtfertigen ihre menschliche Natur nicht, durch jene tausend kleinen Züge, und namenlosen Wendungen, welche das eigentliche dramatische Genie von dem blos poetischen auszeichnen, den Proteus der Bühne von dem philosophischen Beobachter und dem geübten Nachahmer des Lebens, unterscheiden. Wir finden hier nicht jene sorglose Glückseligkeit, jenen Wechsel vom Höchsten zum Niedrigen, jenes Bild lebendiger Freiheit, welche Shakespeare bietet, und die wir nun, gleich verwöhnten Kindern, in jedem vollkommenen Werke dieser Classe fordern. Schiller ist zu erhaben, zu regelmäßig und geordnet in seiner Erhabenheit, um ganz natürlich zu seyn.

Das Resultat von allem diesen ist, daß Carlos eine Tragödie edlerer Art bleibt. Eine gewisse stattliche Gediegenheit umgiebt dieses Gebilde der Kunst; die Situationen sind großartig und erschütternd, die Charaktere

kräftig, lebendig aufgefaßt und ergreifend, wenn auch nicht in höchster Vollkommenheit gezeichnet. An Witz und den damit verwandten Grazien war Schiller minder reich, so wie er auch an Tiefe und Schönheit des Pathos nicht der ausgezeichnetste unter den großen Dichtern ist. Was jedoch ihm seinen eigenthümlichsten Platz und den erhabensten in diesem Fache giebt, ist, die weit umfassende innere Geisteskraft, die Größe und Pracht seiner Gedanken und Bilder, und die ungestüme Kühnheit in seiner Leidenschaft für das Große und Göttliche in allen seinen mannigfachen Gestalten. Er will nicht Schauder erregen, sondern erheben. Sein Genius ist kühn, ausströmend in reicher Fülle, erhaben, ein himmlisches Feuer strahlt in allen seinen dichterischen Schöpfungen. Er versetzt uns in eine höhere heiligere Welt, als die unsere; alles um uns athmet feierliche Kraft und Schönheit. Die Blicke seiner Helden mögen vielleicht etwas ernster und bestimmter seyn, als jene der lebenden; die Regungen ihres Gemüths mögen vielleicht minder heftig und besonnen erscheinen; dennoch fühlen wir uns hingerissen von der Macht ihrer hohen Gaben und der Lieblichkeit der Scenen, die sie beleben. Der Zauber des Dichters ist so groß, daß er jeden Zweifel beschwichtigt, und wir unterlassen gern zu untersuchen, was wahr oder falsch daran sey.

Der Ruhm des Alfieri verlockt gewöhnlich die Leser des Don Carlos, diesen mit Filippo zu vergleichen. Beide Schriftsteller behandeln denselben Gegenstand, beide entlehnen ihre Materialien aus der nämlichen Quelle, der historischen Novelle des St. Réal; allein es ist unmöglich, daß zwei große Geister eine vorhandene Idee auf verschiedenere Weise hätten behandeln können. Beider Vortrefflichkeit ist in der That so verschieden, daß sie kaum Nebenbuhler genannt werden können. Alfieri's Stück

ist kurz, hat nur wenig Charaktere; er schildert keinen Schauplatz der Handlung; seine Personen sind nicht der König von Spanien und seine Höflinge, sondern blos Menschen; der Ort, wo man sie handeln sieht, ist nicht der Escurial bei Madrid, sondern ein weiter öffentlicher Platz irgendwo im Raum, den kein Gegenstand bezeichnet. In allem diesen hat Schiller offenbar große Vorzüge. Er schildert Sitten und Meinungen; er stellt ein treffendes Schaubild vor unsere Augen, welches an und für sich selbst hohes Interesse hat, und allem, was damit verwebt, ein gleiches giebt. Dem Alfieri, der nach den Regeln des antiken oder vielleicht mehr des französischen Drama arbeitete, standen solche Schilderungen nicht zu Gebote. Dieselbe Verschiedenheit herrscht in der Diction. Eine strenge Einfachheit bezeichnet Alfieri'n durchgängig. In der ganzen Tragödie ist nicht ein Bild zu finden; seine Verse unterscheiden sich von Prosa nur durch den Nachdruck der Kürze und Härte. Schiller dagegen, wie wir gesehen haben, ist überreich an edlen Bildern und jener aufregend glühenden Beredsamkeit der Poesie. Nur in dem bestimmten Ausdruck von Philipp's Charakter hat Alfieri offenbar einen Vorzug. Ohne Beihülfe des Aberglaubens, welchen sein Nebenbuhler besonders bei der Katastrophe des Stücks, mit so großem Erfolg benutzt, hat Alfieri in seinem Philippo ein Gemälde beispielloser Macht aufgestellt. Ein geheimes Dunkel ist für das Erhabene und Gräßliche höchst wesentlich; und Schiller hat die große Wirkung seines Tyrannen gerade dadurch geschwächt, daß er uns bis in die geheimen Schlupfwinkel seines Geistes dringen läßt; wir begreifen diesen Philipp besser, und darum fürchten wir ihn weniger. Alfieri zeigt uns diesen innern Zusammenhang nicht, nur aus seinen Handlungen läßt er uns auf die

Natur seines Wesens schließen. Tiefes Geheimniß und das nächtliche Dunkel furchtbarer Grausamkeiten brüten über seinem Philippo. Nur dann und wann läßt ein vorübergehendes Wort oder eine Handlung uns einen Blick in seine stolze, unversöhnliche, furchtbare Seele thun, gleich einem flüchtigen unsichern Blitze, der die Abgründe seines finstern, schrecklichen Wesens, wie einen Schlund des höllischen Pfuhls beleuchtet. Der Philippo des Alfieri ist vielleicht der schändlichste Mensch, den je die Einbildungskraft geschaffen hat. Alfieri und Schiller waren wiederum unbewußte Nebenbuhler in dem Trauerspiel „Maria Stuart"; doch die uns vorliegenden Werke Beider geben uns die besten Proben: in wiefern ihre Verdienste sich vergleichen lassen. Schiller erscheint uns als der größere Genius, Alfieri als ein seinen Stoff beherrschender Charakter. Alfieri's Größe beruht im ernsten Concentriren gewaltiger Leidenschaften, unter der Herrschaft eines eisernen Willens. So war sein eigenes Gemüth gestaltet; er malte es uns in Zügen, die zwar einzeln jedes Reizes ermangeln, doch in ihrer Zusammenstellung uns gleich einer alten Pergamentrolle prophetischen Inhalts Furcht einflößen. Schiller's moralische Größe steht im Einklange mit seinen geistigen Anlagen Hand in Hand. Das Gemüth des Einen gleicht dem Ocean, herrlich in seiner Kraft, vom heitern Sonnenstrahl prächtig erglänzend, üppige romantische Ufer bespülend; das Gemüth des Andern aber einem schwarzen unergründlichen See, tief in melancholischen Bergen versteckt, traurig einsam, mit furchtbaren, himmelanragenden Klippen rings umgürtet, vom Sturm gepeitscht, nur vom röthlichen Schimmer der Blitze erleuchtet. Schiller ist herrlich in seiner Ausführlichkeit;

Alfieri überwältigend in seiner zusammengedrängten Energie. Der Erstere reißt uns mehr zur Bewunderung hin; der Letztere gebietet uns Ehrfurcht.

Die Tragödie Carlos ward mit schnell erfolgendem, allgemeinen Beifall aufgenommen. Im Kabinet und auf der Bühne, bei Gebildeten und Ungebildeten, überall ertönte Schiller's Lob. Seine Erwartungen selbst hatten nicht so hoch gestanden. Er kannte sowohl alle Vorzüge, als auch das Mangelhafte an seinem Werke; allein er hatte kaum geahnet, daß die ersteren augenblicklich anerkannt werden sollten; und so ward die Freude des neu erworbenen Ruhms durch die Ueberraschung noch erhöht. Wäre dramatische Größe sein einziges Streben gewesen, so möchte er vielleicht jetzt in seinen Anstrengungen etwas nachgelassen haben. Das Publikum hatte ihn bereits als den ersten Schriftsteller in diesem Lieblingsfache anerkannt. Doch wie hätte ein so engbeschränkter Ehrgeiz bei ihm zum Grundsatz werden können? Auch war er eines der Gemüther, welchem auf dieser Welt keine Ruhe beschieden ist. Die ursprüngliche Anlage seiner Natur trieb ihn unablässig zur Arbeit, zu rastlosem Streben; der große Zweck seines Lebens, die Entwickelung seiner geistigen Kräfte, war einer der Art, welcher nur stets beziehungsweise, aber nie unumschränkte Fortschritte gestattet. Eine neue Idee des Vollkommenen entspringt in dem Augenblick, wo die frühere erreicht ist; der Gelehrte befindet sich immer im Zustande des Erlernens, ohne daß er je ausgelernt hätte.

Schiller's äußere Lage war jetzt auch von der Art, daß er vor großen drückenden Sorgen geschützt war. Er trieb noch mit vollem Segel auf dem Strom des Lebens hin; er war mit Lorbeeren gekrönt, aber ohne eine

Heimath; und so war es seinem liebevoll glühenden Herzen, nur geschaffen, häusliches Glück, nach welchem er sich sehnte, zu genießen, nicht vergönnt, sich einer dauernden Zuneigung zu erfreuen; er fühlte sich vereinzelt in der Welt; losgerissen von der süßen Gewohnheit, seinem innigsten Mitgefühl sich zu überlassen; und wenn auch dieser Genuß ihm ward, war es mehr ein hastiges Erhaschen, als ein ruhiger Genuß zu nennen. Auch nicht einmal flüchtig berührte der so allgemeine Wunsch nach Reichthum und Rang seine Seele; nur nachdem manches Jahr sich dem andern angereiht hatte, waren ihm die Freuden der Ruhe und einer ungestörten Behaglichkeit fast am wünschenswerthesten geworden, und seine Blicke suchten sehnsuchtsvoll den Ruheplatz nach so vielen Wanderungen; er wollte ein Bürger seyn unter seinen Mitbürgern. Die einzige Möglichkeit der Erfüllung dieser Wünsche hing von der unermüdeten Ausdauer in seinen literärischen Arbeiten ab, wie dieses Schiller auch richtig erkannte. Obgleich er nun in seiner Thätigkeit nicht nachließ, und auch die Aufforderungen dazu immer noch mehr wuchsen als abnahmen, so war doch nach und nach in ihm die Richtung derselben verändert. Das Drama, welches seit langer Zeit als festgestellter Beruf ihn beschäftigt hatte, war jetzt etwas in seiner Würdigung gesunken. Es war ihm gelungen die Schwierigkeiten dieser Kunst, so wie er sie jetzt betrachtete, zu besiegen, und von andern Seiten lockten ihn jetzt neue Schwierigkeiten und neue Siege. Sobald der letzte Theil des Carlos, den er mehr wie eine Aufgabe, als sich zum Genuß geschrieben, vollendet war, beschloß er nichts mehr zu unternehmen, was Bezug auf das Theater habe. Eine Zeit lang scheint er in der That unter der Menge neuer Unternehmungen geschwankt

zu haben; bald von dieser, bald von jener Seite angesprochen, ohne fähig zu seyn sich für Eins fest bestimmen zu können. Das rastlose Streben seines Geistes hat sich durch die Menge und Verschiedenheit seiner Versuche hinlänglich an den Tag gelegt, so wie sein unsicheres Hin- und Herschwanken durch den Umstand klar wird, daß sie alle von geringem Umfange, öfter nur Fragmente geblieben sind. Seine lyrischen Produkte, von welchen viele in diesem Zeitraum, und zwischendurch als Erholung von ernsteren Arbeiten gedichtet wurden, gehören zu jener ersten Klasse; der Charakter dieser Dichtungen entspricht ganz den Anforderungen, zu welchen seine früheren Schriften uns berechtigten. Hier finden wir mit einem tiefen Blick ins Leben, einem durchdringenden alles umfassenden Mitgefühl für seine Leiden und Freuden, jene Gluth des Gefühls, jene Pracht der Gedanken und Bilder vereint, die Schiller ins besondere auszeichnen. Hatte er auch das Drama aufgegeben, so war es doch klar, daß seine Seele von allen Elementen der Poesie überströmte, immer in großen Ideen und Phantasien lebte, bald der kühnsten, bald der zärtlichsten Begeisterung hingegeben; immer angestrengt, tief nachdenkend, und das Gedachte mit all' der Anmuth ausschmückend, die klar bewies, wie viele Gaben noch außer dem Verstande, ihm zu Gebote waren. Schiller beschäftigte sich sein ganzes übriges Leben hindurch in den Stunden der Muße mit solchen kleinern poetischen Arbeiten. Einige derselben können unter die vollendetsten Schöpfungen seines Genies gezählt werden. „Der Spaziergang,“ „die Glocke“ enthalten die vortrefflichsten Schilderungen des Schicksals und der Geschichte des Menschen; „Ritter Toggenburg,“ die „Kraniche des Ibicus,“ „Hero und Leander“ sind das Vor-

züglichste unter allem, was man in irgend einer Sprache an poetischen und rührenden Balladen nur finden kann.

Eins der merkwürdigsten, ungefähr um diese Zeit geschriebenen Gedichte: „die Freigeisterei der Leidenschaft" soll, wie man sagt, einer wirklichen, damals von ihm genährten Liebe sein Entstehen verdanken. Die Dame, welche einige Biographen Schiller's unter der geheimnißvollen Andeutung „Fräulein von A., eine der ersten Schönheiten Dresdens" aufführen, scheint einen tiefen Eindruck auf das Herz des Dichters gemacht zu haben. Man sagt: sie habe zu dem Gemälde der Princeß Eboli im Don Carlos gesessen; Schiller sey mit glühender Leidenschaft ihr ergeben gewesen. Ein oder zwei Anekdoten sind dem beigefügt; da deren Glaubwürdigkeit aber etwas zweifelhaft ist, erlauben wir uns dieselben ganz wegzulassen; da sie besonders weiter nichts erläutern, sondern nur zeigen: daß die Liebe Schiller'n den Kopf verrückte, wie sie es Göttern und Menschen von jeher gethan. Diese bezaubernde, ihn sehr begünstigende junge Dame war es vermuthlich, welche Laura, die er in Mannheim geliebt, aus seinem Herzen verdrängte. Dennoch scheinen all' die artigen Aufmerksamkeiten, welche sie forderte, oder doch gestattete, den Eifer ihres Bewunderers für seine andern wichtigen Unternehmungen nicht geschwächt zu haben. Ihr Reich war kurz und von keinem dauernden Einfluß, wie wir vermuthen. Schiller dachte und schrieb nie mit größerem Eifer als in Dresden. Theilweise mit der immer fortgehenden Zeitschrift, der Thalia, oder mit jenen flüchtigeren kleinen poetischen Gedichten beschäftigt, drängten sich in seinem Geiste noch eine Menge wichtigerer Pläne, und begierig ergriff er jeden Wink, der ihn bei der Richtung seiner Versuche leiten könne.

Diesem Zustande seines Gemüthes verdanken wir wahrscheinlich „den Geisterseher" eine Novelle, die in englischer Sprache unter dem Titel: Ghostseer in den dortigen Lesegesellschaften aufgenommen ist. Der König der Quäker, der berühmte Kagliostro spielte eben jetzt sehr geschickt seine Rolle in Paris, indem er dort die Gemüther der Neugierigen und leicht zu Betrügenden von allen Ständen, durch eine Menge der verschiedensten und wunderbarsten Kunststücke aufregte, indem er z. B. Todten befahl, aus ihren Gräbern aufzustehen, und was für ihn noch wichtiger war, sich selbst aus der Lage eines armen sicilianischen Lakayen zu der eines reichen prahlerischen Grafen erhob. Das Gerücht dieser seiner Thaten mag wohl die Erscheinung jenes Schillerschen Werkes veranlaßt haben. Es ist ein Versuch, das Verfahren zu erläutern, wie ein zwar scharfsinniger, doch zu sentimentaler Mann verblendet und der in ihm verborgene Keim des Aberglaubens, welchem der Scepticismus nur zur äußern Hülle diente, von jenem trefflich benutzt wurde, indem er seine Seele durch alle Schrecken der Magie, durch alle Zauberkünste der Chemie, Natur-Philosophie und natürlicher List hindurch quälte, bis er endlich, von Zweifeln und Seelenangst gefoltert, aus einem Abgrund gräßlicher Ungewißheit in den andern gestürzt, sich zuletzt in den Schoos der unfehlbaren Kirche flüchtet, seine Zweifel zu beschwichtigen. Die Ereignisse sind mit außerordentlichem Talent herbeigeführt; und der Verfasser entfaltet hier nicht nur eine genaue Kenntniß so verschiedener Zweige der Wissenschaften, sondern auch mancher wunderbarer Gestaltungen des Lebens und der menschlichen Natur. Ein oder zwei Charaktere sind kraftvoll gezeichnet; vorzüglich jener des liebenswürdigen, aber schwachen Grafen, des Opfers der

ganzen Verfahrungsart. Der sonderbare Fremdling mit dem steinernen Gesichte, der das ganze Getriebe der Mystification leitet, berührt uns auch wunderbar, obgleich wir wenig von ihm zu sehen bekommen. Dieses Werk enthält viele, äußerst lebendige Schilderungen, viele Stellen von wahrhaft tragischer Wirkung. Ein scharfsinniger Beobachtungsgeist durchdringt das Ganze; es zieht uns, wenn auch nicht gerade mit sanfter Gewalt an, und erregt Bedauern es nicht vollendet zu sehen. Allein Schiller fand, daß seine Ansichten falsch gedeutet worden waren. Man meinte, seine Absicht sey gewesen; durch ein Zusammendrängen des wunderbar Gräßlichen den Leser auf die Weise zu electrisiren, wie Mistriß Radcliff in ihren Novellen es bezweckt. Dem zufolge verlor er den Muth fortzuschreiben, und gab es endlich ganz auf. In der That ward Schiller nach und nach müde, blos den Gebilden der Phantasie sein Schriftsteller-Talent zu widmen. Die Einbildungskraft war bei ihm eine mächtige, doch nicht ausschließende, ja selbst nicht vorherrschende Fähigkeit. Beim höchsten Fluge seines Genies erglänzte sein Verstand so hell, wie seine übrigen Geisteskräfte. Die Tiefe und Größe des Gedankens ist eben so bewundernswürdig als die Hoheit der Bilder und Gewänder, in welche er sie einkleidet. Einem so rastlosen Geiste war es unerläßliches Bedürfniß, alle verschiedenartigen Kräfte auszubilden; so wie der große Ernst desselben, die Liebe zur Wahrheit zur vorherrschenden Leidenschaft steigern mußte. Während er noch mit ungeschwächter Gluth in den Traumgefilden der Phantasie umherschwärmte, hatte er schon oft einen sehnsuchtsvollen Blick in die friedlicheren Provinzen der Vernunft geworfen, sogar zuweilen in großer Eile einen Ueberfall darin gewagt; doch nun hatte der Jüngling

ausgebraust, und jetzt begann die Neigung, die Dinge zu sehen und zu schildern wie sie seyn sollten, jener zu weichen, dieselben zu erkennen wie sie nun einmal sind und bestehen. Die Richtung seines Geistes nahm nach und nach eine andere Gestalt an; er stand im Begriff ein neues Gebiet zu betreten, wo neue Siege seiner warteten.

Eine Zeitlang war er unschlüssig, was er wählen solle; endlich schien er sich für die Geschichte zu bestimmen. Sie versprach ihm als vorgestecktes Ziel seines Strebens besondere Vortheile. Dieses Fach war ihm neu, und wohl geeignet, manche seiner trefflichsten Gaben in Anwendung zu bringen. Es war auf die Wirklichkeit begründet, für welche, wie wir schon bemerkt, sein Geschmack sich jetzt entschieden hatte. Die furchtbaren Umwälzungen und großen Ereignisse, die herrschsüchtigen Charaktere, die darin ihre Rolle spielen, boten ihm auch hinreichenden Stoff zum Erhabenen und Rührenden dar, wozu er immer vorzüglich sich hinneigte. Die Geschichte, welche Ueberlieferungen längst vergangener Thatsachen, Aufschlüsse über die Zukunft ganzer Nationen giebt, mußte einem Manne von großem Interesse seyn, für welchen die menschliche Natur ein höchst anziehender Gegenstand der Beobachtung war, und der die ganze Menschheit mit Bruderliebe umfaßte, wahrhaft empfindend, was er oft aussprach, daß „er keinen sehnlichern Wunsch habe, als alle Menschen glücklich und mit ihrem Loos zufrieden zu wissen.“ Zu all' diesen Vortheilen gesellte sich noch einer von bescheidener Art, den jedoch seine Lage zu berücksichtigen gebot. Indeß das Studium der Geschichte ihm Stoff zu ununterbrochener regelmäßiger Thätigkeit bot, gewährte es ihm auch etwas noch Wesentlicheres, nämlich das nöthige Einkommen,

welches er auf die Länge nur ungern von dem bloßen Ertrage seiner poetischen Erzeugnisse abhängig machen wollte, und gab ihm so das einzige Mittel an die Hand, von seiner Schriftstellerei leben zu können.

Aus diesem Grunde beschloß er seine geschichtlichen Arbeiten zu beginnen. Die Abfassung des Don Carlos hatte ihn bereits dahin geführt, den Zustand Spaniens unter Philipp II. zu erforschen; und da ihm Waston's zwar deutliches, doch sehr oberflächliches Werk über diese Regierung durchaus nicht befriedigte, hatte er sich an die erste Quelle, an die Schriften des Grotius, Strada, De Thou und mancher Anderer gewendet. Als er diese mit dem ihm eigenen Eifer sorgfältig studirte, hatte er seine Gedanken vielfach mit dem Abfall der Niederlande beschäftigt; daher ihm Manches, was ihm vorher dunkel blieb klar und immer anziehender wurde, was bei einer Gemüthsart, wie die seinige, so höchst natürlich war. Er beschloß nun, seine erste historische Arbeit solle eine Erzählung jener Begebenheit seyn. Er nahm sich vor die kleinsten Umstände ihrer Entstehung, ihres Fortschreitens zu erforschen; die Materialien, die er dazu einsammeln möchte, in einer mehr philosophischen Reihenfolge zu ordnen; in diese die allgemeinen Ansichten über verschiedene Punkte der Politik, des nationellen und individuellen Charakters zu verweben, die er in sich selbst ausgebildet hatte; und wo möglich das Ganze durch jenes innige Mitgefühl zu beleben, zu welchem jeder Freund der Freiheit bei diesem siegreichsten ihrer Triumphe sich unwillkührlich hingerissen fühlt.

Solch einen Umriß zu entwerfen war schon ein weites Feld für Schiller's großen Fleiß. Auch lag es nicht in seiner Natur, sich mit gewöhnlichen Anstrengun-

gen zu begnügen; kaum erfaßte sein Geist einen Plan, so schmückte er ihn alsobald mit jeder möglichen Vollendung und Bildungsfähigkeit aus; er entfaltete alles dies zu etwas so Prächtigem und Vielumfassendem, daß nicht weniger als ein Menschenleben dazu gehörte, es auszuführen. Er betrachtete seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, die jetzt sein Hauptstudium ausmachte, nur als einen Zweig des großen Gegenstandes, mit dem er noch näher sich zu verbinden gedachte. Sein letztes Ziel war jetzt, die Geschichte im weitesten Sinne; und sein Geist war unablässig mit Plänen beschäftigt, seine Kenntnisse darin immer mehr zu erweitern, zu berichtigen und sie dann wieder in Anwendung zu bringen.

Viele dieser Pläne erhielten keine sichtbare Gestalt; sehr wenige derselben nur eine theilweise Ausführung. Unter die letzteren gehört die Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen und Revolutionen des Mittelalters und der spätern Zeit. Der erste Theil dieses Werkes kam im Jahr 1787 heraus. Schiller selbst hatte darin größtentheils nur das Verdienst eines Uebersetzers oder Herausgebers. St. Réal's Verschwörung gegen Venedig, von Bedmar mit einer ausführlichen Einleitung versehen, ist das Vorzüglichste in dem Buche. In der That scheint es: St. Réal habe ihn zuerst bestimmt, diesen Weg einzuschlagen. Der Abbé hatte bereits seine Vorliebe für Revolutionen und Verschwörungen an den Tag gelegt, und eine treffliche Probe seines Talents, ein solches Thema zu behandeln, gegeben. Schiller's Antheil dabei war, diese Idee weiter auszudehnen und sie in eine systematische Form zu bringen. Hätte dieses Werk seine Vollendung erreicht; so würde es gewiß höchst schätzenswerth geworden seyn; allein jetzt traten andere übernommene Verpflichtun-

gen, und die Nothwendigkeit, seine Pläne nur auf die Geschichte der Niederlande zu beschränken, störend ein. Später ward es vergessen und niemals weiter fortgesetzt.

Dieses waren Schiller's Beschäftigungen während seines Aufenthaltes in Dresden; ihr Umfang sowohl als ihre Verschiedenheit bewiesen hinlänglich, daß der Müssiggang nicht zu seinen Fehlern gehörte. Er sündigte vielmehr auf eine entgegengesetzte Weise. Sein unablässiger Eifer im Denken und Schreiben, überschritt alles, was die Natur leisten konnte; sein Haß gegen Unterbrechung und Störung gab ihm zuerst den Plan des Nachts zu arbeiten; eine lockende, aber gefährliche Gewohnheit, die in Dresden begann und später niemals abgelegt wurde. Seine Erholungen belebte derselbe Geist; er zog es vor viel allein zu seyn, und sich begeisternden Empfindungen hinzugeben. Die Ufer der Elbe waren die Lieblingswanderungen seiner Morgenstunden; hier, einsam zwischen Lustwäldern, Wiesen und grünen herrlichen Auen dahinschleudernd, überließ er seine Seele dem köstlichen Sinnen und Träumen; er lauschte dem schnell wechselnden Lauf seiner Gedanken, wie sie in unbestimmt phantastischen glanzvollen Gestalten durch seine Seele strömten; er ergötzte sich an vorüberfliegenden Bildern der Erinnerung und Hoffnung; oder sann über literarische Gegenstände nach, die ihn kürzlich beschäftigt hatten, und nun bald wieder in Anspruch nehmen würden. Manchmal sah man ihn auch in einer Gondel den Fluß hinunter schwimmen, sich an der Lieblichkeit der Erde und des Himmels erquickend; vorzüglich ergötzte er sich daran, wenn Gewitterwolken ringsum standen; sein unruhiger Geist fand einen Trost darin, seine eigne Unruhe im Sturm der Natur ausgesprochen zu sehen; die Gefahr seiner Lage fügte noch einen poetischen Reiz hin-

zu; sein Gefühl war in aller Uebereinstimmung mit den Scenen, wenn der Sturmwind das Gewölk kreuzweis durch den Himmel fegte, und die Wälder davon ertönten, und der Strom seine tobenden Wellen in wild wirbelnden Massen rollte. Ehe jedoch die einbrechende Dunkelheit Schiller'n ausschließend zu seinen Arbeiten rief, widmete er gewöhnlich einen Theil des Tages den Freuden der Geselligkeit. Hätte er in den Schmeicheleien, in der Gastfreiheit seiner Bewunderer irgend Genuß finden können, so würde sein gegenwärtiger Ruhm ihm denselben in reichem Maaße gewährt haben. Allein diese Dinge waren nicht nach Schiller's Geschmack. Wir haben bereits seine Meinung von den Leipziger „Schmeißfliegen" gehört. Diesen Gesinnungen blieb er durch sein ganzes Leben treu. Der Gedanke als ein Wunderthier betrachtet zu werden, ist schon ärgerlich genug für jeden Mann, der nur einen gewöhnlichen Grad von Eitelkeit, oder selbst weniger als einen gewöhnlichen Verstand besitzt; für ihn war es doppelt ärgerlich. Sein Stolz, so wie seine Bescheidenheit ertrugen es nicht. Die Zartheit seines Wesens, durch Erziehung und Gewohnheit bis zur Schüchternheit gesteigert, machte jeden Zustand des Repräsentirens mehr als qualvoll für ihn; das digito praetereuntium war für ihn eine Art der Verherrlichung, die er niemals begehrte. In den Modezirkeln erschien er ungern und selten zu seinem Vortheil; der Glanz und das Gepränge war seinem Gemüthe fremd; ihr steifes Ceremoniell hinderte das freie Spiel seines Geistes. Wie durch unsichtbare Bande in den verworrenen, eben so erbärmlichen als unverletzbaren Verschanzungen der Etikette festgehalten, fühlte er sich eingeengt und hülflos, wechselsweise bekümmert und empört. Es war der Riese unter Pigmäen; Gulliver in

Lilliput, mit tausend Stricken fest gebunden. Allein es gab auch manches ihm verwandte Gemüth, dem er sich zugesellen konnte, viele Familienkreise, wo er die Freude, die er suchte, fand. Hier war Schiller ganz Er selbst, offen, unbefangen, sich der Stimmung des Augenblicks ganz überlassend. Seine Unterhaltung gab einen hohen Genuß und war hinreißend durch einen schmucklosen seltenen Zauber. Zu den geistigen Schätzen, die sie entfaltete, gesellte sich noch jenes Ueberströmen von Freundlichkeit und ungezwungener guten Laune, welche selbst die Beschränktheit angenehm machen kann. Schiller hatte viele Freunde in Dresden, die ihn als Menschen liebten und zugleich als Schriftsteller bewunderten. Ihr Umgang war ganz der Art wie er ihm zusagte, sowohl verständig, als freimüthig und heiter. Eine sorglose, ruhige, treuherzige Ergießung seiner Gefühle war das, was er bedurfte, nicht der lärmende Tumult und rohe Taumel der Zerstreuungen. Diese hatten, unter welchen Gestalten sie sich ihm auch boten, zu keiner Zeit Reize für ihn.

Einer von Schiller's Plänen war schon längst ein Besuch nach Weimar. Jetzt, im Jahr 1787 führte er ihn zuerst aus. Sachsen war schon vor Jahrhunderten Deutschlands Attica gewesen, und Weimar war kürzlich sein Athen geworden. In dieser gelehrten Stadt fand Schiller, was er erwartet hatte, einen Einklang seiner Gefühle und Brüderschaft mit Männern von verwandtem Geiste. Bei Goethe ward er damals nicht eingeführt*); doch Herder und Wieland hießen ihn herzlich willkommen. Mit Letzterem bildete sich bald eine freundliche

*) Döring sagt: „Goethe war zu dieser Zeit in Italien." Dieß war ein Irrthum, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Vertraulichkeit. Wieland, der [illegible] deutschen Literatur, war in diesem Dienst grau geworden; Schiller verehrte ihn wie einen Vater und ward von ihm wie ein Sohn behandelt. „Wir werden schöne Stunden haben" sagt er, „Wieland ist jung, wenn er liebt." Wieland hatte längst schon den „deutschen Merkur" herausgegeben. Ihrer Verbindung zufolge nahm Schiller mit Theil daran, indem er das Seinige zu dem Werke mit beitrug. Einige seiner kleinern Gedichte, ein oder zwei Fragmente der Geschichte der Niederlande und die Briefe über Don Carlos erschienen zuerst hier. Seine eigne „Thalia" kam fortwährend in Leipzig heraus. Diese nun als zufällige Beschäftigung, den Abfall der Belgier als Hauptstudium, und die auserwählteste Gesellschaft Deutschlands für seine Muse, fühlte Schiller keine Neigung Weimar zu verlassen. Der Ort und was er in sich schloß, befriedigte ihn so ganz, daß er darauf sann, ihn zu seinem Wohnort zu erwählen; er schreibt: „Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann — einen Herder, Wieland und Andere, und Eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten." —

So beschäftigt und mit diesen Plänen erfüllt verlängerte er seinen Aufenthalt in Weimar. Einige Monate nach seiner Ankunft erhielt er eine Einladung von seiner frühern Gönnerin und freundlichen Beschützerin, Frau von Wollzogen, sie in Bauerbach zu besuchen. Schiller ging dem zu folge dieser seiner frühern Zufluchtsstätte froh entgegen und fand dort wiederum die innige Gastfreiheit, die er damals schon erfahren, als ihr Charakter

noch weniger zweifelhaft war; allein sein Ausflug dorthin hatte noch andere sich weiter erstreckende Folgen. In Rudolstadt, wo er bei Gelegenheit dieser Reise sich einige Zeit aufhielt, sollte er eine neue Freundin finden. Hier war es, wo er Fräulein von Lengefeld zuerst sah, eine Dame, deren anziehende Eigenschaften bewirkten, daß er Rudolstadt nur mit Schmerz verließ, und mit Hast wieder dahin zurückkehrte. Schon das nächste Jahr kam er wieder; lebte dort oder in der Nachbarschaft vom Mai bis November. Er war nach seiner Gewohnheit fleißig, und besuchte die Lengefeld'sche Familie fast täglich. Wir kennen bereits Schiller's Ansichten über die Ehe, seine Sehnsucht nach einem häuslichen und bürgerlichen Zustande. Er hatte gesagt: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegen kommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu seyn — an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.“ Einige Jahre waren seit dem Aussprechen jener Empfindungen verflossen, welche die Zeit nur bestätigt, nicht geschwächt hatte. In der Nähe des Fräuleins von Lengefeld erwachten sie in ihrer ganzen Kraft; er liebte sie; ihre Gegenliebe gab seiner ganzen unruhvollen Welt den schönsten Sonnenschein; und wenn auch der Wunsch, der Ihrige zu seyn, mehr Ungeduld über die Gestaltung seiner Lage in ihm erregte, so gab er ihm auch doppelte Kraft dahin zu gelangen. Er war während seines Aufenthaltes in Rudolstadt von Geschäften gedrängt; eifrig, sehr ernst, aber glücklich. Seine literärischen Pläne schritten immer vorwärts. Zu

ausgebraust, und jetzt begann die Neigung, die Dinge zu sehen und zu schildern wie sie seyn sollten, jener zu weichen, dieselben zu erkennen wie sie nun einmal sind und bestehen. Die Richtung seines Geistes nahm nach und nach eine andere Gestalt an; er stand im Begriff ein neues Gebiet zu betreten, wo neue Siege seiner warteten.

Eine Zeitlang war er unschlüssig, was er wählen solle; endlich schien er sich für die Geschichte zu bestimmen. Sie versprach ihm als vorgestecktes Ziel seines Strebens besondere Vortheile. Dieses Fach war ihm neu, und wohl geeignet, manche seiner trefflichsten Gaben in Anwendung zu bringen. Es war auf die Wirklichkeit begründet, für welche, wie wir schon bemerkt, sein Geschmack sich jetzt entschieden hatte. Die furchtbaren Umwälzungen und großen Ereignisse, die herrschsüchtigen Charaktere, die darin ihre Rolle spielen, boten ihm auch hinreichenden Stoff zum Erhabenen und Rührenden dar, wozu er immer vorzüglich sich hinneigte. Die Geschichte, welche Ueberlieferungen längst vergangener Thatsachen, Aufschlüsse über die Zukunft ganzer Nationen giebt, mußte einem Manne von großem Interesse seyn, für welchen die menschliche Natur ein höchst anziehender Gegenstand der Beobachtung war, und der die ganze Menschheit mit Bruderliebe umfaßte, wahrhaft empfindend, was er oft aussprach, daß „er keinen sehnlichern Wunsch habe, als alle Menschen glücklich und mit ihrem Loos zufrieden zu wissen." Zu all' diesen Vortheilen gesellte sich noch einer von bescheidener Art, den jedoch seine Lage zu berücksichtigen gebot. Indeß das Studium der Geschichte ihm Stoff zu ununterbrochener regelmäßiger Thätigkeit bot, gewährte es ihm auch etwas noch Wesentlicheres, nämlich das nöthige Einkommen,

welches er auf die Länge nur ungern von dem bloßen Ertrage seiner poetischen Erzeugnisse abhängig machen wollte, und gab ihm so das einzige Mittel an die Hand, von seiner Schriftstellerei leben zu können.

Aus diesem Grunde beschloß er seine geschichtlichen Arbeiten zu beginnen. Die Abfassung des Don Carlos hatte ihn bereits dahin geführt, den Zustand Spaniens unter Philipp II. zu erforschen; und da ihm Waston's zwar deutliches, doch sehr oberflächliches Werk über diese Regierung durchaus nicht befriedigte, hatte er sich an die erste Quelle, an die Schriften des Grotius, Strada, De Thou und mancher Anderer gewendet. Als er diese mit dem ihm eigenen Eifer sorgfältig studirte, hatte er seine Gedanken vielfach mit dem Abfall der Niederlande beschäftigt; daher ihm Manches, was ihm vorher dunkel blieb klar und immer anziehender wurde, was bei einer Gemüthsart, wie die seinige, so höchst natürlich war. Er beschloß nun, seine erste historische Arbeit solle eine Erzählung jener Begebenheit seyn. Er nahm sich vor die kleinsten Umstände ihrer Entstehung, ihres Fortschreitens zu erforschen; die Materialien, die er dazu einsammeln möchte, in einer mehr philosophischen Reihenfolge zu ordnen; in diese die allgemeinen Ansichten über verschiedene Punkte der Politik, des nationellen und individuellen Charakters zu verweben, die er in sich selbst ausgebildet hatte; und wo möglich das Ganze durch jenes innige Mitgefühl zu beleben, zu welchem jeder Freund der Freiheit bei diesem siegreichsten ihrer Triumphe sich unwillkührlich hingerissen fühlt.

Solch einen Umriß zu entwerfen war schon ein weites Feld für Schiller's großen Fleiß. Auch lag es nicht in seiner Natur, sich mit gewöhnlichen Anstrengun-

gen zu begnügen; kaum erfaßte sein Geist einen Plan, so schmückte er ihn alsobald mit jeder möglichen Vollendung und Bildungsfähigkeit aus; er entfaltete alles dies zu etwas so Prächtigem und Vielumfassendem, daß nicht weniger als ein Menschenleben dazu gehörte, es auszuführen. Er betrachtete seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, die jetzt sein Hauptstudium ausmachte, nur als einen Zweig des großen Gegenstandes, mit dem er noch näher sich zu verbinden gedachte. Sein letztes Ziel war jetzt, die Geschichte im weitesten Sinne; und sein Geist war unablässig mit Plänen beschäftigt, seine Kenntnisse darin immer mehr zu erweitern, zu berichtigen und sie dann wieder in Anwendung zu bringen.

Viele dieser Pläne erhielten keine sichtbare Gestalt; sehr wenige derselben nur eine theilweise Ausführung. Unter die letzteren gehört die Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen und Revolutionen des Mittelalters und der spätern Zeit. Der erste Theil dieses Werkes kam im Jahr 1787 heraus. Schiller selbst hatte darin größtentheils nur das Verdienst eines Uebersetzers oder Herausgebers. St. Réal's Verschwörung gegen Venedig, von Bedmar mit einer ausführlichen Einleitung versehen, ist das Vorzüglichste in dem Buche. In der That scheint es: St. Réal habe ihn zuerst bestimmt, diesen Weg einzuschlagen. Der Abbé hatte bereits seine Vorliebe für Revolutionen und Verschwörungen an den Tag gelegt, und eine treffliche Probe seines Talents, ein solches Thema zu behandeln, gegeben. Schiller's Antheil dabei war, diese Idee weiter auszudehnen und sie in eine systematische Form zu bringen. Hätte dieses Werk seine Vollendung erreicht; so würde es gewiß höchst schätzenswerth geworden seyn; allein jetzt traten andere übernommene Verpflichtun-

gen, und die Nothwendigkeit, seine Pläne nur auf die Geschichte der Niederlande zu beschränken, störend ein. Später ward es vergessen und niemals weiter fortgesetzt.

Dieses waren Schiller's Beschäftigungen während seines Aufenthaltes in Dresden; ihr Umfang sowohl als ihre Verschiedenheit bewiesen hinlänglich, daß der Müssiggang nicht zu seinen Fehlern gehörte. Er sündigte vielmehr auf eine entgegengesetzte Weise. Sein unablässiger Eifer im Denken und Schreiben, überschritt alles, was die Natur leisten konnte; sein Haß gegen Unterbrechung und Störung gab ihm zuerst den Plan des Nachts zu arbeiten; eine lockende, aber gefährliche Gewohnheit, die in Dresden begann und später niemals abgelegt wurde. Seine Erholungen belebte derselbe Geist; er zog es vor viel allein zu seyn, und sich begeisternden Empfindungen hinzugeben. Die Ufer der Elbe waren die Lieblingswanderungen seiner Morgenstunden; hier, einsam zwischen Lustwäldern, Wiesen und grünen herrlichen Auen dahinschleudernd, überließ er seine Seele dem köstlichen Sinnen und Träumen; er lauschte dem schnell wechselnden Lauf seiner Gedanken, wie sie in unbestimmt phantastischen glanzvollen Gestalten durch seine Seele strömten; er ergötzte sich an vorüberfliegenden Bildern der Erinnerung und Hoffnung; oder sann über literarische Gegenstände nach, die ihn kürzlich beschäftigt hatten, und nun bald wieder in Anspruch nehmen würden. Manchmal sah man ihn auch in einer Gondel den Fluß hinunter schwimmen, sich an der Lieblichkeit der Erde und des Himmels erquickend; vorzüglich ergötzte er sich daran, wenn Gewitterwolken ringsum standen; sein unruhiger Geist fand einen Trost darin, seine eigne Unruhe im Sturm der Natur ausgesprochen zu sehen; die Gefahr seiner Lage fügte noch einen poetischen Reiz hin-

zu; sein Gefühl war in aller Uebereinstimmung mit den Scenen, wenn der Sturmwind das Gewölk kreuzweis durch den Himmel fegte, und die Wälder davon ertönten, und der Strom seine tobenden Wellen in wild wirbelnden Massen rollte. Ehe jedoch die einbrechende Dunkelheit Schiller'n ausschließend zu seinen Arbeiten rief, widmete er gewöhnlich einen Theil des Tages den Freuden der Geselligkeit. Hätte er in den Schmeicheleien, in der Gastfreiheit seiner Bewunderer irgend Genuß finden können, so würde sein gegenwärtiger Ruhm ihm denselben in reichem Maaße gewährt haben. Allein diese Dinge waren nicht nach Schiller's Geschmack. Wir haben bereits seine Meinung von den Leipziger „Schmeißfliegen" gehört. Diesen Gesinnungen blieb er durch sein ganzes Leben treu. Der Gedanke als ein Wunderthier betrachtet zu werden, ist schon ärgerlich genug für jeden Mann, der nur einen gewöhnlichen Grad von Eitelkeit, oder selbst weniger als einen gewöhnlichen Verstand besitzt; für ihn war es doppelt ärgerlich. Sein Stolz, so wie seine Bescheidenheit ertrugen es nicht. Die Zartheit seines Wesens, durch Erziehung und Gewohnheit bis zur Schüchternheit gesteigert, machte jeden Zustand des Repräsentirens mehr als qualvoll für ihn; das digito praetereuntium war für ihn eine Art der Verherrlichung, die er niemals begehrte. In den Modezirkeln erschien er ungern und selten zu seinem Vortheil; der Glanz und das Gepränge war seinem Gemüthe fremd; ihr steifes Ceremoniell hinderte das freie Spiel seines Geistes. Wie durch unsichtbare Bande in den verworrenen, eben so erbärmlichen als unverletzbaren Verschanzungen der Etikette festgehalten, fühlte er sich eingeengt und hülflos, wechselsweise bekümmert und empört. Es war der Riese unter Pigmäen; Gulliver in

Lilliput, mit tausend Stricken fest gebunden. Allein es gab auch manches ihm verwandte Gemüth, dem er sich zugesellen konnte, viele Familienkreise, wo er die Freude, die er suchte, fand. Hier war Schiller ganz Er selbst, offen, unbefangen, sich der Stimmung des Augenblicks ganz überlassend. Seine Unterhaltung gab einen hohen Genuß und war hinreißend durch einen schmucklosen seltenen Zauber. Zu den geistigen Schätzen, die sie entfaltete, gesellte sich noch jenes Ueberströmen von Freundlichkeit und ungezwungener guten Laune, welche selbst die Beschränktheit angenehm machen kann. Schiller hatte viele Freunde in Dresden, die ihn als Menschen liebten und zugleich als Schriftsteller bewunderten. Ihr Umgang war ganz der Art wie er ihm zusagte, sowohl verständig, als freimüthig und heiter. Eine sorglose, ruhige, treuherzige Ergießung seiner Gefühle war das, was er bedurfte, nicht der lärmende Tumult und rohe Taumel der Zerstreuungen. Diese hatten, unter welchen Gestalten sie sich ihm auch boten, zu keiner Zeit Reize für ihn.

Einer von Schiller's Plänen war schon längst ein Besuch nach Weimar. Jetzt, im Jahr 1787 führte er ihn zuerst aus. Sachsen war schon vor Jahrhunderten Deutschlands Attica gewesen, und Weimar war kürzlich sein Athen geworden. In dieser gelehrten Stadt fand Schiller, was er erwartet hatte, einen Einklang seiner Gefühle und Brüderschaft mit Männern von verwandtem Geiste. Bei Goethe ward er damals nicht eingeführt*); doch Herder und Wieland hießen ihn herzlich willkommen. Mit Letzterem bildete sich bald eine freundliche

*) Döring sagt: „Goethe war zu dieser Zeit in Italien." Dieß war ein Irrthum, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Vertraulichkeit. Wieland, der Nestor der deutschen Literatur, war in diesem Dienst grau geworden; Schiller verehrte ihn wie einen Vater und ward von ihm wie ein Sohn behandelt. „Wir werden schöne Stunden haben" sagt er, „Wieland ist jung, wenn er liebt." Wieland hatte längst schon den „deutschen Merkur" herausgegeben. Ihrer Verbindung zufolge nahm Schiller mit Theil daran, indem er das Seinige zu dem Werke mit beitrug. Einige seiner kleinern Gedichte, ein oder zwei Fragmente der Geschichte der Niederlande und die Briefe über Don Carlos erschienen zuerst hier. Seine eigne „Thalia" kam fortwährend in Leipzig heraus. Diese nun als zufällige Beschäftigung, den Abfall der Belgier als Hauptstudium, und die auserwählteste Gesellschaft Deutschlands für seine Muse, fühlte Schiller keine Neigung Weimar zu verlassen. Der Ort und was er in sich schloß, befriedigte ihn so ganz, daß er darauf sann, ihn zu seinem Wohnort zu erwählen; er schreibt: „Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann — einen Herder, Wieland und Andere, und Eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten."—

So beschäftigt und mit diesen Plänen erfüllt verlängerte er seinen Aufenthalt in Weimar. Einige Monate nach seiner Ankunft erhielt er eine Einladung von seiner frühern Gönnerin und freundlichen Beschützerin, Frau von Wollzogen, sie in Bauerbach zu besuchen. Schiller ging dem zu folge dieser seiner frühern Zufluchtsstätte froh entgegen und fand dort wiederum die innige Gastfreiheit, die er damals schon erfahren, als ihr Charakter

noch weniger zweifelhaft war; allein sein Ausflug dorthin hatte noch andere sich weiter erstreckende Folgen. In Rudolstadt, wo er bei Gelegenheit dieser Reise sich einige Zeit aufhielt, sollte er eine neue Freundin finden. Hier war es, wo er Fräulein von Lengefeld zuerst sah, eine Dame, deren anziehende Eigenschaften bewirkten, daß er Rudolstadt nur mit Schmerz verließ, und mit Hast wieder dahin zurückkehrte. Schon das nächste Jahr kam er wieder; lebte dort oder in der Nachbarschaft vom Mai bis November. Er war nach seiner Gewohnheit fleißig, und besuchte die Lengefeld'sche Familie fast täglich. Wir kennen bereits Schiller's Ansichten über die Ehe, seine Sehnsucht nach einem häuslichen und bürgerlichen Zustande. Er hatte gesagt: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegen kommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu seyn — an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.“ Einige Jahre waren seit dem Aussprechen jener Empfindungen verflossen, welche die Zeit nur bestätigt, nicht geschwächt hatte. In der Nähe des Fräuleins von Lengefeld erwachten sie in ihrer ganzen Kraft; er liebte sie; ihre Gegenliebe gab seiner ganzen unruhvollen Welt den schönsten Sonnenschein; und wenn auch der Wunsch, der Ihrige zu seyn, mehr Ungeduld über die Gestaltung seiner Lage in ihm erregte, so gab er ihm auch doppelte Kraft dahin zu gelangen. Er war während seines Aufenthaltes in Rudolstadt von Geschäften gedrängt; eifrig, sehr ernst, aber glücklich. Seine literärischen Pläne schritten immer vorwärts. Zu

dem Genuß einer reinen schönen Liebe gesellte sich auch jener des Umgangs mit vielen würdigen Menschen und manchem verwandten Gemüthe.

Der vorzüglichste unter diesen war in jeder Hinsicht Goethe. Bei seinem jetzigen zweiten Aufenthalt in Weimar war es, wo Schiller diesen berühmten Mann zuerst sah, von welchem sowohl schriftliche als mündliche Berichte seine Erwartungen so hoch gesteigert hatten. Kaum können zwei Männer, beide mit hohem Genie begabt, so verschiedenartige Gaben und Vorzüge besitzen, als diese beiden, die hier in einer zahlreichen Gesellschaft ihrer gegenseitigen Freunde sich zuerst fanden. Der Freund der englischen Lektüre kann sich eine, diesem Contrast fast entsprechende Vorstellung machen, wenn er sich eine Zusammenkunft zwischen Shakespeare und Milton denkt. Wie so sehr begabt, wie so verschieden Beide in ihren Gaben! Der Geist des Einen bewegt sich frei in muthwilliger unnachahmlicher Grazie im großen Gebiete des menschlichen Interesse; der Andere concentrirt eben so große, doch nicht so verschiedenartige Kräfte auf einige Gegenstände ins besondere; der Eine ist Katholik, der Andere ist Anhänger einer Sekte. Der Eine mit einem all' umfassenden Geiste begabt, gleichsam wie durch eigne Erfahrung in alle Arten menschlicher Leidenschaften und Ansichten eingedrungen; daher duldsam gegen Alle, friedfertig, abgeschlossen, er kämpft für keine Classe von Menschen oder Grundsätzen, sondern betrachtet vielmehr die Welt und die darin sich ereignenden schrecklichen Kämpfe mit dem ruhigen Auge eines Mannes, der sich bereits mit dem armseligen Ausgange aller dieser Dinge ausgesöhnt hat, doch die mannigfachen Gestalten des Lebens durch den Strahl seines tief eindringenden Geistes und

den Zauber einer überströmenden Phantasie verklärt und Menschen und Dingen von jeder Gestalt und Farbe, ihren eignen freien Spielraum in seiner Vorstellung gestattet, wie sie denselben in der Welt, auf dem ihnen von der Vorsehung angewiesenen Platz, behaupten. Der Andere ist ernst, fromm, seine Seele ringt mit großen Ideen der Vervollkommnung, er empfindet weit heftiger, da sein Gefühl sich auf einen engeren Raum beschränkt; verwirft mit Heftigkeit, erwählt eben so; ist mit der einen Hälfte der Welt im Krieg, fühlt sich zu der andern mit Liebe hingezogen; daher nie befriedigt, ungestüm, ohne innere Ruhe, ja kaum die Möglichkeit dieses Zustandes begreifend. Shakespeare und Milton scheinen, die Verschiedenheit ihrer Ansichten und geistigen Bildung abgerechnet, in der ersten Grundlage ihres Gemüthes verwandt gewesen zu seyn. So war es in manchen Punkten ganz dasselbe zwischen Goethe und Schiller. Auch waren die äußern Umstände Beider geeignet, ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten zu begünstigen. Goethe stand in seinem neun und dreißigsten Jahre, besaß viel früher schon Rang und eine Stellung im Leben; Schiller war zehn Jahr jünger und immer noch ohne irgend eine bestimmte Versorgung. Aus diesen beiden Gründen bedurfte höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Vorstellungsweise seines Denkens, die Grundsätze, nach welchen er urtheilte, handelte, und seine Individualität behauptete, so festgestellt sie auch immer seyn mochten, dennoch der Reife und Läuterung. Kaum können wir uns unter diesen Umständen verwundern, daß von Schiller's Seite der erste Eindruck nicht überaus angenehm war. Goethe saß eben, sprach über Italien, Kunst, Reisen und tausend andere Gegenstände; strahlend und überströmend von Geist, sarcastischem Scherz,

Kenntnissen, Phantasie und Gutmüthigkeit, welches alles ihn auch in der That zu dem jetzt lebenden ausgezeichnetsten Redner macht. In einer ganz verschiedenen Gemüthsstimmung blickte Schiller ihn an; er fühlte die angeborne Zurückhaltung durch den Einfluß eines Mannes gesteigert, welcher in seiner Art zu seyn so ganz verschieden von ihm war, dem so mächtige Mittel zu Gebote standen; der diese eben so wunderbar als geschickt verwendete; mit dem er nicht ganz übereinstimmen konnte, und dem er doch nicht zu widersprechen wußte. Bald nach dieser Zusammenkunft schreibt er: „Im Ganzen genommen ist meine so große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen läßt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich ein Schluß ziehen. Die Zeit wird es lehren.“ In der That mußte die Zeit auch heilsam wirken; denn von Goethe's Seite gab es auch nicht weniger feindselige Vorurtheile, die aus früherer tieferer Quelle entsprungen, als die gegenwärtig flüchtige Begegnung, zu deren Mißbehagen sie jedoch wahrscheinlich viel beitrugen. Er selbst hatte sie mit seiner gewohnten Freimüthigkeit und guten Laune kürzlich in einem öffentlichen Blatte, welches einige Leser mit mehr als blos biographischem Interesse lesen dürften, dargelegt. „Nach meiner Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit

in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke, in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredlen und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Büry schienen mir gleichfalls gefährdet, ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre, denn so war eine Aus-

sicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten, man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam, und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen, ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab."

Beide Theile fanden jedoch nach und nach, daß sie geirrt hatten. Der Zufall brachte manches ans Licht, was früher verborgen war, der wahre Charakter eines jeden entfaltete sich immer mehr und vollkommener vor dem andern, und der bisher kalt abgemessene Tribut der Achtung belebte sich von beiden Seiten zu Gefühlen des Wohlwollens und ward später Zuneigung. Schon sehr bald hatte Schiller durch sehr befriedigende Beweise gefunden: „dieser Goethe sey ein Ehrenmann;" und Goethe erwieß Schiller'n, selbst während seine persönliche Abneigung gegen diesen noch bestand, aus Liebe für das Genie und im Eifer für die Beförderung der Literatur, wesentliche Freundschaftsdienste. Die Freundschaft fordert keine ganz genaue Aehnlichkeit des Charakters, begünstigt sie vielleicht selbst nicht. Um sich deren vollkommen zu erfreuen, muß ohnstreitig Eins das Andere zu verstehen fähig, Beider Gemüthsstimmungen müssen in den Hauptzügen einander verwandt seyn; denn das Vergnügen: unsere Ideen und Gefühle zu vergleichen, ist grö-

ßer, wenn in der Aehnlichkeit eine Unähnlichkeit sich findet. Rousseau hielt dafür: gleiche Gefühle, aber verschiedene Ansichten seyen die besten Bestandtheile der Freundschaft; das gegenseitige freundliche Wort und Handeln ist das wirksamste von allen. Luther liebte Melanchton; Johnson war eben so sehr der Freund des armen alten Doctors Levitt, als des Edmund Burke. Goethe und Schiller sahen sich nochmals; und als sie endlich später an einem und demselben Orte zusammen lebten, sich öfter sahen, gefielen sie sich gegenseitig besser. Sie wurden Mitgenossen, Freunde, und die schöne Harmonie ihrer Freundschaft welche so manchem gemeinschaftlichen literärischen Streben noch einen neuen Reiz verlieh, dauerte ununterbrochen, bis zu ihrem Tode fort. Goethe hat während dieser Zeit so manches Herrliche geleistet; doch kaum etwas, worauf er mit größerer Freude zurückblicken könnte, als seine Art mit Schiller zu seyn. Man sagt literärische Freundschaften kämen selten vor, und könnten nicht bestehen. Das Zusammentreffen in einem und demselben Interesse zerstörte ihre Dauer. Hier ist eine weit größere Rivalität, wo der Gegenstand der Mitbewerbung ein so unbestimmtes, unfühlbares, schwankendes Etwas, als die Gunst des Publikums ist; die Gefühle und Forderungen, die man hier befriedigen soll, sind der Eitelkeit, jener reizbarsten und eigennützigsten Empfindung der menschlichen Brust, so innig verwandt. Wäre Goethe's erster Beweggrund die Ehrsucht gewesen, so müßte er mit Widerwillen nicht auf das falsch geleitete, sondern auf das sich erhebende Talent des Genies geblickt haben, welches mit raschen Schritten sich ihm nähernd, die Palme der geistigen Schöpfungen ihm streitig zu machen drohte, die Tausende schon in seinen

Händen glaubten; und wenn das Gefühl seiner eignen Würde ihn abhielt Hindernisse zu veranlassen, oder irgend einen Laut des Mißfallens auszusprechen, so konnte doch auf der andern Seite nur ein echt edelbürtiger Geist ihm so herzlichen Beistand leisten. Einem ins Geheim feindlich und vor der Welt gleichgültig scheinenden Wesen war es ein leichtes den Gönner zu spielen, der eignen Eitelkeit zu schmeicheln, indem man den Nebenbuhler, den man doch nicht hindern und der ohne alle Hülfe bestehen konnte, zu fördern schien. Goethe verfuhr nach keinem dieser Pläne; und daß er so und nicht anders handelte, setzte ihn in ein schönes Licht. Eifrig bemüht, Schiller's Absichten zu befördern, gelang ihm dieses, da er all' seinen Einfluß dazu gebrauchte, vollkommen; so wie das noch weit schwierigere: den Charakter des Wohlthäters in dem des ihm völlig Gleichstehenden zu verschmelzen; sie wurden nicht nur Freunde, sondern Arbeitsgenossen, eine Verbindung, welche für Beide, aber vorzüglich für den Jüngern und weniger Berathenen reich an wichtigen Folgen war.

Indessen war die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande schon zur Hälfte der Welt bekannt. Der erste Theil erschien 1788. Schiller's frühere Schriften hatten Beweise geliefert von so überaus großen mannigfachen Talent, solch einem Umfang der gesammten geistigen Kräfte, solch einer tiefen sowohl praktischen als theoretischen Kenntniß der Komposition, daß man bei solch einem Gegenstand, wie die Geschichte ist, kein gewöhnliches Werk aus seinen Händen erwarten konnte. Bei seinem Fleiß die Materialien einzusammeln, seiner mühsamen Sorgfalt sie auszuarbeiten, konnte es ihm kaum fehlen, etwas ausgezeichnet Treffliches zu erreichen. Dieser

erste Theil war ganz dazu gemacht, solchen Erwartungen zu entsprechen. Der Abfall der Niederlande bietet alles, was man im Allgemeinen zu den Erfordernissen der guten Geschichte rechnet, und manches, was ganz eigenthümlich nur ihr angehört; sie giebt uns die zahlreichsten und zugleich genauesten Nachrichten, wir haben alle nahe und entfernte Umstände des vorgelegten Falles aufs deutlichste vor uns und dennoch sind sie, so geschickt ist die Anordnung, kurz und zugleich eindringend dargestellt. Das Werk ist nicht in eine fortlaufende Erzählung ausgedehnt, sondern in Massen gesammelt, welche sich erst nach und nach den Blicken zeigen, die geringeren Begebenheiten gleichsam um die Hauptbegebenheit gruppirt, nach welcher, als dem Mittelpunkt, unsere Aufmerksamkeit vorzüglich hin gerichtet ist. Diese Methode, alle kleinern Umstände der Begebenheiten zusammenzufügen, gleichsam durch Sprünge von einer Anhöhe zu der andern vorzurücken, und dann von dort den Schauplatz ringsum zu übersehen, ist ohnstreitig die philosophischste von allen; allein wenig Männer sind fähig dieß auf die rechte Weise zu bewirken. Dazu gehört ein Geist, der alle diese Thatsachen mit einem Blick überschaut, ihre Verworrenheiten entwickelt, indem er jeden an seinen rechten Platz stellt, und oft mit außerordentlicher Kunst den Standpunkt zu wählen weiß, von wo aus der Leser sie sehen wird. Ohne diesen Plan, oder denselben unpassend ausgeführt, wäre es ein unerfreuliches Werk geworden. Schiller hat es in höchster Vollendung uns gegeben. Der ganze Schauplatz der Begebenheit lag augenscheinlich klar vor seinen Augen, und mit geübter Hand unterschied und faßte er die sprechendsten Züge; niemals verliert er die Verbindung der Ursache und Wirkung aus den Augen; über jeder dieser in schöner

Reihe sich folgenden Abtheilungen ergießt sich ein Strom geistiger, phantasiereicher Herrlichkeiten, wie er sich schon in allen seinen früheren Schriften zeigt. Seine ausgesprochenen, oder auch nur angedeuteten Bemerkungen sind die Frucht eines vielumfassenden, durchdringenden Nachdenkens; seine Beschreibung lebhaft colorirt, seine Charaktere mit Scharfsinn aufgefaßt und in dem sie ganz bezeichnenden Gesichtspunkt uns vorgestellt; jener des Egmont und Oranien z. B. erschien gewiß jedem Leser als ein seltener Verein von Scharfsinn und Beredsamkeit. Das Werk hat das Ansehen der Ordnung, jener Schönheit mit friedlich ruhender Kraft gepaart. Wäre es vollendet, möchte es unter die besten von Schiller's prosaischen Werken gerechnet werden. Doch es erschien kein zweiter Band, und der erste schließt mit der Ankunft Alba's in Brüssel. Nur zwei Bruchstücke: der Sieg von Antwerpen und der Durchzug von Alba's Armee, beides nach dem Leben gemalt, zeigen uns, was er ferner alles geleistet haben würde. Leider sollten uns die wunderbaren, oft höchst malerischen Situationen dieses Krieges, die Anhänglichkeit der Niederländer, ihre kühne Freiheitsthaten uns nicht mit Schiller's warmen Colorit dargestellt werden, dessen Geist und Herz so sehr geeignet war, ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen *). Der so gesteigerte Ruhm, den

*) Wenn wir nicht irren, so hatte Madame de Staël dieß Werk von Schiller bei ihrer Revolution française vor Augen. Ihr Werk beruht auf einem ähnlichen, wenn gleich loseren Plan der Anordnung; auch die Ausführung steht in gleichem Verhältniß mit der Schiller'schen; sie ist weniger unregelmäßig; geiziger auf Rhetorik; doch an Genauigkeit, obgleich oft nicht an Kraft der Gedanken und Bilder, steht sie weit unter jener.

dieses Werk auf seinen Autor zurückstrahlte, war nicht der einzige oder größte Vortheil, der ihm daraus erwuchs. Zu derselben Zeit sollte Eichhorn, Professor der Geschichte in Jena, die Universität verlassen; Goethe hatte bereits seinen neuen Bekannten, Schiller, der so hochbegabten Regentin von Sachsen-Weimar, Amalia, besonders empfohlen; jetzt vereinte er sich mit Voigt, die Professor-Stelle für ihn zu erbitten. Die allgemeine Stimme und der Fürstin Vorwort selbst unterstützte sein Gesuch, und Schiller ward zum Professor in Jena ernannt, und ging im Jahr 1789 dahin.

Mit Schiller's Versetzung nach Jena beginnt eine neue Epoche seines öffentlichen und Privatlebens. Hier reifte seine Verbindung mit Goethe erst zur Freundschaft und ward geschirmt und genährt durch gegenseitige Mittheilung *). Jena ist nur wenig Meilen von Weimar entfernt; da die beiden Freunde öffentliche Aemter unter einer und derselben Regierung bekleideten, bot sich fast täglich Gelegenheit sich zu sehen. Jetzt waren Schiller's Wanderungen geendet, sein Herz war einer so schwankenden Existenz müde und der Fähigkeit, eine friedlichere genießen zu können, noch nicht beraubt; jetzt konnte er mit einem durch mannigfachen Umgang mit Menschen erfahrenen Geiste, an Kenntnissen bereichert, und voller Pläne täglich diese anzuwenden, in dem Hafen häuslichen Glückes ausruhen und vorwärts blicken auf schönere Tage,

*) Die Hindernisse ihrer näheren Vereinigung haben wir bereits mit Goethe's Worten beschrieben; die Schritte, wodurch diese beseitigt wurden, sind in derselben Schrift mit gleicher Genauigkeit und gleichem Effekt beschrieben. (Die Stelle ist interessant, kann aber hier nicht eingerückt werden). S. Anhang Note C.

wo er sein Talent ungestört üben, wo reinere dauerndere Freuden seiner warteten.

Wenig Monate nach seiner Anstellung in Jena verheirathete er sich mit Fräulein von Lengefeld, und so ward ihm ein Glück, das alles, was er an Lebensfreuden von seiner Zukunft hoffte, in sich schloß. Kurze Zeit nach diesem Ereignisse spricht er sich in einem Briefe an seinen Freund folgendermaßen aus: Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Die Welt kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten; und oft regen sich wieder alte Gefühle in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine so harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück."

In wie fern diese schmeichelnden Erwartungen erfüllt wurden, wird man aus dem nächsten und beschließenden Theile dieser Biographie ersehen.

Schillers Leben.

Dritter Abschnitt.

Von seinem Aufenthalt zu Jena bis zu seinem Tode.
(1790 — 1805.)

Die Pflichten seines neuen Amtes erforderten natürlich, daß Schiller sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium der Geschichte legte: ein Gegenstand, den er aus freier Wahl bereits mit vielem Fleiß betrieb. Wir haben oben gesehen, wie seine größten Fähigkeiten durch diese Beschäftigung geübt und wie sehr dieselbe seinem Geschmack angemessen war; und jetzt bot sich ihm neue Gelegenheit, mit neuen Beweggründen verbunden, dar, um seine Bestrebungen fortzusetzen. Was den Plan oder den Erfolg seiner akademischen Vorlesungen anbetrifft, so haben wir

nur wenig Kunde davon: in seinem Collegium pflegte er am häufigsten aus dem Stegreif zu sprechen; und seine Darstellung war weder sehr fließend, noch durch Anmuth ausgezeichnet, ein Umstand, den man der Gemüthsbewegung zuschreiben muß, die ein öffentliches Auftreten mit sich führt; denn wie uns Woltmann versichert: „so war die Schönheit, so wie das wahrhaft Lehrreiche in seinem Vortrage, die Zierlichkeit und Leichtigkeit, die ihm beständig in Privatzirkeln zu Gebote stand, von allen seinen Freunden anerkannt und bewundert.“ Wir vermuthen daß der Stoff diese Mängel in der Manier ergänzte. Nach seiner einleitenden Vorlesung zu urtheilen, die in seinen Werken unter dem Titel: „Was ist die Weltgeschichte; und wie muß dieselbe studirt werden?“ aufbewahrt ist, mag wohl nie in Europa ein zweiter Geschichtskursus nach so großartigen und philosophischen Grundsätzen entworfen worden seyn *). Doch akademische Uebungen waren weit entfernt, sein letzter Endzweck zu seyn; auch genügten ihm keineswegs bloße Träume des Vollkommenen: der Umfang der Gränzen, den er einem Geschichts-

*) Die Blätter, betitelt: „Etwas über die erste Menschen-Gesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde, Die Sendung Moses. Die Gesetzgebungen des Lycurg's und Solon“ sind Stücke der vorzüglichsten Art; voll Kraft und Schönheit; von besonderem Werth für den Liebhaber der plastischen Philosophie, die sich damit beschäftigt, den „todten Knochen“ jener alten Begebenheiten, welche in den kurzen und räthselhaften Blättern der Chronikenschreiber, so unerklärlich vor uns da liegen, Form und Leben zu verleihen. Die Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges; die Zeiten Kaiser Friedrich's I; die Unruhen in Frankreich sind ebenfalls meisterhafte Skizzen in einem einfachern gewöhnlichern Style.

schreiber vorgezeichnet hatte, war kaum größer, als die Emsigkeit, womit er sich bestrebte, sein eignes Vorbild zu erreichen.

Seine Briefe athmen nicht allein Fleiß, sondern Begeisterung; er scheint dieß neue Streben mit seiner ganzen Kraft zu verfolgen; und zu gleicher Zeit entzückt zu seyn über die weite Aussicht auf ein noch unberührtes und anziehendes Gebiet des Denkens, das sich ihm von allen Seiten eröffnete. Er gestand: er sey außerordentlich mit seinem Berufe zufrieden; seine Ideen über die Natur desselben erweiterten sich und wurden klarer; und jeden Augenblick der Muse benutzte er dazu sie auszuführen. Er beschäftigte sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Dieß Werk, welches 1791 erschien, wird von deutschen Kunstrichtern für sein bestes in diesem Fache der Literatur gehalten; „der Abfall der vereinigten Niederlande," das einzige, was mit ihm hätte wetteifern können, wurde nicht vollendet; sonst würde es, nach unserer Meinung, noch vorzüglicher als jenes seyn. Eins von beiden hätte hingereicht, Schiller'n einen ausgezeichneten Rang unter den Geschichtsschreibern jener Klasse, die man philosophisch nennt, anzuweisen; obwohl beide nur ein schwaches Bild seiner Ideen geben über die Art und Weise: wie man Geschichte schreiben müsse. Seiner Ansicht zufolge ist es die Sache der Geschichte: nicht bloß zu erzählen, sondern auch zu erläutern; sie umfaßt nicht bloß eine klare Ansicht und eine lebendige Darstellung der Begebenheiten und Charaktere, sondern eine richtige, klare Theorie von den sittlichen Grundsätzen, sowohl bei den Individuen als Nationen, eine allgemeine Philosophie des menschlichen Lebens, wonach man die Ereignisse beurtheilen, und ihre Wirkungen

abmessen kann. Jetzt steht der Geschichtsforscher auf einem höheren Standpunkte, er nimmt ein größeres Feld ein als die früheren; kann eine lange Reihe menschlicher Handlungen übersehen und die Triebfedern derselben aus einer Erfahrung herleiten, die sich über viele Länder und Zeitalter erstreckt. Jedoch mußten mit seinen Ideen auch seine Gefühle sich erweitern; er soll nicht das Interesse einer Sekte oder eines Staates im Auge haben, sondern das der ganzen Menschheit; nicht die Fortschritte in irgend einem Zweige der Künste und Wissenschaften, sondern die des allgemeinen Glückes und der allgemeinen Bildung. Kurz seine Erzählung soll nach den Regeln der Kunst verfaßt, und mit dem liberalen Geiste seiner Zeit befruchtet seyn.

Man glaubt gewöhnlich von Voltaire: daß er eine neue Methode, die Geschichte zu schreiben, erfunden und eingeführt habe; Historiker, die ihm folgten, hat man vorzugsweise philosophische genannt. Das ist schwerlich richtig. Voltaire schrieb die Geschichte mit mehr Geist, aber keineswegs war der Geist darin ganz neu; er wandte die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts auf seinen Gegenstand an, und darin findet sich doch nichts Eigenthümliches. In den Händen eines denkenden Schriftstellers war die Geschichte stets „die durch Erfahrung lehrende Philosophie;" das heißt einer solchen Philosophie, wie sie das Zeitalter dem Geschichtsschreiber darbietet. Für einen Griechen oder Römer war es natürlich: daß er die Begebenheiten hinsichtlich ihrer Wirkung auf seine Vaterstadt oder sein Vaterland betrachtete, und sie nach einem Gesetzbuch prüfte, worin ihr Gedeihen oder ihre Machtausdehnung ein Hauptgegenstand war. Für einen mönchischen Chronikenschreiber war es natürlich, daß er die

Fortschritte der öffentlichen Angelegenheiten nach der Zahl der gestifteten Abteien schätzte, und die Tugend der Menschen nach der Hauptsumme der an die Geistlichkeit gemachten Schenkungen. Eben so ist es für die Denker jetziger Zeit gleich natürlich, die Begebenheiten der Geschichte nach einem ganz andern Maßstabe zu messen: nämlich nach ihrem Einflusse auf das allgemeine Schicksal des Menschen und nach ihrem Vermögen, ihn in seinem Streben nach Freiheit, Wissenschaft, Religion- und Seelenwürde zu fördern oder hinderlich zu seyn. Jeder von diesen Geschichtsschreibern wägt blos nach dem Maßstabe, den man zu seiner Zeit für den geeignetsten hält, um das große Interesse und die Pflichten der Menschheit darzustellen.

Schiller's Ansichten in dieser Sache waren, wie man erwarten kann, sehr großartig. „Das Interesse, „welches die Geschichte des peloponesischen Krieges für die „Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die „man für Neuere schreibt, zu geben suchen. Das ist eben „die Aufgabe: daß man seine Materialien so wählt und „stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu inter„essiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer „Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, „und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht „beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Na„tionen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz „anderes Interesse ist es: jede merkwürdige Begebenheit, „die mit Menschen vorging, den Menschen wichtig darzu„stellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal: für eine „Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese „Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so „wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der

„Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wich-
„tigste Nation anders?) nicht still stehen; er kann sich
„nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Na-
„tion oder National-Begebenheit als Bedingung für den
„Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Daß diese umfassende cosmopolitische Philosophie nicht etwas übertrieben ist, dieß möchte wohl einigem Zweifel unterworfen seyn. Gewiß hatte die Natur weise Absichten, da sie uns in Familien, Völkerschaften und Sprachen eintheilte; unser Instinkt leitet uns: für unser Vaterland blos um sein selbst willen zu glühen; und das Geschäft der Vernunft scheint es zu seyn unsere Naturtriebe zu läutern und denselben die rechte Richtung zu geben, aber niemals sie zu zerstören. Wir fordern einen einzelnen Gegenstand für unsere Zuneigung; das Gefühl welches sich auf die ganze Menschheit erstreckt, wird eben durch die große Ausdehnung so sehr geschwächt, daß es für den Einzelnen nicht wirksam ist. Und wie in der Natur, also ist es auch in der Kunst, welche das Bild derselben seyn soll. Allgemeine Menschenliebe giebt nur eine willkürliche und sehr schwache Verhaltungsregel; und es wird sich ausweisen, daß der „Fortschritt der Gattung" eben so wenig geeignet ist, die Einbildungskraft mächtig aufzuregen. Nicht mit der Freiheit, sondern mit freien Menschen können wir sympathisiren.

Allerdings sollte in der Geschichte ein über kleinliche Auszeichnungen und gemeine Partheilichkeit erhabener Geist wehen; unsere eigenthümlichen Meinungen sollten geläutert und erleuchtet, doch nicht aufgegeben werden, oder, und das ist die Bedingung der menschlichen Natur, unsere Empfindungen müssen bei einer so außerordentlichen Ausdehnung verdunsten und hinweg schwinden. Vielleicht

ist gerade, in einem gewissen Sinne, das sicherste Mittel, allen Nationen zugleich angenehm, zu belehren dieß, für eine einzige zu schreiben.

Dieß hatte Schiller wohl bemerkt, und zum Theil auch diese Grundsätze befolgt. Ueberdieß ist der dreißigjährige Krieg ein Gegenstand, wobei Nationalität der Gefühle beinahe ganz wegbleiben kann, eher als bei irgend etwas Anderem. Er geht nicht blos Deutschland, sondern ganz Europa an; er bildet den letzten Theil der Reformation, und diese gehört nicht blos einem Lande, sondern dem ganzen Menschengeschlechte an. Doch wenn wir uns nicht irren, so hat das zu große Streben nach Allgemeinheit, beides in Gefühlen und Gedanken, dem vorliegenden Werke mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die Philosophie, womit es ausgestattet ist, wird dann und wann wegen des Abstrakten unsicher, unwirksam wegen ihrer Spitzfindigkeit; der erhabene, großartige, erleuchtete Enthusiasmus, der das Werk durchdringt, würde unser Herz mehr angesprochen haben, wäre derselbe auf einen engern Raum beschränkt und einer abgesonderten Klasse von Gegenständen gewidmet. Bei Schiller's außerordentlichem Bestreben, jedem Zeitabschnitt die philosophische Seite abzugewinnen, versäumte er es, manche interessante Umstände zu benutzen, welche sich ihm unter einem andern Gesichtspunkt dargeboten hätten. Der dreißigjährige Krieg enthält eine Fülle pitoresker Begebenheiten, welche meistens in den Verhältnissen seiner Kämpfer begründet war. Harte's Geschichte Gustav Adolph's, eine Wildniß, die wohl mehr als menschliche Geduld verlangt, um sich hindurch zu arbeiten, ist doch hie und da durch eine scherzhafte Stelle belebt, wenn er uns z. B. vom Sturmlaufen oder einer Camisade erzählt, oder über Reuter, die durch

Zauberei kugelfest gemacht waren, seine Betrachtungen anstellt. Seine chaotischen Urkunden lieferten unserm Novellisten die rohen Materialien zu Dugald Dalgetty, ein Ritter von der sonderbarsten Ausrüstung, von Charakter und Sitten, welche aus vielen Ursachen studirt und beschrieben zu werden verdienen. Vieles dieser Art beachtete Schiller im Verhältniß zu andern Dingen zu wenig; dadurch daß er manches ausließ, verlor sein Werk mehr an Lebendigkeit, als es auf der andern Seite an Würde und nützlicher Belehrung gewann.

Mit allen ihren Unvollkommenheiten ist dieß jedoch keine gewöhnliche Geschichte. Es ist wahr: der Entwurf ist nicht immer so wie wir ihn wünschen; und Mittel, welche das Gemüth zu sehr rühren oder aufregen, läßt er weg; bisweilen verräth er auch den unerfahrnen Theoretiker, der seine Tage fern von praktischen Staatsmännern verlebte; der Gegenstand hat nicht genug Einheit; trotz aller Anstrengung wird er am Schluß zu bloßen Bruchstücken; dem ohngeachtet aber herrscht in diesem Werk eine Begeisterung, eine Kraft und Schönheit, welche die Mängel desselben mehr als ersetzt. Bei jeder Wendung wird unsere Aufmerksamkeit von großen Gedanken gefesselt, und wir halten inne ihnen entweder beizustimmen oder zu widersprechen; glückliche Metaphern*), leben-

*) Doch treffen wir kaum auf eine so glückliche als die in der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, wo er seine Schilderung des düstern Schweigens und der Muthlosigkeit, die in Brüssel beim ersten Einzug Alba's herrschte, durch dieß treffende Gleichniß endigt: „Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

dige Beschreibungen von Menschen und Begebenheiten erinnern uns an den Verfasser des Fiesko und Don Carlos.

Die Charaktere Gustav Adolphs und Wallensteins sind im Laufe der Erzählung schön entwickelt. Tilly's Uebergang über den Lech, die Schlachten bei Leipzig und Lützen sind unserer Erinnerung so lebhaft eingeprägt, als wären wir selbst ein Augenzeuge davon gewesen; der Tod Gustav Adolph's ist in Ausdrücken beschrieben, die den Augen von Veteranen „eiserne Thränen" entlocken könnten *).

Hätte sich Schiller geneigt gefühlt blos bei dem anschaulichen poetischen Theile seines Gegenstandes zu verweilen, so würde Niemand denselben deutlicher beschrieben, oder besser unsere sympathetischen und romantischen Gefühle erregt haben, als er. Aber dieß war, wie wir gesehen haben, keinesweges sein Hauptzweck.

Im Ganzen ist gegenwärtiges Werk immer das beste, was Deutschland im historischen Fache aufzuweisen hat. Müller's Geschichte zeichnet sich durch Verdienste anderer Art aus; sie drängt, wie man es nirgends wieder findet, in einem gegebenen Raum und häufig in klarer Anordnung, eine Menge reichhaltiger und authentischer Nachrichten zusammen; doch als Verstandes-Produkt kann sie nicht mit Schiller'n wetteifern. Woltmann in Berlin hat zu dem dreißigjährigen Krieg ein Werk von gleicher Größe als Fortsetzung geliefert, welches den Titel führt: „Geschichte des Friedens von Münster;" mit den begonnenen Friedensunterhandlungen schließt das erstere Werk. Woltmann ist ein talentvoller Mann; doch wagen wir

*) Siehe Anhang. Note D.

es nicht von ihm zu sagen, was Wieland von Schiller sagte: daß er durch seinen ersten historischen Versuch eine entschiedene Anlage entwickelt habe, um es einst einem Hume, Robertson und Gibbon gleich zu thun. Eher wird er mit Belsham oder Smollett auf ein und derselben Stufe stehen.

Diese erste vollständige Probe von Schiller's Talent im historischen Fache, obwohl nur ein Bruchstück von dem, was er zu thun gedachte, und gethan haben könnte, war in der That das letzte der Art, was er unternahm. Ganz andere Sorgen warteten seiner: 1791 wurde er plötzlich krank, und mußte seine begeisterten literärischen Arbeiten mit dem Widerwillen und der Unruhe des Krankenlagers vertauschen. Sein Uebel, welches die Brust angriff, war heftig und gefährlich; und obwohl die Natur dießmal siegte, so ward ihm doch nie das Glück einer vollkommenen Gesundheit zu Theil. Die Ursache dieser großen Leiden schien die unaufhörliche Geistesthätigkeit, so wie die Gemüthsunruhe zu seyn, in der bis jetzt seine Tage verflossen waren; sein Körper, obwohl groß, doch nie kräftig, war zu schwach für die gewaltige rastlose Seele, die darin ihren Wohnsitz hatte; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gewohnheit, des Nachts zu studiren, alle übrigen Uebel noch um vieles vergrößerte. Seit seinem Aufenthalt in Dresden war seine Leibes-Constitution geschwächt; doch dieser rauhe Stoß rieb auf einmal all' seine noch übrigen Kräfte auf; eine Zeitlang war die größte Vorsicht nöthig, blos um sein Leben zu fristen.

Jede geistige Anstrengung von nun an gänzlich einzustellen, war eine der entscheidensten Verhaltungsregeln, welche ihm vorgeschrieben wurden. Doch Schiller's

Gewohnheiten, seine häuslichen Verhältnisse stritten gegen dieß Verbot; verbunden mit einer geliebten Gattin, für deren Lebensunterhalt er zu sorgen verpflichtet war, würde ihm selbst Unthätigkeit nur wenig Ruhe gewährt haben. Seine Lage war sehr peinlich, die Aussichten auf schuldloses Glück, schienen von einem giftigen Hauche berührt. Doch unerachtet dieser kummervollen, höchst drückenden Umstände, war er nicht kleinmüthig; und endlich erhielt er von einer Seite wo er es ganz und gar nicht erwartet hatte, Hülfe und Erleichterung. Schiller war noch nicht lange krank, als der Erbprinz von Holstein-Augustenburg, jetzt regierender Herzog, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, ihm auf drei Jahre eine Pension von tausend Kronenthalern zusicherte *). Keine weitere Bedingung ward hinzugefügt, als daß er für seine Gesundheit Sorge tragen, und alles anwenden möchte, um wieder zu genesen. Diese schleunige großmüthige Hülfe ward mit so viel Zartgefühl geboten, das, wie Schiller sich ausdrückte, ihn mehr als die Gabe selbst rührte. Das Andenken dieses Grafen und dieses Herzogs sollten wir ehren; sie verdienen zugleich beneidet und bewundert zu werden.

Diese Krankheit brachte an die Stelle der früheren häuslichen Noth eine melancholische Gemüthsstimmung; er hatte nun einen andern Feind zu bekämpfen, ein heimliches furchtbares Uebel zu besiegen, das viel und entschlossene Anstrengung erfordert, ohne daß sie zu einem bestimmten Resultat führte. Schmerz ist nicht immer gleichbedeutend mit Uebel; allein körperlicher Schmerz

---

*) Klopstock verdankte ebenfalls Dänemark die Mittel seinen Messias vollenden zu können.

scheint weniger als jeder andere von gleichzeitigem Guten aufgewogen zu werden. Aus dem Verluste des Vermögens, des Ruhms, ja sogar der Freunde, rühmt sich die Philosophie einen gewissen vergütenden Nutzen zu ziehen; doch der dauernde Verlust der Gesundheit wird ihrer Alchimie Trotz bieten. Es ist eine allgemeine Abnahme; die Abnahme sowohl unserer Hülfsmittel, als auch der Fähigkeit diese anzuwenden, eine Prüfung, welche nichts als die Liebe unserer Freunde zu mildern vermag, die uns dann erst wahrhaft werth und theuer wird, oder der Trost aus einer höhern Sphäre, aus jener reinen Quelle des Friedens und der Hoffnung, zu welcher sich unsere schwache Philosophie nicht empor schwingen kann. Für alle Menschen ist Krankheit an und für sich ein Elend; hauptsächlich aber für feiner fühlende und reicher begabte Gemüther, welche sie gleichsam als Lohn für so viel Vorzüge am häufigsten und in ihrer traurigsten Gestalt heimzusuchen scheint. Für den Dichter ist es ein trauriges Loos, wenn ihm das sonnige Land seiner Phantasie, oft das einzige Gebiet worüber er Herr ist, durch die Schatten des Schmerzes verunstaltet und verdunkelt wird; nicht minder für Jeden, dessen höchstes Glück in der Ausübung seiner geistigen Fähigkeiten besteht, wenn diese in der Gefangenschaft eines kränklichen Körpers gefesselt und gelähmt sind. Bei einer nach Außen gerichteten Thätigkeit, bei einer gröbern Beschäftigung, vor allem bei einer angemessenen Seelenruhe kann man bei gewissen krankhaften Zuständen doch immer noch manches vollbringen und genießen: aber für den, dessen Herz nur zu gefühlvoll ist, dessen Welt nur im Reich der Ideen liegt — hat einmal der Giftthau der Krankheit jene Welt berührt, und ihre Schönheit verdunkelt und verzehrt — scheint bis zu seinem Ende nichts

weiter als Kleinmuth, Bitterkeit und Verzweiflung übrig zu-bleiben, die er im Voraus geahndet und empfunden hat.

Wehe ihm, wenn sein Wille ebenfalls wankt; wenn es ihm an Entschlossenheit gebricht, und er seinen Nacken unter das Joch dieses neuen Feindes beugt. Müssiggang und eine zerstörte Einbildungkraft werden bald ihre Herrschaft über ihn ausüben, und um ihn zu beunruhigen, ja bis zum Wahnsinn zu quälen, Tausende der Feinde loslassen. Fürwahr die Sclaverei der Algierer ist im Vergleich mit der eines geistvollen dahinsiechenden Mannes, welcher unter seiner Last muthlos geworden, endlich erliegt, Freiheit zu nennen. Seine irdische Wohnung verwandelt sich in einen düstern Kerker, durch jeden Nerv schleicht sich Unmuth und Kummer ein; und die Seele eine Beute für die Gespenster der Verzweiflung, oder durch übermäßige Leiden betäubt, schmachtet dahin in melancholischer Einsamkeit; sie ist, möchte ich sagen, zu einem „Leben im Tode" verdammt, verdammt zum Bewußtseyn eines mit der Vernichtung ringenden Daseyns, dem die zum letzten Gange erforderliche Kraft mangelt. Glücklicherweise beendet der Tod oder gänzliche Geistesschwäche solche Scenen unwürdigen Jammers; die wir jedoch, so unwürdig sie auch scheinen mögen, vielmehr bemitleiden als verachten sollen.

Dieß sind oft die Früchte einer langwierigen Krankheit bei Menschen von übrigens schätzenswerthen Eigenschaften und Talenten, deren Reizbarkeit jedoch ihre Seelenstärke übertrifft. Schiller widerstand ihren bösen Wirkungen durch das einzige kräftige Gegengift, den kühnen Entschluß, sie gänzlich außer Acht zu lassen.

Sein Geist war zu ungeschwächt, zu feurig, um

dieser dringenden Noth zu unterliegen; unwillig trug er die Fesseln eines siechen Körpers; mitten in seiner Krankheit fuhr er fort den wichtigen Beruf seines Lebens mit unermüdlichem Eifer zu erfüllen. So wie er auf dem Weg der Genesung war, schritt er wieder eben so emsig zu seinen geistigen Beschäftigungen; und oft vergaß er in dem Feuer poetischer Begeisterung, sogar die Krankheit. Durch dieses entschlossene männliche Betragen nahm er dem Uebel seine am schärfsten verwundende Kraft; sein Körper mochte Schmerzen leiden, doch ungelähmt und ungehemmt blieb der freie Aufflug seines Geistes; er behielt die Freude an allem Schönen, Großen, Guten, in welcher Gestalt er es auch antraf; er liebte seine Freunde wie zuvor, und schrieb als seine Gesundheit schon zerrüttet war, dennoch seine erhabensten, schönsten Werke. Vielleicht entfaltete er in keiner Periode seines Lebens mehr Heldenmuth. Nach diesem harten Anfall, und der freundlichen Fürsorge die Schiller'n aus Dänemark zu Theil ward, scheint er sein Verhältniß zu der Universität Jena nach und nach aufgelöst zu haben: die wichtigsten Geschäfte wurden wie sich vermuthen läßt, von einem Andern verrichtet und seine historischen Studien gänzlich aufgegeben. Dieß war jedoch nur eine Veränderung, keineswegs aber eine Verminderung seiner geistigen Thätigkeit. Einst als er sich ziemlich frei von Schmerzen fühlte, erwachte sein ganzer früherer Fleiß, und da die Anforderungen der Pflicht und Sparsamkeit ebenfalls nicht mehr so dringend waren, konnte er seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände richten, die ihn mehr anzogen. Unter diesen war einer der interessantesten Kant's Philosophie. Das System der transcendentalen Philosophie von dem Königsberger Professor, hatte sich in den letzten zehn Jahren über Deutsch-

land verbreitet, welches dadurch in den lebhaftesten Streit gerathen war. Kant's geistige Vorzüge und Talente fanden allgemeine Anerkennung; die erhabenen Sätze seines Systems, waren in der That solche, die man tausendmal aufgestellt, und eben so oft mangelhaft gefunden hatte, doch erregten sie immer noch Aufsehen, da sie von einem so großen Namen und so viel Geschicklichkeit unterstützt waren. Das Geheimnißvolle dieser Lehre zog den Geist der Deutschen an, für welchen das Dunkle und Unbestimmte stets angenehme Eigenschaften sind, die furchtbare Armee von ersten Prinzipien, der ungeheure Wald von Terminologien und Definitionen, worin der keichende Verstand schwächer begabter Menschen wie in einem unwegsamen Dickigt herumirrt, und endlich ohnmächtig, von Anstrengung abgemattet, von scholastischem Dunst erstickt, zur Erde sinkt, schien den Deutschen nicht sowohl abschreckend als vielmehr erhaben; — dieser Nation die sich vor keiner Arbeit scheut, und der ein gewisser Grad von Dunkelheit natürliches Element seyn mag, die freilich wesentlich nothwendig ist um jenem grübelnden Enthusiasmus, der einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht, freies Spiel zu gewähren. Kant's Philosophie fand demzufolge auch zahlreiche Schüler, und flößte ihnen einen Eifer ein, der seit Pythagoras Zeiten ohne Beispiel war. Dieser glich nun in der That mehr einem geistigen Fanatismus, als einem gemäßigten Feuer für die Wissenschaft; Kant's wärmste Bewunderer schienen ihn mehr in dem Lichte eines Propheten, als in dem eines blos irdischen Weisen zu sehen.

Bei so viel Verehrung blieb auch auf der andern Seite der Tadel nicht aus. Die neuen Anhänger der transcendentalen Philosophie fanden zweifelnde Gegner,

die eben so entschieden wie sie selbst, auftraten. Unter letztern waren die vorzüglichsten Herder und Wieland. Herder, Geistlicher in Weimar, scheint das, was er so eifrig bekämpfte, nie verstanden zu haben; weil er die Kantische Philosophie heterodox fand, so beschuldigte und verdammte er dieselbe. Die jungen Theologen kamen mit schwindelnden Köpfen von der Universität Jena zurück; angefüllt mit seltsamen Lehren, die sie vor den Examinatoren des Weimarischen Consistoriums in solchen Ausdrücken eröffneten, daß sie von diesen ehrwürdigen Personen gar nicht verstanden, wohl aber mit großem Unwillen aufgenommen wurden. —*) Daher Tadel und Verweise, daher eine außerordentliche Erbitterung zwischen den jungen Candidaten, und denen welche die Stellen zu vergeben hatten: ein junger Geistlicher in Weimar erschoß sich aus keiner andern Ursache; Ketzereien, Mißhelligkeiten, und eine unfruchtbare Logik waren allgemein.

Daher Herder's heftige Angriffe gegen solche verderbliche Marktschreierei, gegen jenes täuschende und zerstörende Wort System. †) Wieland strebte dagegen an

*) Schelling hat ein Buch über die „Weltseele" geschrieben. Fichte's Ausdruck gegen seine Studenten: „Morgen meine Herren, werde ich Gott erschaffen," ist den meisten Lesern bekannt.

†) Siehe Herder's Leben, von seiner Wittwe. Daß Herder gewöhnlich nicht von irgend einem unphilosophischen Skepticismus oder von einem Widerwillen gegen das Neue eingenommen war, kann man daraus schließen, daß er Dr. Gall's Schädellehre in Schutz nahm. Doch Gall hatte von der Philosophie der Geschichte der Menschheit, mit Bewunderung und Anerkennung gesprochen. Hierin lag der Unterschied.

aus einer andern Ursache. Er hatte sein ganzes Leben daran gearbeitet eine Art von gemildertem Epikureismus unter seinen Landsleuten gäng und gäbe zu machen; einen gewissen glatten und zierlichen sehr leichten Geschmack einzuführen, den er von unserm Shaftesbury und den Franzosen entlehnte. Die neue Lehre trieb dieß schwache System mit der Gewalt eines Sturmwindes vor sich her. Es schmerzte Wielanden das Werk eines halben Jahrhunderts zerstört zu sehn: er bildete sich thörichterweise ein, daß es ohne Kant's Philosophie von Dauer gewesen wäre. Mit einem, um solcher Beweggründe willen in's thätige Leben tretenden Skepticismus, standen Herder und er als Kämpfer auf, gegen die Transcendental-Metaphysik; und nicht lange blieben sie ohne heftige Widersacher. Dem Aufruhr, welcher unter denkenden Männern durch diesen Streit entstand, kommt kaum etwas seit Luther's Zeiten in Deutschland gleich. Treffen wurden geliefert, Schlachten gewonnen und verloren; fast alle Geister der Nation traten entweder geheim, oder öffentlich, auf die eine oder die andere Seite. Nur Göthe schien seine gewohnte Fassung beizubehalten. Er sah hell und gestand zu, daß das Kantische System wie jedes andere, seinen Tag habe. Göthe hat es bereits erlebt, wie weise dieser Ausspruch war, der für sein Genie, und seine ganze Denkungsart so charakteristisch ist.

An diesen Streitigkeiten, welche bald die Gränzen der Mäßigung und des Anstands überschritten, nahm Schiller keinen Theil: doch das Aufsehen was dieselben erregten, ward ihm ein neuer Beweggrund über eine Lehre, die in der öffentlichen Meinung so wichtig war, Forschungen anzustellen. Ein System welches sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit versprach, alles das, was Kant von

der Vollkommenheit seines Werkes behauptete, für den Forscher lösen zu können: den Unterschied zwischen Materie und Geist zu erklären; die verworrenen Begriffe von Nothwendigkeit und freiem Willen zu berichtigen; die wahren Gründe unseres Glaubens an Gott sowie die Beweise aus der Natur für die Unsterblichkeit unserer Seele aufzustellen, und endlich so nach tausend Fehlgriffen, das Räthsel unseres Daseyns zu erklären, — ein solches System bedurfte kaum jenes zufälligen Beweggrundes, damit ein Mann wie Schiller mit heftiger Neugier darnach griff. Seine Fortschritte wurden ebenfalls durch seine gegenwärtigen Umstände begünstigt; Jena war jetzt, ich weiß nicht, ob zum Vortheil oder Nachtheil, die Hauptquelle der Kantischen Lehre geworden, welchen Vorzug sie seit der Zeit immer zu bewahren bemüht war. Reinhold, einer von Kant's fähigsten Schülern war zu derselben Zeit Schiller's College und täglicher Gesellschafter: er unterließ es nicht, seinem Freunde beizustehen, er ermunterte ihn das Studium auf dem Wege fortzusetzen, welcher nach seiner Ansicht zu so glorreichen Resultaten führte. Unter seiner Anleitung entdeckte Schiller sehr bald, daß die neue Philosophie wenigstens poetischer als die von Leibnitz war, und einen großartigern Charakter trug; eine Ueberzeugung, die ihn natürlich in dem Entschluß bestärkte, jene Lehre näher zu prüfen.

Wie weit Schiller in das Geheimniß des Transcendentalen Systems eindrang, vermögen wir nicht anzugeben. Die Metaphysik und Logik, diese Zweige der Philosophie, scheinen ihm nicht genügt, oder einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn in seinen Schriften ist ihr Einfluß kaum merkbar. Das einzige Fach dem er sich mit seinem gewöhnlichen Eifer widmete,

war das, welches auf die Principien der bildenden Künste und die moralische Einwirkung derselben Bezug hat, und welche in der Kantischen Sprache mit dem Namen, Aesthetik,*) oder der Lehre von den Gefühlen und Empfindungen bezeichnet wird. Ueber diese Gegenstände hatte er bereits eine Menge Ideen gesammelt; diese nun durch neue Symbole ausgedrückt, in systematische Formen gebracht, und durch eine allgemeine Theorie verbunden zu sehen, mußte nothwendig seinem Geist Freude gewähren, und ihm eine neue Triebfeder seyn, solche Forschungen weiter zu verfolgen.

Das neue Licht, was in ihm im Laufe dieser Betrachtungen aufdämmerte oder aufzudämmern schien, leuchtet aus verschiedenen Abhandlungen hervor, welche wenigstens den Fleiß, womit er studirte, und die Leichtigkeit womit er schaffen konnte, hinlänglich an den Tag legen. Von diesen sind die längsten und ausgearbeitetsten, der „Versuch über Anmuth und Würde, über naive und sentimentalische Dichtung, und die Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen:" die andern Stücke sind über die tragische Kunst; über das Pathetische; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Nach Kant gemodelt, oder doch wenigstens in sein Gewand gekleidet, sind diese Produkte für den mit diesem System unbekannten Leser, hier und da mit größern Schwierigkeiten angefüllt, als sie der Gegenstand wesentlich erfordert. Der uneingeweihte Student, der dieß liest, empfindet es schmerzlich, wenn er so erhabene Gedanken

*) Von dem Verbium αἰσθάνομαι, fühlen.

in solche fantastische Formen eingezwängt sieht; die Vernunftschlüsse, worauf sie beruhen, sind augenscheinlich nicht die der gewöhnlichen Logik; Nebel und Zweifel hängen über ihren Folgerungen; es ist kaum etwas auf eine überzeugende Art bewiesen. Doch diese Eigenschaft ist dergleichen Schriften nicht fremd. Für einen Ausländer scheint die Kantische Philosophie beinah die gewöhnliche Maxime umzukehren: ihr Endzweck ist nicht unverständliche Dinge zu vereinfachen, sondern vielmehr einfache Dinge unverständlich zu machen. Oft ist ein Satz, der dem Anschein nach unergründlich und furchtbar aussieht, wenn man entschlossen mit demselben gekämpft, und ihn aus seiner dunkeln Höhle, und seinen dichten Verschanzungen seltsamer Terminologien an das helle Tageslicht gezogen hat, um ihn mit natürlichem Auge und mit bloßem gesunden Menschenverstand zu prüfen, nichts weiter als eine harmlose Wahrheit, mit der wir schon von Alters her vertraut, oft so vertraut sind, wie mit einem mathematischen Grundsatze. Nur zu oft wird der ängstliche Anfänger an Drydens Bücherschlacht erinnert. Hier ein Helm von rostigem Eisen, düster, grimmig, riesenhaft —; und darin in der entferntesten Ecke ein Köpfchen nicht größer als eine Wallnuß. Dieß sind die gewöhnlichen Irrthümer in Kant's Kritik der Vernunft: in den vorliegenden Schillerschen Schriften sind sie nicht durchgängig, und nicht von der schlimmsten Art, und sie haben ein wesentliches Verdienst, das diese bei weitem überwiegt. Durch vieles Studiren kommt man zuletzt gewöhnlich dahin, die Lehre zu verstehen; und Schiller's Scharfsinn, selbst unter dieser Maske kenntlich, strebt stets in seiner eigenthümlichen Form hervor, die alle verstehn, die allen gefallen muß, und uns Stellen zeigt, die gleich freundlichen grünenden

Inseln aus dem nebligen Meer der Metaphysik aufsteigen.

Wir sahn uns gezwungen diese Bemerkungen über Kant's Philosophie hier einzuschalten; aber es ist recht hinzuzufügen, daß sie nur das Resultat einer sehr beschränkten Bekanntschaft mit diesem Gegenstande sind. Wir wünschen nicht, durch unsern Einfluß die laute, keineswegs melodische Stimme, die sich dagegen in unserm Vaterlande erhob, nur mit einem wenn gleich schwachen Laute zu verstärken. Wenn ein in so große Schwierigkeiten gehülltes Lehrgebäude, durch berühmte Namen geheiligt, uns vor die Augen tritt, so muß doch die Neugierde auch ein Urtheil darüber fällen; Trägheit und andere niedere Gefühle sind nur zu bereitwillig ihr damit an die Hand zu gehen; Kant's System einen schweren Traum nennen, und seine Anhänger wahnwitzige Mystiker, dieß ist eine kurze Methode; kurz aber falsch. Die Kunstrichter, deren Philosophie den Wahnwitz von Männern wie diese, so leicht und gefällig in ihre Form bringen, sollten lieber dem Himmel danken, daß er dieselben mit Wissenschaft und Scharfsinn begabt hat, wie nur wenige in allen Zeitaltern und Ländern begabt waren. Gewöhnliche Menschen sollten sich jedoch erinnern, daß, wo sie nicht verstehen, sie auch nicht urtheilen dürfen oder sollten, wenigstens das Urtheil zu ihrem ausschließlichen Nutzen für sich behalten.

Wir Engländer können vielleicht das Kantische System aus Gründen verwerfen; jedoch aus andern als den von uns so eben angeführten. Philosophie ist Wissenschaft, und die Wissenschaft läßt sich nicht immer, wie Schiller bemerkt, in Gesprächen am Kamin, oder in Abhandlungen erklären, die jenen gleichen. Es ist wahr, das cui bono dieser Lehren mag nicht immer durch arithmetische Berech-

nungen auszudrücken seyn: auch wird der Gegenstand selbst durch unklare Darstellung, wahrscheinlich auch durch mannichfaltige Irrthümer verwickelt, endlich waren nur zu oft seine Ausleger, „düstern Sternen" zu vergleichen, die über eine an und für sich schon dunkle Sachen noch mehr Dunkelheit verbreiten. Doch wie? findet man den Edelstein immer im gemeinen Staub der Heerstraße, und darf man stets seinen Werth nach dem Urtheil gewöhnlicher Menschen bestimmen? Er liegt vergraben in unterirdischen Gruben; Felsen müssen gesprengt werden, bevor man zu ihm gelangt; geschickte Augen und Hände müssen ihn sondern von dem Schmutz in dem er verborgen da liegt, und nur königliche Käufer vermögen ihn zu schätzen und sich denselben anzueignen. Dieser Ostracismus ist der Wissenschaft eben so gefährlich, als er es im Alterthum der Politik war. Vergessen wir nicht, daß viele Dinge wahr sind, welche nicht nach Watts Regeln der Logik erwiesen werden können; daß viele Wahrheiten von Werth sind, die in Paternoster Row †) in keinem Preis stehen, und die zu St. Stephens*) keine Belobung erhalten.

Wer Schiller's Abhandlungen mit Aufmerksamkeit liest, wird bemerken, daß sie auf Grundsätzen beruhen, die einen ungleich höheren und umfassendern Charakter tragen, als unsere „Versuche über den Geschmack," und unsere „Untersuchungen über die Freiheit des Willens."

Die Gesetze der Kritik, die jene aufstellen, sind aus der innersten Natur des Menschen geschöpft; das Moral-

†) In der Paternosterstraße zu London (Paternoster Row) wohnen die größten Buchhändler.

*) St. Stephen Westmünster — das Haus der Lords und Gemeinen.

system das sie einprägen, schwebt in einer höhern Region, weit außer dem Bereich unserer Abhandlungen über „das Nützliche" und „über die innern Sinne." Sie lehren uns nicht, Kunst und Poesie wie eine Mahlzeit blos nach dem Eindruck, den sie auf uns hervorgebracht, zu beurtheilen; sie leiten die Pflicht und Bestimmung des Menschen von ganzen andern Gründen her, als welche die Philosophie des Gewinns und Verlustes aufstellt. Diese Briefe über aesthetische Erziehung ohne den geringsten Zusatz von dem was Zweifler Aberglauben nennen könnten, zeichnen uns ein ehrwürdiges Moralsystem vor, in welchem die erhabensten Gefühle des Stoiker und Christen nur als Staffeln auf unserm Wege zum höchsten Gipfel menschlicher Größe erscheinen; und der auf diesem Bruchstück des Weltalls einzeln dastehende Mensch, umgeben von dem endlosen öden Unbekannten, mit dem Schicksal im Krieg, hülf- und hoffnungslos, wird zuversichtlich aufgefordert, sich in einen heitern wolkenlosen Himmel von innerer Thätigkeit und Seelenruhe zu erheben, und das zu seyn, wofür er sich thörichterweise hält — der Gott dieses Erdballs.

Wenn dieß die Resultate sind, wer würde dann nicht einige von den dahin führenden Stufen zu erklimmen suchen?

In Schiller's Abhandlungen kann jedoch der Leser nach aller Anstrengung von Glück sagen, wenn er sie findet, beim zweiten Durchlesen wird er schon befriedigter seyn als das erstemal; mitten durch die gestaltlose Unermeßlichkeit, über welche sich die Nacht das Kantischen Systems ausbreitet, mitten durch des meteorische Aufblitzen, welches statt zu erleuchten nur noch mehr verdunkelt, glaubt er einige lichthelle Streifen zu entdecken, und betet andächtig, daß die Zeit alles zum vollen Tageslicht verklären möge.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist Kant's Philosophie bis auf den Kern, mit Irrthümern verwachsen; doch vielleicht liegt unter diesen rohen schwerfälligen Schlacken, das Gold der ewigen Wahrheit verborgen! Große Geister haben es bereits zu reinigen gestrebt: ist es wohl auch weise gehandelt, sich nur mit dem Nutzen, dem gemeinen Metalle, zu begnügen, und höheren Plänen gänzlich zu entsagen? Nimmermehr. *)

Ob für Schiller's Genie aus diesem mühsam emsigen Studium der aesthetischen Metaphysik ein Nutzen hervorging, ist häufig bezweifelt, zuweilen geleugnet worden.

Daß ihm nach solchen Forschungen seine dichterischen Schöpfungen schwieriger werden mußten, lag in der Natur der Sache.

Daß ein Theil der Grundsätze dieser kritischen Theorie irrig, der größere Theil davon zu weit hergeholt und spitzfündig war, um sie in Anwendung zu bringen, dieß wage ich ebenfalls zu behaupten. Indessen wünscht man mit Recht mehr ein gediegenes als ein schnelles Arbeiten; und einem Geist wie Schiller, so reich an Energie, an Gedanken, Bildern und schöpferischer Kraft, konnte eine sorgsamere Auswahl nicht nachtheilig werden; und obwohl es möglich war, daß sich in die Regeln, nach denen er sich selbst beurtheilte, beträchtliche Irrthümer einmischten, so ist doch die Gewohnheit sich blos oberflächlich, oder ganz und gar nicht zu beurtheilen, bey weitem schlimmer, als es bisweilen

*) Wird Hr. Coleridge die erregte Hoffnung immer unbefriedigt lassen? Spöttelnde Bemerkungen über die auf gesunden Menschenverstand gegründete Philosophie der Schotten, sind von geringem Nutzen; es ist vielleicht eine arme Philosophie, doch besser eine arme als gar keine, welcher Mangel eben jetzt in England fühlbar ist.

nach einem falschen Maasstabe zu thun. Ueberdieß mußte ein Mann wie Schiller, einmal daran gewöhnt auf die Wirksamkeit seines Geistes genau zu achten, die Erzeugnisse desselben streng zu prüfen, mit der Zeit immer deutlicher einsehen, was an den Grundsätzen, nach denen er sie prüfte, falsch war, und endlich das Heilsame dieses Verfahrens ohne seine Nachtheile beibehalten. Ohne Zweifel giebt es einen allzuverfeinerten Geschmack, eine streng fantastisch geforderte Vollkommenheit, eine verpönte Verletzung des Schicklichen, wodurch der freie Aufflug des Geistes gehemmt, oder geht es noch weiter, sogar völlig vernichtet wird. Jedoch ist das Gegentheil viel häufiger, und für hochbegabte Menschen, ungleich verderblicher.

Oft kann die größte Anstrengung nur wenig hervorbringen; ohne große Anstrengung jedoch, muß es wenig seyn. Daß wir durch ängstliche Sorgfalt oft in unserm Gefühl gehindert werden, dieß ist für die Trägheit ein so schmeichelhafter Glaube, daß wir demselben nur mit äußerster Vorsicht Gehör leihen sollten. Bei Werken, denen der Stempel des Genies aufgedrückt ist, wird ihr Werth, nicht ihr Umfang geschätzt; ein schwerfälliger Mensch, wird, wenn er auch seine ganze Lebenszeit darauf verwendet, wenig schreiben (dieß noch besser als wenn er viel schreibt); doch ein kräftiger Geist, läuft diese Gefahr nicht.

Von allen Schriftstellern ist vielleicht Gray der einzige, der aus allzugroßer Geschmacksverfeinerung weniger geschrieben hat, als er hätte thun sollen: tausende jedoch, haben in dem Gegentheil gefehlt. Was würde ein Spanier darum geben, hätte Lope de Vega hundertmal weniger geschrieben, und dieß Wenige hundertmal so gut!

Schiller's eigne Ideen über diesen Punkt, scheinen sehr gründlich zu seyn; sie sind in folgendem Auszuge eines Briefes niedergelegt, der ebenfalls als Zeugniß seiner Bestrebungen wie seines geistigen Standpunkts in jenem Zeitabschnitte, von Bedeutung ist:

„Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andern, als freiwilligen Schranken." —

Schiller's darauf folgende Schriften sind der beste Beweis, daß er sich in seinen Erwartungen nicht verrechnet hatte.

Schiller's historisch kritische Studien, die ihn in so großem Umfang, und so ernstlich beschäftigt hatten, konnten im Allgemeinen nicht ohne kräftige Einwirkung auf seine geistige Richtung bleiben. Beinah fünf thätige Jahre hatte er mit Studien zugebracht, die fast einzig den Verstand, oder die mit demselben verwandten Fähigkeiten, in Anspruch nahmen; und so viel Fleiß, verbunden mit so viel Feuer, hatten seine Ideen außerordentlich vervollkommt.

Die Geschichte hatte ihn mit Schilderungen von Sitten und Begebenheiten, mit wunderbaren Lebensschicksalen

bereichert; sie hatte ihn gelehrt die menschliche Natur in ihren mannigfachen Formen treuer und richtiger aufzufassen, und ihm von dem Charakter und der Bestimmung des Menschen eine neue und genaue Ansicht gegeben. Das Gebiet seines Geistes war beides erweitert und erleuchtet; eine Menge von Bildern einzelner Thatsachen und Beobachtungen war in seinem Gedächtnisse niedergelegt; sein Verstand aber durch Gedanken bereichert, und zu gleicher Zeit gekräftigt durch wiederholte Uebung auf einem weitern Felde der Erkenntniß. Aber das bloße Verstehen war für Schillern nicht hinreichend, eben weil er Fähigkeiten besaß, die unbeschäftigt blieben, konnte ihm dieß nicht genügen.

Sein ursprünglicher natürlicher Beruf war die Dichtkunst: seine andern ausgebildeten Fähigkeiten dienten blos als Materialien für seinen schöpferischen poetischen Geist, und sie erschienen als unvollkommen, so lange sie sich nicht zu der reinen und vollendeten Form des Schönen erhoben hatten, wohin sich nur ein solcher Geist aufzuschwingen vermag. Neue Gedanken, gaben neuen Empfindungen ihr Daseyn: beyde zu verkörpern, durch sichtbare Muster darzustellen, und mit dem Zauber eines schöpferischen Genius zu beleben und auszuschmücken, fühlte er sich berufen. Das erste jugendliche Aufflammen poetischen Feuers war längst vorüber; doch dieser neue Zuwachs von Kenntnissen entzündete es von Neuem, und war durch Jahre und Erfahrung zu einer ruhigern helleren Flamme geläutert worden. Große Bilder einer bis jetzt unerreichten Vollkommenheit, Lichtstrahlen idealischer Schönheit, schwebten abwechselnd seinem Geiste vor: er sehnte sich darnach ihnen Gestalt, Wohnsitz und Namen zu geben.

Die Kritik hatte ebenfalls seine Begriffe von Kunst

erhöht; er hatte die neuern Schriftsteller über den guten Geschmack, sowie Aristoteles und die alten Dichter kürzlich studirt; sorgsam war er bemüht gewesen, das Wahre eines Jeden herauszuziehen, und ihre Grundsätze mit den seinigen in Uebereinstimmung zu bringen; endlich war er in der Wahl der Gegenstände jetzt bei Weitem schwerer zu befriedigen. Kleinere Gedichte hatten stets seine Aufmerksamkeit theilweise beschäftigt; doch gewährten sie ihm nicht genug Spielraum für seine gewaltigen Anforderungen und die erhabenen Bilder seiner Phantasie.

Im Bewußtseyn seiner Kraft, scheute er es nicht sich in den höchsten Gattungen der Kunst zu versuchen: das Studium der griechischen Tragiker veranlaßte auch einige Uebersetzungen;*) die Lektüre Homers gab ihm die Idee eines epischen Gedichtes. Der Held den er zuerst im Auge hatte, war Gustav Adolph; späterhin vertauschte er diesen mit Friedrich dem Großen.

Epische Gedichte sind in England seit den Zeiten der Epigoniades und des Leonidas, und besonders seit einigen neuern Versuchen, sehr in Verfall gerathen. Daß Schiller nach etwas unendlich Höherem, als diesen schwachen veralteten Nachahmungen, selbst nach Höherem als Klopstock strebte, geht aus folgendem Auszug eines Briefes hervor:

„Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert, „muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kind„heit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese „Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer „Philosophien, unserer Verfassungen, Häuslichkeit, Künste,

*) Diese bestanden in einer schönen Uebersetzung der Iphygenie in Aulis, und einigen Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.

„kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin nieder-
„gelegt werden, und in einer schönen harmonischen Frei-
„heit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der grie-
„chischen Cultur u. s. w. Ich bin auch gar nicht abge-
„neigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich
„möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dich-
„ter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen.
„Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen
„Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte
„Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in
„einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem mo-
„dernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen
„darüber in meinem Kopf bunt durch einander, aber es
„wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber wel-
„ches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst du wohl
„schwerlich — kein anderes als Ottave rime. Alle andern,
„das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zu-
„wider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erha-
„bene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische
„Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime ge-
„winnen! Singen muß man es können, wie die grie-
„chischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in
„Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. —
„Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wäh-
„len würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine
„unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poe-
„tischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte wo
„möglich sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß
„das Ganze leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Epi-
„soden noch so reichhaltig waren: Es giebt hier kein besseres
„Muster, als die Iliade.“ —

Schiller führte diesen so philosophisch entworfenen

Plan nicht aus, ja er begann die Arbeit nicht einmal: der Zwang seiner gegenwärtigen Lage, die Größe des Unternehmens, im Vergleich mit der Ungewißheit des Erfolgs, reichten hin ihn abzuschrecken. Ueberdieß fühlte er, daß nach allem Umherschweifen die wahre Heimath seines Genius das Drama sey, das Fach woran er seine Kräfte zuerst versuchte, und worin sich diese aus Gewohnheit oder von Natur, am leichtesten bewegten. Er kehrte also zum Drama zurück. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges bot ihm einst die Idee Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichtes zu machen; dasselbe Werk lieferte ihm Stoff zu einem Trauerspiel: er entschloß sich Wallenstein anzufangen.

Mit diesem Unternehmen legte er sich nichts leichtes auf, ein gewöhnliches Schauspiel genügte ihm nicht mehr; er verlangte einen herrlichen, vielumfassenden Gegenstand, worin er mit seinen neuen poetischen und geistigen Schätzen, die er seit Jahren angehäuft hatte, wuchern konnte; wobei er seine erweiterten Ideen von Kunst in Anwendung zu bringen, seinen Reichthum an Kenntnissen und Gefühlen, Raum und Gestalt zu geben vermochte. Während er die Geschichte Wallensteins studirte, und den Stoff von allen Seiten betrachtete, stiegen neue Ideen in ihm auf; der Gegenstand gewann an Größe, und wechselte oft seine Form. Natürlich ging die Arbeit selbst nur langsam und nicht regelmäßig von Statten. Obgleich sich die Schwierigkeiten in dem Maaße vermehrten, wie Schiller's Plane sich erweiterten und ehrgeiziger wurden, so ließ er in seinem Fleiße doch nicht nach, und mit häufigen Unterbrechungen und Anordnungen, die ihn bald zurückgehen bald bei einer Sache länger verweilen ließen, schritt Wallenstein

zwar im Ganzen genommen langsam, doch aber nach und nach vorwärts.

Dieß war einige Jahre seine auserwählte Beschäftigung; diesem Werk weihte er seine schönsten Stunden, und seine edelsten Geisteskräfte.

Zu untergeordneten Beschäftigungen, welche Fleiß, aber keine Begeisterung verlangten, blieb ihm noch reichlich Muße, wovon er seiner Gewohnheit gemäß, auch nicht eine einzige Stunde verschwendete. Seine zufälligen Arbeiten waren deshalb zahlreich abwechselnd, und bisweilen auch von beträchtlichem Umfang. Zu Ende des Jahres 1792, nahm ein neuer Gegenstand seine Aufmerksamkeit in Anspruch; er ging zu jener Zeit ernstlich damit um sich in die Politik zu mischen. Die französische Revolution machte anfangs keine geringen Hoffnungen in ihm rege, welche jedoch im Verlauf der Begebenheiten und besonders durch Ludwig's Gefangennehmung, sich schnell in Furcht verwandelten. Schiller nahm an dem unglücklichen Monarchen, und der Sache der Freiheit, welche ebenfalls durch die Behandlung, die dem König widerfuhr, bedroht zu seyn schien, einen so lebhaften Antheil, daß er beschloß (und dieser Entschluß war in seiner Lage nicht ohne Gefahr) an die französische Nation und die ganze Welt zu appelliren. Die Stimme der Vernunft, welche für die Freiheit und Ordnung in die Schranken tritt, konnte nach seiner Meinung in dieser Periode des Schreckens und Wahns, einen heilsamen Eindruck machen; die Stimme eines ausgezeichneten Mannes, sollte wie die Stimme der Nation, deren Stellvertreter er zu seyn schien, laut ertönen. Schiller erkundigte sich nach einem guten Uebersetzer, und überlegte in wiefern er seine mannichfaltigen Argumente brauchen oder verwerfen müsse; doch der schnelle

Fortschritt der Begebenheit überhob ihn aller ähnlichen Berathschlagungen. Innerhalb weniger Monate starb Ludwig auf dem Schaffot; die Familie der Bourbons war ermordet, oder in Europa zerstreut; und die französische Regierung hatte sich in ein Grausen erregendes Chaos verwandelt, in dessen stürmischen blutigen Greueln die ruhige Stimme der Wahrheit kein Gehör erwarten durfte. Schiller wendete sich ab von diesem zurückstoßenden, Entsetzen einflößenden Schauplatze, zu andern Regionen, mit denen sein Herz vertrauter und sein Geist eines besseren Erfolgs gewiß war. Die französische Revolution hatte ihn bekümmert und verletzt, doch seine Liebe zur Freiheit nicht vermindert, deren Name in ihren wilden Verzuckungen so sehr entweiht worden war.

Es scheint uns als zeigten sich in seinen folgenden Schriften die Spuren einer größern Achtung für alte Einrichtungen; einer größern Ehrfurcht für die Majestät der Gewohnheit, und bei einem gleichen Feuer ein schwächerer Glauben an die menschliche Vervollkommungsfähigkeit; ein Wechsel, der an und für sich die gewöhnliche Frucht reiferer Jahre ist, in welchem Zeitalter oder unter welchem Himmelsstrich wir auch unsere Erfahrungen eingesammelt haben.

Unter einer Menge von abwechselnden Beschäftigungen, war eine, die er 10 Jahre lang fortgesetzt hatte, die Herausgabe der Thalia. Die Tendenz und Ausführung dieses Werks hatte er schon längst als unzulänglich erkannt: besonders seitdem er in Jena wohnte, gehörte es zu seinen Lieblingsplänen, eine andere Zeitschrift zu unternehmen, die nach einem umfassenderen Plane bearbeitet, mit mehr Geschick ausgeführt, einen weit größeren Kreis literarischer Gegenstände umfassen sollte. Viele der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands hatten ihm ihren Bei-

stand zugesichert; Goethe, der allein schon eine ganze Schaar aufwog, wollte Hand in Hand mit ihm gehen. Zu Ende des Jahres 1793 hörte die Thalia auf; die erste Nummer der Horen erschien zu Anfang des folgenden Jahres, und war mit vielen gehaltvollen philosophisch-kritischen Stücken bereichert; einige von Schiller's schönsten Versuchen erschienen hier zuerst; selbst ohne die ihm versprochene fremde Hülfe, begann dieses Werk wie Schiller es gewollt hatte, jedes frühere dieser Art zu verdunkeln. Der Musenalmanach, dessen Herausgabe er ebenfalls besorgte, steckte sich kein so hohes Ziel: er sollte gleich andern Büchern, welche diesen Titel führen, und die in Deutschland so zahlreich sind, eine Reihe kurzer poetischer Ergüsse, oder anderer leichter Arbeiten, der Welt aufbewahren und ihr jährlich überliefern. Diese Erzeugnisse wurden von verschiedenen Seiten gesammelt, und hatten oft keinen andern Zusammenhang als ihre zufällige Aneinanderreihung. In diesem Werk, sowie in den Horen, erschienen einige von Schiller's schönsten kleineren Gedichten zum erstenmal; viele dieser Stücke, besonders seine Balladen aus jener Zeit, verdanken ihr Daseyn einem freundschaftlichen Wetteifer mit Goethe, — der die erste Idee zu solchen Versuchen in ihm weckte. Doch die merkwürdigste Dichtung, die in den Blättern des Musenalmanachs erschien, waren die Xenien *); eine Sammlung von Epigrammen, welche wie es scheint zum Theil aus dem gemeinen oder anstößigen Benehmen verschiedener gleichzeitiger Autoren entsprangen. Statt daß die Horen,

*) So genannt von ξενιον, munus hospitale; ein vom Martial entlehnter Titel; der damit eine Reihe von persönlichen Epigrammen in seinem dreyzehnten Buch bezeichnet.

deren erstes Erscheinen so wie ihr innerer Gehalt so große Erwartungen erregte, bei den ersten Köpfen des Landes, für welche sie einen Vereinigungspunkt auszumachen bestimmt waren, eine freudige Aufnahme hätte finden sollen, so trat ihnen vielmehr von vielen Seiten Kälte und Feindseligkeit entgegen. Die Streitigkeiten des Tages hatten unter die Gelehrten Zwietracht gesät; Schiller und Goethe hatten sich durch ihr Zusammenhalten die Feindschaft einer Menge von Menschen zugezogen, die wohl das Billige eines solchen gegenseitigen Vorzugs fühlten, jedoch die Folgen dieser Vereinigung nicht gern sahen; und welche dieß geistige Duumvirat, obwohl es bei seinen Amtsverrichtungen mild zu Werke ging, und sich seiner Würde nicht überhob, mit Mißgunst und Unmuth betrachteten. Die Angriffe dieser Leute, die mit ihrer persönlichen Beschränktheit und Abgeschmacktheit im sonderbarsten Kontrast standen, reizten die beiden erhabenen Genossen so lange, bis diese endlich eine ernstliche Kenntniß davon nahmen: Das Resultat war jene bekannte deutsche Dunciade; ein Produkt in dessen Plan es lag, daß es eine ungeheure Menge einzelner Verse in sich fassen sollte, wovon jeder einen vollständigen Gedanken enthielte; den entweder ein oder der andere der vereinten Arbeiter geliefert hatte. Die Gegenstände waren von unbeschränkter Mannigfaltigkeit. „Das meiste „war," wie Schiller sagt, „wilde Satyre besonders auf „Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt „mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen." Da die Einheit eines solchen Werkes in einer gewissen Ungebundenheit der Größe zu bestehen scheint, um die heterogene Natur der einzelnen Theile zu verbergen; so sollte sich zuförderst die Anzahl dieser spitzigen Monodistichen auf tausend belaufen; das Ganze sollte sodann geord-

net und ausgearbeitet werden, bis es einen angemessenen Grad von Uebereinstimmung und Symmetrie erlangt hätte; jeder einzelne sollte von seinem eigenthümlichen Geist etwas aufopfern um den Geist der Uebrigen zu retten. Doch diese Zahl ward nie erreicht: Goethe arbeitete an seinem Wilhelm Meister, und hatte den Gedanken jene Sammlung zu vervollständigen, längst aufgegeben; die Xenien wurden als abgerissene Theile gedruckt, ohne Ansprüche auf ein Ganzes zu machen. Es erschienen jedoch ihrer genug, um unter den betheiligten Partheien einen ungeheuren Aufruhr zu erregen: von allen Seiten schrie man gegen dieselben und beantwortete sie mit Schmähungen; da sie jedoch nicht gegen Menschen, sondern gegen Thatsachen Krieg führten, nicht gegen Gleim, Nicolai, Manso, sondern gegen den schlechten Geschmack, die Dummheit und Ziererei; so konnte ihnen nichts wirklich Strafbares zur Last gelegt werden. Vom Jahr 1797 bis zu Schiller's Weggang von Jena erschien der Musenalmanach ununterbrochen fort: Die Horen hörten einige Monate zuvor auf.

Goethen's Mitwirkung, welche Schiller bei diesem Unternehmen so leicht erhalten hatte, war ihm bei seinem anderweitigen Streben von großem Nutzen.

Beide waren Geister der ersten Art, doch von ganz entgegengesetzter Richtung, einer konnte von dem andern lernen, und in vielen Stücken Aufschluß und Anregung erhalten. Obgleich Jeder nach einer besondern Art von Vollkommenheit strebte, so konnte er doch des Andern Vorzüge freudig würdigen. Durch gegenseitige Gefälligkeiten, und nun durch ein gemeinsames literärisches Interesse verbunden, durften sich nur wenig störende Empfindungen in ihr Verhältniß einmischen. Selten findet der Mann von

hohen Geistesgaben einen ihm zusagenden Genossen, und mit innerem Schmerz fühlt er diesen Mangel. Die Einsamkeit erbittert oder tödtet das Herz, entnervt den Geist, oder gibt ihm wenigstens eine verkehrte Richtung; der Umgang mit untergeordneten Menschen führt zu anmaßenden Behauptungen seiner Ansichten, und sogar zum Eigensinn in unsern Neigungen. Rousseau hätte nie im Thal von Montmorenci leben sollen; für Warburton wäre es gut gewesen, hätte Hurd nie gelebt; und für Johnson, hätte er nie Boswell oder Davies kennen gelernt. Schiller und Goethe blieben von solchen Uebeln frei; die Vertraulichkeit scheint von beiden Seiten gleich, offen und herzlich gewesen zu seyn; und die Verschiedenheit ihrer hohen Anlage muß derselben einen besondern Reiz verliehen haben. Bei Schiller's kritischen Grundsätzen war es ihm von großem Nutzen sich einem Geiste mitzutheilen, der zwar so kühn wie er nach dem Ziele strebte, doch aber bei Weitem kälter und skeptischer war: als er in seinem Glaubensbekenntnisse die Kantischen Auswüchse beschnitt, fanden oft Goethe und Schiller in ihren Ideen eine auffallende Aehnlichkeit; um so auffallender und willkommner, wenn man betrachtet, aus welchen verschiedenen logischen Vordersätzen diese harmonischen Schlüsse gezogen waren. Sie mochten beisammen oder abwesend seyn, so unterhielten sie sich oft mündlich und schriftlich über solche Gegenstände. Sie pflegten einander lange Besuche abzustatten; oft reisten sie zusammen von Jena und Weimar hin und her.

„In der eine halbe Meile von Jena gelegenen Triesnitz,“ heißt es, „sah man oft Goethen und Schillern unter einem schattigen Baume an einem Tisch sitzen, wie sie zusammen sprachen, und dem Strom der Vor-

übergehenden zusahn.“ Mancher wäre wohl gern fünfzig Meilen zu Fuß gereist, um der dritte unter ihnen seyn zu können.

Außer Goethen stand er noch mit vielen andern achtungswerthen Männern in freundlichen Verhältnissen, sowohl in seinem literärischen als bürgerlichen Leben. Dalberg war auch in der Ferne bis zu seinem Ende sein Freund und wärmster Bewunderer. In Jena hatte er Schütz, Paulus, Hufland, Reinhold. Auch Wilhelm von Humbold, Bruder des berühmten Reisenden, der zu jener Zeit hinkam, gehörte mit zu seinem vertrautesten Umgang.

In Weimar waren noch, minder bedeutende Personen abgerechnet, Herder und Wieland, die seine Aufmerksamkeit für Goethe theilten. Und was für sein liebendes Herz das erfreulichste von allem seyn mußte, war, daß seine bejahrten Aeltern noch lebten, und an dem glänzenden Glück ihres Sohnes Theil nehmen konnten, den sie einst beklagt, ja sogar aufgegeben, nie aber zu lieben aufgehört hatten. Im Jahr 1793 besuchte er sie in Schwaben, und brachte unter jenen seinem Andenken am theuersten Scenen sieben fröhliche Monate zu: indem er sich zu gleicher Zeit der Güte jener unwandelbaren Freunde, welche die Natur ihm gegeben, und der bewunderungsvollen Hochachtung derjenigen erfreute, von denen es am süßesten war geehrt zu werden; jener nämlich, die ihn in traurigen niederen Umständen gekannt und ihn deshalb entweder geachtet oder verachtet hatten. Der Herzog, sein ehemaliger Rezensent und Gönner, legte ihm kein Hinderniß in den Weg; er hatte, als Antwort auf Schiller's vorläufige Anfrage über diesen Gegenstand, durch die dritte Hand zu verstehen gegeben, daß er keine

Notiz von dieser Reise nehmen wolle. Der Herzog hatte ihm nur schon zu viel Hindernisse in den Weg gelegt, und bereute bitter jedwede Einmischung. Im folgenden Jahr starb er, eine Nachricht welche Schiller, der längst seine üble Behandlung vergessen hatte, nicht ohne wahre Betrübniß und dankbare Erinnerung für vorhergegangene Wohlthaten erfuhr. Der neue Regent war bemüht, die Ungerechtigkeit seines Vorgängers wieder gut zu machen, und bot Schillern sogleich eine erledigte Professorstelle in Tübingen an, welche dieser jedoch, so schmeichelhaft ihm auch dieser Antrag war, auf Zureden des Herzogs von Weimar ehrerbietig ablehnte.

Bei so mannichfachen Arbeiten und Vergnügungen, bei einer so vielseitigen Geistesthätigkeit, und bei dem geselligen Leben das er führte, hatte Schiller seinem körperlichen Unwohlsein nicht gestattet, um sich zu greifen und seine geistigen oder moralischen Kräfte zu untergraben. In keiner Periode seines Lebens entfaltete er glänzender seinen hohen entschlossenen Charakter. Vieles hatte er bereits geschrieben; sein Ruhm stand auf festem Grunde; häusliche Noth erforderte nicht länger die unausgesetzte Anstrengung seiner Kräfte; aber an seinem Körper nagte der Krebs einer langsamen unheilbaren Krankheit. Demohngeachtet ruhte und rastete er nicht; sein feuriger Kopf, der in der Jugend jedweden Widerstand und Druck besiegt— der gegen jede beunruhigende und unsichere Lage im Leben angekämpft hatte, und im ersten Mannesalter aus vielen Versuchungen unbefleckt hervorgegangen war, unterlag auch jetzt nicht diesem letzten schrecklichen Feinde. Gerade dieß war die fruchtbarste Periode seines literarischen Lebens; und trotz allen Hemmungen auch wohl die glücklichste. Selten kamen heftige Anfälle seiner Krankheit, und jene beständig

damit verbundene düstere Melancholie, womit sie Herz und Geist zu umnachten drohte, drängte er durch Thätigkeit und Willenskraft zurück. Außerdem begegnete ihm wenig Unangenehmes und viel Erfreuliches. Er war glücklich in seinem Familienkreise, welcher den Schauplatz seiner süßesten dauerhaftesten Freuden ausmachte; die Welt ehrte und bewunderte ihn; seinem Mangel war abgeholfen; seine Beschäftigung begeisterte ihn; er besaß Freunde die er liebte, und von denen er geliebt wurde; kurz Schiller genoß viele Freuden, die er sich meistens selbst zu verdanken hatte.

In seiner Lebensweise zu Jena waren Einförmigkeit und Einfachheit die hervorstechendsten Eigenschaften; die einzige Ausschweifung die er sich erlaubte, war sein Eifer für die Wissenschaften, eine Sünde die er sich sein ganzes Leben lang am ersten zu Schulden kommen ließ. Viel hatte seine Gesundheit von der Gewohnheit des Nachts zu arbeiten, gelitten: doch noch immer war der Reiz dieser Gewohnheit zu groß für seine Selbstverläugnung; und er konnte dieselbe nicht anders unterlassen, als bei heftigen Krankheitsanfällen. Das höchste Entzücken war für ihn, jene schaffende Gluth der Begeisterung, jener schöne Wahnsinn, welcher den Dichter zu einem neuen edleren Geschöpf macht; ihn in lichtere mit Pracht und Schönheit geschmückte Regionen emporträgt, und alle seine Fähigkeiten, durch das volle Bewustseyn ihrer geübten Kraft ergötzt. Um dieß Vergnügen in seinem ganzen Umfange zu genießen, war Schillern zuletzt die Stille der Nacht, die einen gleich feierlichen Einfluß sowohl über die Gedanken, als über den Erd- und Luftkreis ausübt, unerläßlich geworden. Deshalb pflegte er auch jetzt wie in früherer Zeit die gewöhnliche Ordnung der Dinge zu ver-

drehen: Bei Tage las er, ergötzte sich an dem Anblick der Natur, unterhielt sich mündlich oder schriftlich mit Freunden, doch bei Nacht schrieb und studirte er. Und da nur zu oft sein Körper ermattet und erschöpft war, gewöhnte er sich, ungeduldig über solche niedere Hindernisse, an schädliche Reizmittel, die wohl für den Augenblick Kraft verleihen, doch nur um dieselbe schneller und sicherer aufzureiben. Den größten Theil des Sommers brachte er in seinem, unfern von dem Wesselhöft'schen Hause gelegenen Garten zu, in dem sich damals die Expedition der allgemeinen Literaturzeitung befand. Der erwähnte Garten liegt vom Jenaischen Marktplatze an gerechnet, südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leutrabachs um die Stadt zieht. Auf der Höhe des Berges, von dem man eine sehr schöne Aussicht in das Saalthal, sowie die Tannengebirge des nahen Forstes hat, erbaute sich Schiller ein kleines Häuschen, mit einem einzigen Zimmer.*) Es war sein Lieblingsaufenthalt wenn er sich im Garten befand, und ein großer Theil seiner damaligen Produkte wurde dort gedichtet. Im Winter wohnte er ebenfalls abgesondert vom Gewühl der Menschen im Griesbach'schen Hause hinten hinaus am Stadtgraben ***. Wenn er sich des Nachts an sein Büreau niedersetzte, so pflegte er um sich munter zu erhalten, starken Kaffe oder Weinchokolade, öfters aber eine Flasche alten Rheinweins oder Champagner neben sich stehen zu haben. Feierlich hörten ihn öfters

*) Der kleine schmale Weg der von Schiller's Wohnhaus hierher führte, wurde von einigen witzigen Köpfen die Xeniengasse genannt; ein Name, der noch nicht ganz abgekommen ist.

die Nachbaren in der nächtlichen Stille declamiren, und wer ihn dann belauschen konnte, welches in Jena von der, seinem früher erwähnten Gartenhäuschen gegenüber liegenden Anhöhe sehr gut anging, der sah ihn bald in der Stube laut sprechend auf und niedergehen, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokal zu trinken pflegte. Im Winter fand man ihn bis früh um vier, auch wohl um fünf Uhr an seinem Schreibtisch, im Sommer bis gegen drei Uhr. Dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur selten vor neun oder zehn Uhr.

Wäre die Vorsicht in Schiller's Charakter eine Haupteigenschaft gewesen, so würde er wahrscheinlich diese Gewohnheit aufgegeben oder sie nie angenommen haben. Gewiß war es ein Irrthum, seine Kraft so zu verwüsten; aber doch einer von denen, die unsere Ehrfurcht anstatt zu vermindern nur noch erhöhen: er entsprang ja aus dem edlen Feuer für das Beste und Höchste, und nur kalte Tadler können dieß hart verdammen. Wir selbst vermögen diesen übermäßigen Eifer nur zu beklagen und zu verehren; seine Wirkung war traurig, aber sein Ursprung edel. Wer kann Schiller's Gefühle in dieser Einsamkeit schildern, ohne nicht selbst nach einer kurzen Betrachtung, von seiner Größe ergriffen zu werden. Die von Arbeit erschöpfte fromme Seele, allein unter dem schweigenden Sternenhimmel der Nacht, welche die geängsteten Augenblicke ihres Daseyns auf dem Altar der Ewigkeit opfert! Hier sollte sich der Glanz, der den Geist eines gleich uns vergänglichen Menschen erleuchtete, verewigen; diese Bilder und Gedanken sollten in künftigen Zeitaltern, in entfernte Länder übergehen, um noch im menschlichen Herzen fortzuleben, nach-

dem das Herz, das zuerst davon erglühte, längst in Staub und Asche zerfallen war.

Für die Verehrer des Genies, wäre dieß kleine Gartenhaus ein auserwähltes Heiligthum gewesen, und nicht ohne Betrübniß werden sie hören, „daß der Zahn der Zeit bereits die Mauer desselben zerstört hat, und daß keine Spur mehr davon wahrzunehmen ist. Schon der Boden worauf es stand, ist durch einen unbefleckten glänzenden ewigen Ruhm geheiligt; doch hatte der literarische Pilger das einfache Stübchen, worin Schiller das Reich der Schatten, den Spaziergang, die Ideale und die unsterblichen Scenen des Wallenstein schrieb, gewiß nicht ohne besondere Gemüthsbewegung gesehen."

Das letzt genannte Werk hat ihm manche angstvolle, manche frohe Stunde gegeben. — Sieben Jahre hindurch hatte er unregelmäßig und mit vielen Unterbrechungen gearbeitet. Bisweilen lag es end- und formlos vor ihm da. Oft war er auf dem Punkt es ganz aufzugeben. Die Menge von Ideen, die er in den Gang des Stücks zu verweben gedachte, hielt ihn auf, und die große Schwierigkeit, wie dies zu bewirken war, daß es auch seinem Geschmack völlig genügte, gab zu neuen Zögerungen Anlaß.

Er wünschte in Wallenstein den allerweitesten und höchsten Begriff, den seine eigne Erfahrung ihm von einem Manne und vorzüglich den die Geschichte ihm von einem Feldherrn und Staatsmanne gegeben, zu erschöpfen, und indeß er solche Charaktere handelnd auftreten ließ, Alles was in der stürmischen Periode des dreißigjährigen Krieges poetisch war, oder eine poetische Darstellung gestattete, mit hineinzubringen. Während er mit diesen Anfoderungen über den Stoff nachsann, wuchs dieser immer mehr an, seine Phantasie lieh ihm der Reihe nach tausend verschie-

dene Gestalten, und nach gehörig strenger Sonderung war die Masse des zurückgebliebenen Materials noch so reichhaltig, daß er es nöthig fand das Stück in drei Theile zu sondern, wovon ein jeder zwar genau abgeschlossen, das Ganze aber doch eigentlich ein fortgehendes Drama von eilf Akten ist. In dieser Gestalt ward es im Jahr 1799 in die Welt hinaus gesandt. Ein Werk, dem er viel Anstrengung und ununterbrochene Sorgfalt widmete, dessen Erfolg aber auch glänzend war. Wallenstein ist das herrlichste Produkt unter Allem was er bisher gedichtet. Es verdient ein ganzes Kapitel der Kritik für sich allein, und wir können ihm nur ein paar flüchtige Seiten schenken. Zum Portal des herrlichen Gebäudes dient Wallensteins Lager, ein Stück in einem Akt. — Er schildert mit vielem Feuer und entschiedenem Glück die Sitten jenes rohen und ungestümen Heeres das Wallenstein anführte, und welches er zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane bestimmt hatte. Hier scheint es als ob Schiller's frühere Erfahrungen des militairischen Lebens, ihm zu Statten gekommen wären; seine Soldaten sind nach dem Leben gezeichnet; ihre rohen scharfen Züge erinnern uns bisweilen an Smollet's Matrosen. Hier finden wir die wildesten zügellosesten Gemüther Europens, in den kleinen Bezirk einer Verschanzung eingeschlossen: kühn, ungestüm, leicht beweglich ist das Leben, das sie führen. Wahre Ismaeliten ist ihr Arm gegen Jeden gewaffnet, und eines Jeden Arm gegen sie, bloße Werkzeuge des Raubes, fast mit jedem Laster befleckt, kaum irgend eine Tugend außer sorgloser Tapferkeit und unbedingtem Gehorsam gegen ihr Oberhaupt kennend, bietet ihre Stellung dennoch Momente, welche rührend oder auch belustigend sind, und diese hat der Dichter mit gewohntem Talent meisterhaft herausgehoben. Manche

Grausamkeit und abstoßende Rohheit dieser Soldaten vergißt man, wenn man ihr verlassenes, heimathloses Wandern, die praktische Seelengröße ins Auge faßt, mit welcher es ihnen gelingt dem Glück ein leidliches kleines Maaß von Genuß abzuzwingen. Ihre Lebensweise hat Wallenstein, im Fortgange der Handlung fast rührend geschildert.

„Ein ruheloser Marsch war unser Leben,
Und wie des Windes Sausen, heimatlos,
Durchstürmten wir die kriegbewegte Erde."

Um den Dialog der wilden Scene anpassender zu machen, so ist derselbe in Knittelverse gebracht, voll harter Reime und seltsamer Doppel-Endungen mit immer wechselndem, ungleichem, lebendigem Rhythmus, welches man dem rauhen unregelmäßig abwechselnden Ton der kriegerischen Trommel vergleichen könnte. In solchen possirlichen Knittelversen, in charakteristischen Bildern und Redensarten, die einfach, spaßhaft und höchst deutlich bezeichnet sind, schildern diese Männer ihre Thaten und Hoffnungen. Unter ihnen giebt es Classen und Gattungen, Stellvertreter all der wesentlichen Partheien der bunten Menge, welche diesem Fürsten der Condottieri folgten. Die feierliche Umständlichkeit des alten Wachtmeisters ist treu wiedergegeben, nicht minder die heitre Ausgelassenheit und Tollkühnheit der Holk'schen Jäger, so wie der eiserne Muth, die ernste Lagerphilosophie des Pappenheimer Cürassiers. Der einzige Grundsatz des Jägers, ist militairischer Gehorsam; er denkt und berechnet nichts; sein Geschäft ist: das zu thun was ihm befohlen, und das zu genießen, was ihm erreichbar ist — er sagt:

„Flott will ich und müssig gehen,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg mich mehr anwandelt.
Führt mich ins Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren seyn;
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter incommodiren."

Der Pappenheimer ist ein älterer, besonnener, aber auch unbändiger Mann; er hat Europa durchwandert, und die festgesetzten Regeln militairischer Grundsätze und militairischer Vorrechte eingesammelt; er ist nicht ohne Lebensphilosophie. Er hat die verschiedenen Stände und Gewerbe der Menschen an seinem Blick vorüber gehen lassen, doch kein Rock hat ihm besser als sein eigenes „eisernes Wams" gefallen; damit geharnischt ist sein Wunsch:

— auf das Gehudel unter mir
leicht wegschauen von meinem Thier.

Jedoch ist dieser militairische Stoicismus zuweilen mit einem Anstrich von plumpen Pathos gemischt:

„Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat;
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Heerd nicht wärmen;

Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen;
Die Traubenlese, den Aerntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen."

Wallensteins Lager ist höchst lebendig und auf guten Effekt berechnet. Hier giebt es Spieler, Bauern, Marketender, Soldaten, Rekruten, Kapuziner, Mönche nach ihren verschiedenen Zwecken sich rastlos hin und her bewegend. Die Predigt des Kapuziners ist eine, mit Nichts zu vergleichende Zusammenstellung *); eine Mischung von Texten, Wortspielen, Spottnamen und logischem Wortgepränge, von einem einfältigen Kopf, und brennend katholischem Eifer zusammengeleimt; mit großer Salbung vorgetragen, ist es ganz dazu geeignet im Lager ihr Auditorium zu finden. Am Schluß stürzen sie auf ihn los, und kaum entrinnt er, von ihren Händen erschlagen zu werden, weil er eine spottende Anspielung auf den General gewagt. Die Soldaten necken, zanken, drängen sich einer gegen den andern; sprechen von ihren Wünschen und Erwartungen, und vereinigen sich zuletzt in einer ernsten Berathschlagung über den Zustand ihrer Angelegenheiten; es wird uns hier, nach ihren rohen Begriffen eine unbestimmte, scherzhafte Skizze der nächsten Begebenheiten und Personen vorgelegt. Wir ahnen die gefährliche Lage

*) Der Sage nach soll sie von Goethe, die Materialien aber dazu aus einer wirklich gehaltenen Predigt des Jesuiten Abraham a St. Clara seyn.

Wallensteins; die Verschwörungen die ihn bedrohen, jene auf welche er sinnt; die Haupteigenschaften der vornehmsten Offiziere werden uns klar, und es bestätigt sich in uns die große Achtung vor dem mächtigen Geiste, der diese wilden, uneinigen Massen zusammenhält, und da noch der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist, wo sonst nichts verehrt wird.

In der nächsten Abtheilung des Werkes: die beiden Piccolomini's, erscheinen nun die Generale, auf welche wir so vorbereitet sind, und breiten ihre Pläne und Gegenpläne vor uns aus; Wallenstein, von persönlichem Ehrgeiz getrieben und übel berathen, entschließt sich nur langsam zum Aufruhr; und Octavio Piccolomini, der Wallensteins Macht und Einfluß über die Gemüther der Anführer insgeheim untergräbt, und jenen Abgrund des Verderbens ihm bereitet, in welchem wir ihn, im dritten Abschnitt: „Wallensteins Tod" mit all' seinem Glanz hinabstürzen sehen. Der militairische Geist, der in dem ersten Stücke athmet, belebt auch das Letztere. Die vorherrschenden Motiven dieser Hauptleute und Obersten sind ganz dieselben der Kürassiere und Jäger, nur in etwas verfeinert und beschönigt; allein im Wesen ganz dieselben; der Wunsch jetzigen oder künftigen Glückes, der Trieb zu handeln, sich einen Namen, Geld oder Macht zu gewinnen; Selbstsucht, doch jene mit dem äußern Anstrich von Schicklichkeit, und dann Glanz, mit militairischer Ehre und Tapferkeit überfirnißt. Dieses sind nicht Helden die blos die Einbildung geschaffen, sondern echt im Solde stehende Krieger, wir lieben sie zwar nicht, doch umgiebt diese Thaten ein Glanz, welcher einen angenehmen Eindruck hinterläßt. Das Kriegsgetös, der gewaltsame Kampf heftig streitender Interessen, dient gleichsam

den rührenden und gebietenden Momenten der Haupt-Charaktere zur angemessenen Begleitung. Unter den Einzelnen, die in dieser Kriegeswelt sich bewegen ist Wallenstein, der kräftige Atlas, der das Ganze trägt, ohnstreitig die Hauptfigur. Wallenstein ist das Muster eines großen, stolzen, hochbegabten Mannes, dessen herrschende Leidenschaft der Ehrgeiz ist. Sein kühnes Streben trägt ihn auf den höchsten Gipfel der Manneskraft empor; er ist schwärmerisch und ungestüm; doch das Feuer seiner Seele glüht verborgen unter einem tiefen Schacht von Weltklugheit, deren Berechnungen sich auf die geringfügigsten Angelegenheiten erstrecken. Diese Klugheit, die oft sogar an Unentschlossenheit gränzt, bildet die äußere Rinde seines Charakters, so daß wir oft nur diese Eigenschaft wahrnehmen. Gleich vom Anfange läßt der ungeheure Einfluß, den sein Genius auf jeden Einzelnen seiner vielen Anhänger ausübt, uns einen großen Mann in ihm erwarten; wenn Wallenstein, nach langem Zögern sich endlich uns zeigt, empfinden wir etwas der Täuschung Aehnliches. Wir sehen ihn zwar mit ernster Größe ausgestattet, jedoch in geheime Künste verstrickt, schwankend zwischen zwei verschiedenen Ansichten, und mit aller seiner Klugheit in Dingen von der höchsten Wichtigkeit, blindglaubend. Nur wenn die Ereignisse den Entschluß ihm abzwingen, erhebt er sich in seiner angebornen Größe, und sein Riesengeist steht unverhüllt und mächtig vor uns.

„Nacht muß sein, wo Friedlands Sterne strahlen."

In der schwierigsten Lage, von Dunkelheit umgeben, beim hereinbrechenden Verderben, wo der kühnste seiner Anhänger erbebt, ist er selbst ruhig, und die furchtbare Krisis ist es, die seine Seele entwölkt, und sich ihrer

ganzen Kraft bewust macht. In der That ist gleich Wallenstein strahlend an äußerer und innerer Macht, von hohem Geiste und einem Herrscherwillen; ist er auch in Kriegs- und Staatsgeschäften dem Besten in Europa überlegen, der Abgott von sechzig Tausend tapfern Herzen, so steht er doch unserm Mitgefühl nicht zu fern. Uns verbinden Gefühle mit ihm, die er für Schwäche hält, obgleich sie den edelsten Theil seines Wesens ausmachen. Seine Unentschlossenheit liegt in seinem zu gefühlvollen Herzen, so wie in seinem all zu behutsamen Urtheil; sein Glaube an Astrologie, der jenen Hang begünstigt und vermehrt, hat in so mancher zarten innigen Empfindung seinen Ursprung, und giebt dadurch dem Geiste des Kriegers einen neuen Reiz; sie wirft ihn, dem die Erde unterthan ist, vor jenen geheimen Mächten in Demuth nieder, welche das Geschick des Menschen abwägen; in deren Augen die Höchsten und Geringsten der Sterblichen kaum in den Graden der Unbedeutenheit verschieden sind. Wallensteins Vertrauen in Octavio's Freundschaft, seine uneigennützige Liebe für Max Piccolomini, sein väterliches und brüderliches Wohlwollen, all' diese Gefühle verbreiten ein mildes Licht über die rauhern heroischen Eigenschaften, mit denen sie vereint sich finden. Sein Verrath an dem Kaiser ist ein Verbrechen, welches wir ihm, gereizt und versucht wie er war, nicht so hoch anrechnen; es verliert sich in der Bewunderung seiner Hoheit, oder bleibt nur als verzeihlicher Fehltritt im Gedächtniß.

Schillern ist es mit Wallenstein da gelungen, wo das Gelingen keine leichte Sache war. Die Wahrheit der Geschichte ist nur wenig beeinträchtigt; dennoch müssen wir eingestehen, daß Wallenstein, dessen Handlun-

gen im Einzelnen nichtswürdig, gesetzwidrig und ohne Erfolg sind, kräftig erhaben und zum Herrscher gemacht ist. Theilnehmend blicken wir auf ihn, und diese Theilnahme an seinem Geschick hat einen Anstrich freundlichen Mitleids.

An seinem Kriegsgefährten, dem Octavio Piccolomini finden wir weniger Fehler, und dennoch auch weniger Freude. Octavio's Eigenschaften sind meistens negativ; ihn treibt mehr der Buchstabe des Moral-Gesetzes als sein eigener Geist; sein Wandel ist nach der Außenseite fehlerfrei, doch ist kein Zug der Großmuth darin zu finden. Er ist mehr Hofmann als Soldat; seine Waffe ist die Intrigue, nicht die Kraft. In dem festen Glauben, daß das, was einmal da ist, das Beste sey, ist er mißtrauisch gegen alles Neue und Außerordentliche; er hat keinen Glauben an die menschliche Natur, und scheint selbst mehr aus Berechnung, als aus innerm Antriebe tugendhaft zu seyn. Wir wissen ihm seine Treue an seinem Landesherrn kaum Dank; indem er seinem Kaiser dient, vernichtet und verräth er seinen Freund; und überdies, gesteht er es gleich nicht ein, so ist persönlicher Ehrgeiz doch immer der Hauptbewegungsgrund; sein Wunsch ist Feldmarschall und Fürst zu seyn; und für ihn ist Wallenstein nicht nur ein Verräther an seinem Landesherrn, sondern auch ein Hinderniß, das seiner eignen Erhöhung im Wege steht. Wahr ist es, Octavio verlockt ihn nicht persönlich ins Verderben; aber eben so wenig warnt er ihn davor; vielleicht wußte er auch, daß neue Verlockungen überflüssig waren. Wallenstein verdiente diese Behandlung von einem Manne nicht, dem er als Bruder vertraut hatte, selbst wenn dieses Vertrauen blind vor und nur in der Constellation der Sterne seinen Ursprung nahm.

Octavio ist ein gewandter, kluger, berechnender Staatsmann; von der Art, welche laut, wenn auch nicht aufrichtig von ihren Freunden gepriesen, und von ihren Feinden tief verabscheut werden. Sein Zweck kann gesetzmäßig, ja selbst lobenswerth seyn, aber seine Wege sind krumm; er mißfällt uns um so mehr, da wir es nicht recht anzufangen wissen, ihn entschieden zu tadeln. Octavio und Max Piccolomini sind gleichsam die zwei entgegengesetzten Kräfte, durch welche das große Ganze dieser militairischen Politik in Bewegung gesetzt wird. Der Kampf von Seelengröße und Kraft mit Verrath gepaart, gegen List und jene scheinbare, durch das Gesetz unterstützte Tugend, führt eine Reihenfolge großer Handlungen herbei, die hier in lebhaften Farben unserm Auge dargestellt sind. Wir nehmen Antheil an den sich gegenseitig widersprechenden Interessen dieser Kriegsmänner; wir sehen sie bei ihren glänzenden Festen, ihren stürmischen Berathschlagungen, und theilen die Hoffnung oder Furcht, die sie bewegt. Der Gegenstand ist viel umfassend und Schiller hat es verstanden denselben zu benutzen. Unser Geist wird ununterbrochen durch belebte Scenen, Dialoge und Ereignisse beschäftigt; die Verwickelung und Spannung, nimmt immer mehr zu, je weiter wir vorwärts dringen; das Interesse steigt immer höher bis zum Schluß. Zwei Gestalten himmlischer Schönheit sind es, die im Tumult dieser geschäftigen Menge, unsere Aufmerksamkeit besonders an sich ziehen, und deren Geschick, in jenes ihrer Umgebungen eng verflochten, eine Wichtigkeit in unsern Augen erhält, welche es außerdem wohl schwerlich gehabt hätte. Max Piccolomini, Octavio's Sohn, und Thekla die Tochter Wallensteins, von diesen beiden geht ein Strahl ätherischen Lichtes aus, der sich über dieses

ganze Trauerspiel verbreitet; sie rufen die edelsten Gefühle in dem Herzen hervor, wo schon ganz andere Empfindungen geweckt wurden. Den lärmenden Prachtscenen, die bereits unsere Einbildungskraft entflammt, fügen sie nun noch das Hochgefühl verherrlicht reiner Menschlichkeit hinzu

„die Blüthe des ersten Verlangens, das Purpurlicht der ersten Liebe."

Die Geschichte von Max und Thekla sind in der Poesie nicht selten; allein Schiller hat sie mit höchst seltenem Talent behandelt. Ein jedes von ihnen, vereint in sich alles Vollkommene; ihre Liebe ist das Werk eines Augenblickes und unbegränzt; dennoch wird der kälteste, ungläubigste Leser gezwungen, sie zu bewundern und an sie zu glauben. Gleich von Anfange an wurden wir berechtigt an Max hohe Ansprüche zu machen; die gemeinen Soldaten und ihre Offiziere sprechen von ihm, als von einem vollkommenen Helden; die Kürassiere hatten ihn bei Pappenheims Tode auf dem Lützner Schlachtfelde einmüthig zu ihrem Hauptmanne erwählt. Sein Erscheinen entspricht all' diesen Vorstellungen. In ihm ist der echte Geist der Ehre, der Rechtlichkeit, des jugendlichen Eifers personificirt.

Der Jüngling war kaum zum Manne geworden; schon hatte er viel gesehen und gelitten; allein diese Erfahrungen des Mannes hatten bis jetzt die Begeisterung des Knaben weder vernichtet noch geschwächt. Seit seiner frühesten Kindheit hat er unter Kriegsgetöse gelebt, ja keine andern Begriffe, als die das Lager giebt, in sich aufgenommen; doch auch hier hatte sich sein Gemüth aus angebornem Triebe alles was in dem Kriegsgewerbe Edles und Würdiges liegt, angeeignet, und das wilde und ver-

werfliche desselben von sich gewiesen. Er liebt Wallenstein, seinen Beschützer, seinen tapfern hohen Anführer; er liebt seine gegenwärtige Lebensweise, weil sie gefahrvoll und mächtig anregend ist, weil er keine andere kennt; und vor Allen weil sein jugendlicher unbefleckter Geist auch über die ödesten Regionen des Menschenschicksals einen lichten Glanz ausgießt. Obgleich Soldat, und der bravste der Soldaten, ist er das nicht allein. Er fühlt, daß es noch einen schönern Schauplatz des Lebens giebt, wo diese Handlungen der Verwüstung und des Jammers nur vernichtend eingreifen. Schon im Entstehen seiner Bekanntschaft mit der Prinzessin Thekla enthüllt sich eine neue Welt vor ihm, von der er auch nicht einmal geträumt, ein Land des Friedens, heitrer elyseischer Glückseligkeit, dessen Reize er mit einfacher unnachahmlicher Beredsamkeit ausmahlt. Max ist eben so liebend als muthig; obgleich im Lager erzogen ist er mitleidig und sanft, bescheiden und anspruchslos, obgleich jung und allgemein bewundert. Nach dem Bilde in unserer Seele muß sein Erscheinen ernst, doch unerschrocken, und mild seyn. In ihm ist der Inbegriff eines jungen Helden, die eigentliche Poesie des Krieges ausgesprochen. Ueberall wird man ihn lieben, doch hier in den öden Scenen des Kampfes, der Gefahr, ist er uns doppelt theuer. Sein erstes Erscheinen nimmt uns für ihn ein; seine gefühlvolle Beredsamkeit bereitet uns darauf vor, ihn mit ungewöhnlicher Seelengröße handeln zu sehen. Die Scene ist folgende: Octavio und Questenberg berathen sich über Staatsangelegenheiten: Max tritt ein; er kommt so eben an, und hat die Prinzessin Thekla und ihre Mutter auf ihrer Reise in das Lager von Pilsen begleitet.

„Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Questenberg.

Max.

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn. Wie er sich umwendet, bemerkt er Questenbergen und tritt kalt zurück.)
Beschäftigt, wie ich seh'? Ich will nicht stören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh diesen Gast doch näher an!
Aufmerksamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaisers.

Max (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Haupquartier Sie herführt.

Questenberg (hat seine Hand gefaßt).

Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht blos von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beyder Hände fassend.)
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwei solche Sterne, segenreich
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiß,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Octavio (zu Max).

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist, als hier.

Max.

Was gibt's auf's Neu denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabei auch sein Verbleiben haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geschmeidig sich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl uns, daß es so ist! Es könnten sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So Einer ist der Wallenstein, und taugte
Dem Hof ein Anderer besser — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Questenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,

Läßt Jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sey
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Questenberg.

Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse! Ueber'm Herrscher
Vergisst er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

Max.

Ist er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Ist er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchstäblich zu vollstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.

Questenberg.

So kommt's zuletzt auf seine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen!

Max.

Der seltne Mann will seltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er sich setzen.

Questenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! so sind sie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist.

Octavio (zu Questenberg.)

Ergeben Sie sich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen sie den Geist an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.

Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Geschehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur;
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben. Das Orakel
In seinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere soll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächsten Wege, langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freyen Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemessne Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

Questenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held ist und ein Mensch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein funfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegerischen;
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, schnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerthe Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Daurende erzeugen.
In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's gethan.

Max.

O! laßt den Kaiser Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorber geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erste Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich so auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab ihn
Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin

Gekommen. — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in sein dumpfig-enges Schiff gepresst,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haus't,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

Octavio (wird aufmerksam).

Und hätt' es diese Reise dir gezeigt?

Max.

Es war die erste Muße meines Lebens.
Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lerntest du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,

Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mayen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längstverlassne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bey seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

Questenberg (gerührt.)

O! daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

Max

(mit Heftigkeit sich zu ihm wendend).

Wer sonst ist Schuld daran als ihr in Wien? —
Ich will's nur frey gestehen, Questenberg!
Als ich vorhin Sie stehen sah, es presste
Der Unmuth mir das Innerste zusammen —
Ihr seyd es, die den Frieden hindern, ihr!

Der Krieger ist's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürsten macht ihr's Leben sauer, macht
Ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europas großem Besten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes,
Die Oestreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Beym Feind Vertrauen zu erwecken sucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen? — Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, hass' ich Euch —
Und hier gelob' ichs an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das Letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!"

(Er geht ab.)

Die Fürstin Thekla ist unserm Herzen noch theurer, sie die mit schüchternem Schritt, so eben ins neue Leben eintrat, erfüllt von den herrlichen Gebilden, die das Kloster genährt und die Wirklichkeit noch nicht entzaubert haben, sieht sie in Max, nicht nur ihren Beschützer und Begleiter in des Vaters Lager, sondern das lebendige Sinnbild ihrer, zwar gestaltlosen doch glühenden Träume. Sie kennt keine Täuschung; sie vertraut, so wie ihr vertraut wird. — Ihre Seelen begegnen, verschmelzen sich und umfassen eine die andere fest und auf ewig! — —

Alles dies hat der Dichter mit einer Begeisterung geschildert, die den Weg zu unserm Herzen, unserm tiefsten Mitgefühl leicht findet.

Gräfin.

„Wie lang ist es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erste Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erst in diesen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdschloß war es, zwischen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker standen wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit gesendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieses Wort:
Dieß alles mahnt' mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke scheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie seyn,
Verloren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Base Terzky!" fiel sie schnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich sah
Ein glühend Roth die schönen Wangen färben,
Und von der Erde langsam sich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrsche mich
Nicht länger

(Die Prinzessin erscheint an der Thür und bleibt stehen, von der Gräfin, aber nicht von Piccolomini bemerkt).

— fasse kühn sie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauscht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geschehen wissen Sie.

Gräfin

(nach einer Pause, mit einem verstohlnen Blick auf Thekla).

Und sind Sie so bescheiden, oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Max.

— — — Ihr Geheimniß?

Gräfin.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
Ins Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was sie in diesem ersten Augenblick
Des überraschten Herzens —

Nun?

Thekla, welche schnell hereintritt.

Spart Euch die Mühe Tante!
„Das hört er besser von mir selbst."

Wir erfreuen uns an der glühenden, reinen, vertrauungsvollen Liebe dieser zwei himmlischen Wesen; doch unser Gefühl verändert sich zum schmerzlich bittern, wenn wir sehen wie die unerbittliche Hand des Schicksals schon bereits erhoben ist, ihre schöne Welt, in Nacht und Verzweiflung zu stürzen. Thekla hat „zwei himmlisch schöne Stunden" genossen; allein ihre angeborne Heiterkeit weicht jetzt traurigen Ahnungen und bangen Besorgnissen; sie fühlt es nur zu tief, Wallensteins Lager sey nicht der Ort wo Hoffnung weilen könne; die Nachrichten und Erklärungen der Gräfin Terzky enthüllen das Geheimniß; sie darf Max nicht lieben, ein höheres, vielleicht königliches Loos ist ihr bestimmt; sie versucht einen Augenblick ihn von seiner Pflicht zu verlocken, und seinen Einfluß ihrem Vater zuzuwenden, dessen kühne Pläne jetzt zum erstenmal sich ihr enthüllen. Von diesem Augenblick an,

sind alle Hoffnungen ihres Glücks dahingeschieden, um niemals zurückzukehren. Der eigne Jammer rührt sie weniger, als das Verderben, welches über ihre theuere geliebte Mutter zusammenzubrechen droht. Was sie selbst betrifft, so erwartet sie in starrer Ergebung den Schlag, der sie zerschmettern soll. — Sie ist zart, sanft und jungfräulich; allein sie ist Friedland's Tochter, und so erwartet sie das Unabwendbare mit festem Muth. In Thekla's Entschluß zeigt sich uns mehreremal eine Geradheit, Schnelle und Festigkeit, die den wunderbarsten Contrast mit ihrer Unerfahrenheit und ihrem furchtsamen Zartgefühl bildet. Bei der Entdeckung von dem Verrathe ihres Vaters, entscheidet sie selbst, daß Max „seinem ersten Gefühl folgen" und sie verlassen solle.

Es kann nicht leicht etwas Erhabeneres und rührenderes in der Dichtung geben, als diese Scene. Wir sehen den sinkenden, doch immer noch schön strahlenden Ruhm Wallensteins, der ungestümen Verzweiflung des Max Piccolomini gegenüber, welcher durch die Forderungen der Pflicht und Liebe, im furchtbaren Zwiespalt kämpfend da steht; die sprachlose Thekla mit dem gebrochenen Herzen, die jammervolle Mutter ihr zur Seite, mit den bleichen Gesichtern von Wallensteins zagenden Anhängern rings umgeben. — Hier ist ein physischer Pomp, welcher der moralischen Größe der Handlung vollkommen entspricht; an den äußeren Thoren des Palastes hört man erst den Aufstand, dann den Abgang der Truppen; die Trompeten der Pappenheimer sind der Wiederhall der Wildheit ihrer Führer. Das darauf folgende ist nicht minder erschütternd. Max, den seine Soldaten gezwungen, sich von Thekla's Herzen loszureißen, reitet an ihrer Spitze, in einem, an Wahnsinn gränzenden, Zu-

stande, Tags darauf kommt die Nachricht seines Geschickes, welche selbst das fühlloseste Herz nicht unerschüttert hören kann. Die Wirkung die es auf Thekla macht, bringt ihre erhabene, bis jetzt verborgene Seelengröße ganz ans Licht. — Als sie die Schreckensnachricht zuerst ganz unerwartet traf, wird sie fast davon überwältigt, doch sie bietet all ihre Kraft auf; sie schickt nach dem Bothen, daß sie ihn genauer ausforschen könne; sie hört den traurigen, umständlichen Bericht mit dem Heldenmuth einer spartanischen Jungfrau an.

Scene zwischen dem Hauptmann und Thekla.

Thekla, der schwedische Hauptmann, Fräulein Neubrunn.

Thekla (mit edelm Anstand).

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehn;
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling schnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick hassen:
Denn meine Zunge sprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld ist mein. Ich selbst entriß es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schicksals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzessinn, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefasst — Ich will gefasst seyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
Ins Lager stürzte, rief: der Feind sey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Rosseslauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; schnell war
Der Graben auch, der sich um's Lager zog
Von diesen stürm'schen Scharen überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den Andern; weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis sie ihm einen Wink gibt, fort zu fahren.)

Hauptmann.

Von vorn und von den Flanken fassten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterey,
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,

In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccolomini—

(Thekla schwindelnd, fasst einen Sessel.)

Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen—
Zum Graben winkt er, sprengt, der Erste, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach,—doch—schon war's geschehn!
Sein Pferd von einer Partisan durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, sie will sinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein—

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es ist vorüber – Bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten sie; es reizt
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Thekla (mit zitternder Stimme).

Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pause).

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge, der edelsten Geschlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorber schmückte seinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht;
Denn Viele sind bey uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er selbst
Vereitelt' es; man sagt, er wollte sterben.

Neubrunn

(gerührt zu Thekla, welche ihr Angesicht verhüllt hat).

Mein theures Fräulein — Fräulein sehn Sie auf!
O warum mussten Sie darauf bestehn?

Thekla.

— Wo ist sein Grab?

Hauptmann.

In einer Klosterkirche
Bey Neustadt ist er beigesetzt, bis man
Von seinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.

Wie heißt das Kloster?

Hauptmann.

Sankt Kathrinenstift.

Thekla.

Ist's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bei Tirschenreit
Und Falkenberg durch unsre ersten Posten.

Thekla.

Wer kommandirt sie?

Hauptmann.

Oberst Seckendorf.

Thekla

(tritt an den Tisch und nimmt aus dem Schmuck-Kästchen einen Ring).

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehn,
Und mir ein menschlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem sie ihm den Ring gibt)
Ein Angedenken dieser Stunde — Gehn Sie! —

Hauptmann (bestürzt).

Prinzessin —

(Thekla winkt ihm schweigend zu gehen und verlässt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Neubrunn. Thekla.

Thekla

(fällt der Neubrunn um den Hals).

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir stets gelobt! Beweise dich
Als meine treue Freundinn und Gefährtinn!
— Wir müssen fort, noch diese Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es ist nur ein Ort in der Welt!
Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdest du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Ist Alles, was noch übrig ist von ihm;
Der einz'ge Fleck ist mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anstalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich suche einen auf, der nicht mehr ist.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwey hülflos schwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns; mein Arm soll dich beschützen.

Neubrunn.

Bey dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieser rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward ihm sanft
Gebettet, unter den Hufen seiner Rosse?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!
Man wird uns nicht durchlassen.

Thekla.

Es sind Menschen.
Frey geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reise —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit aus dieser Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, Geh!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, sucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Kavalier verschafft sie. Geh' und ruf' ihn!

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wissen seines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.
Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verschwunden sind?

Thekla
(sich besinnend und schmerzvoll vor sich hinschauend).
O meine Mutter!

Neubrunn.
So viel schon leidet sie, die gute Mutter;
Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?

Thekla.
Ich kann's ihr nicht ersparen! — Geh' nur, geh!

Neubrunn.
Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.
Bedacht ist schon, was zu bedenken ist.

Neubrunn.
Und sind wir dort, was soll mit Ihnen werden?

Thekla.
Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.
Ihr Herz ist jetzt voll Unruh, theures Fräulein;
Das ist der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.
Zur tiefen Ruh, wie er sie auch gefunden.
— O eile! Geh! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerstickende Band des Schmerzens wird
Sich lösen — Meine Thränen werden fließen.
O geh'; wir könnten längst schon auf dem Weg seyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern

Entronnen bin — sie stürzen auf mich ein —
Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was ist das für ein Gefühl!
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel
Aus diesen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie setzen mich in Angst und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun selber nicht zu bleiben wage.
Ich geh und rufe gleich den Rosenberg.

(Geht ab.)

Thekla.

Sein Geist ist's, der mich ruft. Es ist die Schar
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen sie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich sollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorberkranz,
Der deine Todtenbahre schmückt, gewunden.
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwey himmelschönen Stunden.
Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen;
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel schienst du hingestellt,

Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hin zu tragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück:
In dein Herz fiel mein erster Blick!

(Sie sinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)

— Da kommt das Schicksal — Roh und kalt
Fasst es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Noch einer andern furchtbaren Qual steht jetzt Thekla in dem Abschied von ihrer Mutter bevor; doch bleibt sie fest entschlossen, und geht hinaus in die Welt, um an des Geliebten Grabe zu sterben. Die herzerreißenden Gefühle und Leiden dieses liebenswürdigen Wesens sind fast mit peinvoller Wahrheit geschildert. Das Schicksal von Max und Thekla muß dem Auge des Stoikers Thränen entlocken.

Weniger rührend, doch nicht minder poetisch erhaben ist Wallensteins Schicksal, wir bejammern ihn nicht, selbst im Untergange scheint er über unser Mitleid erhaben. Von dem Augenblick an, wo seine Tochter, gleich einem schönen Traumgebilde unsern Blicken entschwunden ist, sehen wir kaum noch mit einem andern Gefühl, als das der gespannten Furcht Wallensteins unvermeidlichem Schicksal entgegen:

„Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berstend

Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinem Fall hinabziehn."

Doch ist etwas feierlich Erhabenes in seinem grausenerregenden Falle; zuweilen wendet sich unsere innerste Empfindung der strengen Größe, seines langsam nahenden, doch unvermeidlichen und vernichtenden Schicksals zu.

Die Scene vor seinem Tode gehört zu dem Schönsten dessen sich die Dichtung rühmen kann. Thekla's Tod ist ihm noch unbekannt; doch er gedenkt des Max, und kann sich kaum der Thränen enthalten. Er blickt nach den Sternen; dunkle Schatten abergläubischer Furcht durchkreuzen seine Seele, als seine Augen auf jenen Quellen des Lichtes ruhen, und er ihr dauerndes herrliches Seyn mit dem schwankenden unruhigen Leben des Menschen vergleicht; selbst der starke, muthige Geist seiner Schwester ist durch Ahnungen niedergebeugt, alle Vorbedeutungen sind ihm entgegen; sein Astrolog bittet und fleht; sein eignes Gefühl mahnt ihn wach und auf seiner Hut zu seyn. Aber er will nicht den Entschluß seiner eignen Seele überwältigt sehen, verschmäht alle jene Warnungen und geht heiter schlafen; Träume schöner Hoffnungen umgeben sein Lager; unbewußt, daß man schon nach dem Wurfspieß greift, ihm den langen traumlosen Schlummer zuzusenden. Der Tod Wallensteins lockt zwar keine Thränen hervor, allein es ist vielleicht die vollendetste Scene des Stückes; ein dunkles Grausen, ein schaudervolles Verhängniß ist darüber ausgebreitet, was die Wirkung jener glänzenden Dichtung, deren Feuer jede Zeile durchglüht, so sehr erhöht. Es läßt sich mit nichts anderem, als höchstens mit Macbeth oder dem Schluß des

Othello vergleichen. Schiller's Genius ist auf gewisse Weise beschränkter, als Shakespear's Genius; allein in dem ihm eigenthümlichen Gebiete, erhabene, ernste, innige Rührung zu erwecken, kann keiner sich über ihn stellen. Andere mögen gewählter, durchdringender, manichfacher, Schaudererregender seyn; Schiller ist in der ihm eigenthümlichen schönen Weise hinreißend.

Die Tragödie Wallenstein die am Schluß des 18ten Jahrhunderts bekannt gemacht wurde, kann unbezweifelt als das größte dramatische Werk, dessen dieses Jahrhundert sich rühmen kann, aufgestellt werden.

Frankreich erhob sich nie, selbst in den Tagen seines Corneille bis zu Schiller's Sphäre, eben so wenig kann England seit Elisabeths Zeiten einen dramatischen Dichter nennen, der ihm an Kraft des Geistes, des Gefühls und an vollendeter Ausbildung zu vergleichen wäre. Gleichzeitig mit Wallensteins Erscheinen schauderten wir Engländer in unserm reich begabten Lande über das Schloßgespenst. Deutschland kann stolz in der That auf einen Goethe seyn; und wohl muß man eingestehen, daß er in vielen seiner Werke, Talente weit höherer Art beurkundet, als hier an den Tag gelegt sind; allein sie wurden nicht gleich regelmäßig und mit gleicher Kraft von ihm angewendet. Faust ist mit Wallenstein verglichen nur ein leicht hingeworfener poetischer Erguß. Das Letztere ist in Wahrheit ein viel umfassendes herrliches Werk. Welch eine Vereinigung von Bildern, Gedanken, Gefühlen, und diese auf die glücklichste wirksamste Weise zusammengestellt. — Wir haben Eroberer, Staatsmänner, ehrgeizige Generäle, plündernde Soldaten, Helden und Heldinnen, die alle fühlen und handeln, wie sie wirklich gefühlt und gehandelt haben würden; alle treu nach dem

Leben gemalt, doch poetisch verschönert und idealisirt, alles dahin abzweckend, unsere höchste Theilnahme und unser Mitgefühl für die drei Haupt-Figuren des Stücks immer zu erhöhen *).

Bald nach der Bekanntmachung von Wallenstein veränderte Schiller wiederum seinen Wohnort. Seine Aerzte hielten die Bergluft von Jena bei Lungenübeln für gefährlich; und dieser Ausspruch war einer der Beweggründe, daß er seine Winter künftig in Weimar zu verleben beschloß. Was noch mehr zu Gunsten dieses neuen Lebensplanes sprach, war die Gelegenheit, dann dem Theater nahe zu seyn, da ihm jetzt, wo er wiederum Schauspiel-Dichter geworden, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit darauf vom höchsten Nutzen zu seiner ferneren Vervollkommnung zu seyn schien. Mehre Jahre hindurch brachte er seine Sommer in Jena zu, dessen schöne Umgebungen ihn, wie er dieses oft äußerte, besonders dort fesselten. Sein kleines Gartenhaus war immer noch während der Sommerzeit sein Lieblingsplatz für Studien und

*) Wallenstein ist von Hrn. Benjamin Constant ins Französische, und die beiden letzten Theile sind von Hrn. Coleridge getreu ins Englische übertragen worden. Von der französischen Uebersetzung wissen wir nichts, als daß es eine verbesserte ist; doch dieß Wenige ist genug. Schiller als Dramatist von Hrn. Benjamin Constant verbessert, ist ein Schauspiel wovon wir nicht Zeuge zu seyn wünschen. Die Uebersetzung des Hrn. Coleridge ist uns ebenfalls als ein Ganzes unbekannt; aber nach vielen großen Proben derselben zu schließen, wären wir geneigt, Sotheby's Oberon etwa ausgenommen, sie für die beste, die einzige erträgliche zu halten, womit unsere Literatur bereichert wurde.

Arbeiten, bis er später sich ganz in Weimar niederließ. Selbst dann besuchte er Jena noch oft; da vorzüglich im letzteren Jahr ein neuer Magnet ihn dort anzog, als Goethe es für einige Zeit zu seinem Aufenthalt wählte, welches er noch jetzt zuweilen thun soll. Oft war Schiller Monate lang mit Goethe daselbst. Dieser Ortswechsel brachte nur wenig Veränderungen in Schiller's Gewohnheiten oder Geschäften hervor. Er stand jetzt, wie früher, in dem Solde des Herzogs von Weimar; jetzt, wie früher zu dramatischen Arbeiten, die nun einmal ihm Hauptzweck waren, verpflichtet. Wir wissen nicht, wie hoch sich der Betrag seines Gehaltes belief; doch haben wir hinreichende Beweise: wie wahrhaft fürstlich das Benehmen des Herzogs gegen Schiller war. Als Letzterer vier Jahre früher einen Ruf nach Tübingen auf die Universität und das Versprechen erhielt, daß im Krankheitsfalle oder irgend einer andern Ursache, die ihm die Fortsetzung seiner literärischen Arbeiten unmöglich mache, sein Gehalt sich verdoppeln solle; so ward ihm auch dieser, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Ortsveränderung, erhöht; und dieses wiederholte sich im Jahr 1804, als ihm von Berlin aus sehr vortheilhafte Anerbieten gemacht wurden. Schiller schien, seinem Wunsch gemäß, weder arm noch reich zu seyn, seine einfache, anspruchlose Häuslichkeit ging ruhig fort, und mehr verlangte er nicht. Sein Streben ging nur dahin, Geldverlegenheiten vorzubeugen, niemals Reichthümer zu sammeln. Hier müssen wir noch beifügen: daß er im Jahr 1802 in den Adelstand erhoben ward, eine Thatsache, die wir nur dem zu Ehren erwähnen, dessen Freundlichkeit ihm diese Auszeichnung verschaffte, nicht um Schiller's willen, welcher es mit Dank an-

nahm, doch dessen nicht bedurfte, und nie darnach gestrebt hatte.

Was man dagegen als Anerkennung so vieler Huld in seinem Amt und Beruf von ihm verlangte, war, wie es scheint, sehr gering; denn es erhellt: daß er größtentheils, oder vielmehr ganz, aus eignem Antrieb einer genauen Aufsicht über das Theater sich gewidmet, und mit Goethe das Geschäft: seinen Angelegenheiten und Interessen vorzustehen, getheilt habe. Gewöhnlich fanden die Proben neuer Stücke in einem der Häuser der beiden Freunde Statt; sie berathschlagten viel und freimüthig über alle diese Gegenstände. Schiller benutzte mit großem Eifer die ihm hier dargebotenen Mittel, sich immer mehr zu vervollkommnen; er nahm zu an Gewandheit in den mechanischen Einzelnheiten seiner Kunst; er ward durch stete Aufmerksamkeit auf das Theater, welches er jetzt fleißig besuchte, immer vertrauter mit dem, was er unerläßlich verlangte, und zu leisten im Stande war. Es dauerte nicht lange, als er mit der ihn charakterisirenden Erweiterung jedes Unternehmens nun begann, die neu erworbenen Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Vereint mit Goethe arbeitete er seinen Don Carlos und seines Freundes Egmont um, beides nach seinen letzten Ansichten der scenischen eigenthümlichen Anforderungen. Man beabsichtigte später auf dieselbe Weise die ganze Reihe der vornehmsten deutschen Schauspiele zu bearbeiten, und so einen Nationalstamm dramatischer, nach den besten Regeln geformter Stücke aufzustellen; ein weit umfassender Plan, der mit großem Erfolg immer weiter vorwärts schritt, so häufig ihn auch andere Arbeiten unterbrachen. Denn um diese Zeit war Schiller ganz mit seiner

„Maria Stuart" beschäftigt, welche im Jahr 1800 erschien.

Bei dieser Tragödie werden wir nicht lange verweilen. Sie behandelt einen Gegenstand, deren Ereignisse zu allgemein bekannt, und dessen Moral nicht sehr empfehlungswerth ist. Maria Stuart soll nur die Reue eines liebenswürdigen, verirrten Weibes darstellen; soll uns zeigen, wie ihre Seele durch Leiden, gänzliche Ergebung und Tod zu ihrer ursprünglichen Reinheit wieder erhoben wird. In dieser Tragödie sprechen sich nur schmerzlich klagende Gefühle aus, und das Ganze athmet tiefe Melancholie. Man erblickt hier in der Gegenwart nur Gewissensbisse, rings um sich her Gefängnißmauern, und vor sich das Grab! Doch der Zweck ist auch hier ohnstreitig erreicht. Wir sind gezwungen die Heldin zu lieben, ihr zu verzeihen; sie ist schön, unglücklich und hochherzig; und ihre auch noch so blutigen Verbrechen sind durch Jahre langen Kummer und Leiden entsühnt. Erwägt man noch: daß diese nicht die Folge berechneter Pläne, sondern einer mächtigen Leidenschaft waren, die ihr Herz bestürmte und es zwar auf eine Zeit lang verblenden, aber nicht gegen die furchtbare Größe derselben verhärten konnte; so erscheint sie weniger hassenswerth, als jene kalte vorsätzliche Schändlichkeit, der sie zum Opfer fällt. Elisabeth ist selbstsüchtig, herzlos, neidisch; sie sündigt gegen kein Gesetz, doch eben so wenig ist sie tugendhaft; und sie lebt siegprangend! Ihr trockener erkünstelter Charakter erhöht durch den Contrast selbst unser Mitgefühl für ihre verlassene, vom Schicksal verfolgte Nebenbuhlerin mit dem glühenden Herzen. Die zwei Königinnen, vorzüglich Maria, sind trefflich gezeichnet; ihre gegenseitigen Eigenschaften treten lebendig hervor, und erwecken alle Gefühle,

die sie in uns erregen sollen. — Mortimer, der kühne, ungestüme, leidenschaftlich Liebende, durch seine feurige Natur immer fortgetrieben, zieht uns selbst durch diese unbegränzte Kühnheit an. Die Sprache des Stücks ist von seltener Schönheit, und manche Scenen verdienen ganz besonders Lob. Hierunter gehört die Unterredung der beiden Königinnen, und dann vorzüglich das erste Heraustreten Marien's nach langer Gefangenschaft, wo ihr noch einmal vergönnt ist, ins heitere Blau des Himmels zu schauen. In dem Entzücken einer augenblicklichen Freiheit vergißt sie, daß sie noch eine Gefangene ist; sie redet zu den Wolken: „Ihr Segler der Lüfte, die ihr nicht dieser Königin unterthan seid;“ beschwört sie, jenem liebenden Herzen in ferne Lande Nachrichten von ihr hinüberzutragen. Gewiß hat Schiller die Wirkung, die er beabsichtigte, trefflich erreicht. „Maria Stuart“ hat große Schönheiten, und würde den Ruhm eines geringeren Genies begründet haben; doch dem seinen konnte sie nichts Wesentliches hinzufügen. Im Vergleich mit Wallenstein ist die ihr zum Grunde liegende Idee beschränkt und ihre Resultate nur gewöhnlich. Hier finden wir keine treu geschichtlichen Schilderungen; eben so wenig lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen. Das Bild des englischen Hofes steht nicht lebendig vor unsern Augen. Elisabeth gleicht mehr einer der französischen Medicis, als der staatsklugen, gefallsüchtigen, eigensinnigen, herrschsüchtigen, und doch im Ganzen redlich guten Königin Elisabeth. So reich sich auch wiederum in dieser Tragödie Schiller's Genius bewährt, so bringt sie doch verhältnißmäßig weniger Wirkung, besonders bei uns Engländern, hervor. Maria Stuart hat uns bereits in Prosa und Versen Thränen genug

gekostet; und die Personen, die sich durch die Moral oder das Interesse ihrer Lebensgeschichte, wie sie uns hier erzählt wird, tief erschüttern lassen, müssen eher zu einer besondern Menschenklasse als zur allgemeinen gezählt werden. Wir bemerken hier: daß Frau von Staël zu ihren vorzüglichsten Bewunderern gehörte.

Im darauf folgenden Jahr betrat Schiller ein Gebiet, welches ihm weit eigenthümlicher angehörte. Es erschien nehmlich 1801 seine „Jungfrau von Orléans.“ Die erste Veranlassung dazu gaben ihm mehrere Urkunden, die den Urtheilsspruch der Jeanne d'Arc und ihre Widerlegung enthielten, welche damals zuerst durch De l'Averdy von der Akademie der Inschriften bekannt gemacht wurden. Schiller hatte sie mit inniger Rührung gelesen, und sprach nun seine Gefühle in dieser Tragödie aus.

Man betrachte Jeanne d'Arc als poetischen oder geschichtlichen Gegenstand, so bleibt sie immer die wunderbarste Figur der neuern Zeit und bietet einen Charakter dar, den man aus den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachten kann; welche immer dem entsprechende mannichfache Gemüthsbewegungen hervorbringen werden. Den Engländern ihres Zeitalter, die bigott in ihrem Glauben und durch Jener Tapferkeit ihre eignen Pläne vereitelt sahen, erschien sie vom Teufel getrieben und ward folglich als Zauberin verbrannt. Shakespeare hat sie in seinen Dichtungen auf dieselbe Weise genommen. Voltaire'n, dessen recht eigenthümlichstes Geschäft es war, gegen jede Art des Aberglaubens zu Felde zu ziehen, erschien diese Tochter des Fanatismus nur als eine mondsüchtige Schwärmerin; und das Volk, das an sie glaubte und ihr anhing, etwas schlechter noch als wahnwitzig.

Der Ruhm dessen, was sie gethan, war vergessen, wenn man die Mittel betrachtete, durch welche jenes ihr gelungen; und die Jungfrau von Orleans ward als passender Gegenstand eines Gedichtes erwählt, welches das witzigste und zugleich das ruchloseste ist, dessen sich die Literatur jemals zu schämen hat. Unser berühmter Don Juan muß sich neben Voltaire's Pucelle verstecken. Juan's Biograph, in all' seinem Eifer, ist nur ein schuldloser Neuling an der Seite jenes Erzspötters. Offenbar Unrecht ist es: die Jungfrau von Orleans aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. So innige, tiefe Gefühle, wie die ihrigen, sollten nie ein Gegenstand des Spottes werden. Wer jemals irgend einem Zweck mit so glühender Aufopferung sich weiht, ist berechtigt, mindestens ernstere Gefühle in Anderer Herzen zu erwecken. In jedem Jahrhundert nimmt die Schwärmerei eine verschiedene Gestalt an; wiewohl in gewissem Grade erhaben, doch oftmals auch gefährlich, ist ihr eigenthümliches Wesen ein Hinneigen zu Irrthum und Uebertreibung; dennoch ist sie die Haupt-Eigenschaft großer Seelen, der wahre Adel des Geistes, aus dem alle Größe des Denkens und Handelns entspringt. Quicquit vult, valde vult ist immer der erste und sicherste Beweis geistiger Fähigkeit. Dieses Landmädchen, von innerem glühenden Drange getrieben, die Gemüther der Feldherren und Könige unter ihren Willen zu beugen, Kriegsheere in der Schlacht anzuführen, und siegreich ihr Vaterland von seinen Feinden zu befreien, muß offenbar die Elemente einer erhabenen Natur in sich vereinigen; hier sind die Gefühle der Großmuth, des Wohlwollens, erhabne Ideen und ein all' beherrschender Wille unverkennbar. Auch ist die Form nicht weniger geeignet alle diese Eigenschaften zu entwickeln, als so manche

andere hochgepriesene. Die üppigen Inspirationen der katholischen Kirche, sind eben so würklich als das Phantom des Ruhmes nach dem Tode; die Liebe zu unserm Vaterlande eben so lobenswerth als der Ehrgeiz oder die Grundsätze militärischer Ehre. Johanna muß in ihrem Wesen sich selbst unbewußt, fernher glänzende Träume, unaussprechliche Gefühle, und Gedanken, welche die Ewigkeit durchwanderten, in sich vereint haben. Wer kann sagen wie viel Kämpfe und Siege, wie viel Momente der Erleuchtung und des Entsetzens in ihrer einfachen Seele vorgingen. „Herzlose, spottende, Gott vergessene Franzosen" wie der alte Suwarow sie nennt, sind dieses edlen Mädchens nicht werth. Sie war zwar im Irrthum, doch nur eine großmüthige Seele konnte so irren, wie sie, und edle Menschen würden mehr gethan haben, als ihr zu verzeihen.

Nur ihr Verstand war verdunkelt, in Täuschung befangen; doch ihr Herz strahlt um so rührender hervor, gleich wie die Morgenröthe die Wolken, mit schöneren Farben, als selbst das Azur malt. Unter diesem Gesichtspunkt hat Schiller die Jungfrau von Orleans betrachtet, und gestrebt, uns eben diese Ansicht zu geben. Es scheint, daß sich zu diesem letztern Zweck mehrere Pläne auf einmal ihm boten. Seine erste Idee war: Johannen, und die Zeit, in welcher sie lebte, ganz in ihrer Wirklichkeit darzustellen; den Aberglauben, die Rohheit, das ganze Elend des damaligen Zeitpunktes, in seinem ganzen Umfange auszumalen, und dann uns zu zeigen, wie diese patriotisch fromme Schwärmerin, die Schreckenszeit durch ihr Erscheinen milderte, indem sie die wild tobenden Leidenschaften ihrer Landsmänner besänftigte; ihre Wuth gegen die Feinde Frankreichs richtete, bis sie selbst endlich

verlassen, zum Tode verurtheilt, auf den Scheiterhaufen starb; stets denselben hohen standhaften Glauben bewährend, der schon den Irrthum ihres Lebens veredelte und entsühnte und jetzt ihren schimpflichen Tod verherrlichte. Nach langem Prüfen ließ er von diesem allzuschweren Plane ab. Durch die neue Art der Behandlung fiel so manches Unschöne, schrecklich Rohe, was die Wirklichkeit entstellte und belastete, hinweg. Der Dauphin ist hier kein wollüstiger Weichling; eben so wenig ist sein Hof der Mittelpunkt des Lasters, der Grausamkeit und der Einfalt. Der gesammte Zustand des Elends der Zeit ist nur leicht berührt, die Jungfrau von Orleans aber in gewissem Grade mit einem Anstrich geheimnißvoller Würde bekleidet, die uns zuletzt als eine wirklich übernatürliche Gabe erscheint.

Ob dieses nun übernatürlich, und wenn dem so wäre, ob vom Himmel oder aus der Hölle gesandt, dieß weis sie, außer durch den Glauben, eben so wenig, als wir es bis zum Schluß des Stückes wissen.

Ob diese Anordnung nun ganz passend sey, ist die Frage und in der That oft bezweifelt worden. Doch in der innern Größe des Stücks verliert sich dieser äußere Makel; denn Johannen's Geist mit so feierlich erhebender Kraft geschildert, würde weit größere Verstöße übersehen lassen. Johanna ist ein reines Wesen, halb himmlischen Ursprungs; sie vereint die sanften Reize weiblicher Anmuth, mit der Ehrfurcht gebietenden Majestät einer Prophetin, eines Opfers, welches bestimmt ist, für das Vaterland zu sterben.

Nach Schiller's Ansicht war sie der Iphigenia der Griechen verwandt; und so hat er sie in vieler Hinsicht behandelt.

Das Elend, die Verwüstung des Landes, hatten in Johanna's eifrigem glühenden Herzen ein Feuer angezündet, welches ihre Einsamkeit und ihre innig religiösen Gefühle zur heiligen Flamme anfachte. Einsam sitzt sie bei ihrer Heerde, nahe der Bergkapelle der Heiligen Jungfrau, unter der alten Druiden-Eiche, ein bezauberter Ort, der Aufenthalt sowohl böser als guter Geister, und Visionen werden ihr dort offenbart, wie das menschliche Auge sie niemals sieht. Es scheint die Kraft ihres eignen Geistes sich in Gestalten, die auf denselben wieder zurückwirken, auszusprechen. Die Stärke des innern Antriebes selbst überzeugt sie, daß sie von oben berufen sey, ihr Frankreich zu befreien; die Kraft ihres eignen Glaubens überzeugt die Andern; sie geht hinaus, ihre Sendung zu vollführen; Alles beugt sich vor dem feurigen Ungestüm ihres Willens; sie ist begeistert, weil sie sich dafür hält. Es liegt so etwas unendlich Schönes und Rührendes in jener edlen Schwärmerei, die unter Druck und Hindernissen in der tiefsten Seele genährt, zuletzt mit überwältigender Kraft hervorbricht, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Die Hindernisse, die sie so lange verbargen, werden nun eben so viel Zeugen ihrer Gewalt; selbst die Befangenheit, die Schwäche, der Irrthum, welche zum Theil ihr noch anhangen, erhöhen unser Mitgefühl, ohne unsere Bewunderung zu vermindern; es erscheint, der hart bestrittene, und nicht gänzlich durchgeführte Triumph, doch immer noch als ein Triumph der Seele über das Geschick, des menschlichen Willens über materielle Nothwendigkeit.

Alles dieses fühlte Schiller, und hat sich in der Darstellung desselben fast übertroffen. Die geheimen Triebfedern in Johanna's Seele sind in religiöses Dunkel eingehüllt; doch die Antriebe zu äußerer Thätigkeit sind

uns klar; wir erkennen den hohen Heldenmuth ihrer Gefühle; sie rührt uns bis ins tiefste Herz. Die stille fromme Unschuld ihrer frühern Jahre, wo sie schweigend in sich selbst zurückgezogen lebte, sanft und freundlich, obgleich ohne allen Verkehr mit Menschen, erweckt unsere Liebe für sie; der himmlische Glanz, der ihr nachheriges Leben erleuchtet, steigert unsere Liebe zur Ehrfurcht.

Ihre Worte und Handlungen vereinigen überwiegende Kraft, mit ruhiger anspruchloser Würde: es scheint uns klar zu werden, warum sie allgemein überzeugend seyn mußten. Johanna ist das edelste Wesen in dem Trauerspiel. Sie steht vor uns zart und lieblich, mit mildem aber geistvollem Antlitz; „schön und furchtbar" das Panier der Jungfrau vor den Kriegern ihres Vaterlandes hertragend; stark durch die verzückte Begeisterung ihrer Seele, unwiderstehlich durch den Glauben: „ein niederes Hirtenmädchen," größer in ihrer edeln Einfalt, als alle Könige und Königinnen dieser Welt. Doch ist ihr Herz für menschliche Empfindungen nicht ganz unzugänglich, ihr Glaube nicht so unerschütterlich, daß er nicht einmal wanken sollte. Wenn jene unerbittliche Rache, welche ihr Ohr für die Stimme des Mitleids gegen Frankreichs Feinde verschloß, plötzlich bei Lionells Anblick schweigt, und ihr Herz die erste Berührung einer irdischen Neigung empfindet, eine finstere Wolke ihr heiteres Gemüth überschattet: da scheint es als sei der Himmel von ihr gewichen, als habe er bösen Geistern oder irdischen Träumen die Macht gegeben, sie zu täuschen.

Die Qualen ihrer in endlosen schauerlichen Labyrinthen des Zweifels, einherirrenden Seele sind kräftig geschildert. Sie hat den König in Rheims gekrönt, alles ist Freude, Pomp, Jauchzen, Anbetung für Johanna;

nur Johanna theilt die Freude nicht. Der Anblick ihrer armen, doch guten und treuherzigen Schwestern bewegt sie bis ins Innerste der Seele. Mitten im Tumult und Gepränge dieses königlichen Triumphes, versinkt sie in Träumereien; ihr kleines von friedlichen Bergen umgebenes heimathliches Thal mit seinen Strohhütten und seinen freundlichen grünen Triften, schwebt ihr vor Augen; vielleicht eben jetzt bestrahlt es die Sonne so glänzend, sein Himmel ist so blau und alles so still, so heimisch und sicher. Sie seufzt nach dem Frieden jener verlornen Heimath; und schaudert bei dem Gedanken, sie nie wieder zu sehen. Von ihrem eignen streng frommen und melancholischen Vater der Zauberei angeklagt, entgegnet sie kein Wort zu ihrer Vertheidigung, denn in ihrem Herzen ist es Nacht, es ist durch irdische Liebe verletzt, und sie wagt es nicht ihre Gedanken zum Himmel emporzuheben. Von ihren Schwestern getrennt; ausgestoßen von dem Volk, das sie vor Kurzem erst der Verzweiflung entrissen hatte, irrt sie ohne Ziel einsam und trostlos einher; doch erliegt sie nicht unter dieser schweren Prüfung: und in dem Maße wie äußere Leiden auf sie einstürmen, wie die Menschen sie verlassen, wird ihr Geist heller und kräftiger, und ihr ganzes Selbstvertrauen kehrt zurück. Jetzt steht sie noch fester in unserer Bewunderung als zuvor, Zärtlichkeit gegen sie, vereinigt sich mit unsern übrigen Gefühlen; ihr Glaube ist durch einen harten Glückwechsel geprüft worden. Ihre Landsleute sahen ihren Irrthum ein; Johanna endet ihre Laufbahn durch einen glorreichen Tod; und in der feierlichen Stimmung heroischen Mitleids nehmen wir von ihr Abschied.

Johanna ist das belebende Princip dieses Trauerspiels; die Scenen, welche ihren Charakter, ihre Gefühle

entwickeln, machen den größten Zauber desselben aus. Doch sind auch noch andere Personen darin, welche einen bestimmten und angenehmen Eindruck in uns zurück lassen. Agnes Sorel, die sanfte, schmachtende, großmüthige Geliebte des Dauphin mildert und erhebt zugleich der Jungfrau strengere Schönheit. Dünois, der Bastart von Orleans, Johanna's Verehrer, ist ein derber, freimüthiger, nachdenkender Soldat, und als solcher gut gezeichnet.

Talbot der graue Veteran, schildert seine düstere ungläubige und unbesiegbare Seele in wenigen aber treffenden Zügen: starr und ungebeugt geht er der gänzlichen Vernichtung entgegen, und verachtet das Schicksal, das ihn zu Grunde richtet.

Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.

Wenige zerstreute Auszüge mögen unsern Lesern einige dieser untergeordneten Personen vor Augen führen, obgleich sie uns von der Jungfrau keinen Begriff geben. Johanna's Charakter kann man, wie jedes vollendete Kunstwerk, nur beurtheilen, wenn man, ihn in allen seinen verschiedenen Beziehungen gesehen hat. Nicht in abgerissenen Theilen sondern als ein Ganzes wirkt die Zeichnung auf uns, durch kleine mannichfaltige Züge rührt sie unser Herz, bis es in jenes sanfte Entzücken schmilzt, das gleich frei von dem Ungestüm und der Unlauterkeit der Natur, den höchsten Triumph des Künstlers ausmacht.

Act III. Scene IV.

Der Dauphin mit seinem Gefolge: nachher Johanna. (Sie ist im Harnisch aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.)

Dunois (tritt vor).

Mein Herz erkor sie, da sie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heil'gen Bischofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürstlichen Gemahlin,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

Karl.

Unwiderstehlich Mädchen, du häufst Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich ist. Du hast dieß stolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor).

Johanna's schönster Schmuck,
Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten ist sie werth,
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erheben.
Sie strebt nicht schwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwey treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!

— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzweyn? Es kann sie Einer nur besitzen,
Und jeden acht' ich solches Preises werth.
So rede du, dein Herz muß hier entscheiden.

Sorel (tritt näher).

Die edle Jungfrau seh' ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham,
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundinn zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der fest verschlossnen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schwesterlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegnen Busen
Darbieten darf. — Man laß' uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen).

Also sey's!

Johanna.

Nicht also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edlen Frau nichts zu vertraun,
Deß ich vor Männern mich zu schämen hätte.
Hoch ehrt mich dieser edlen Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüstung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.

Ich bin die Kriegerinn des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattinn seyn.

Erzbischof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtinn ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verläugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir sind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen.
Doch mitten durch sie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber alles wird vollendet seyn,
Wenn wir zu Rheims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtinn
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

Karl (ihre Hand fassend).

Dich treibt des Geistes Stimme jetzt; es schweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen,
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In Jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Thränen süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß — dieß Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du rettend Tausende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirst du enden!

Johanna.

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?

Weh' mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte, und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es ist umsonst, sie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blase!
Mich presst und ängstigt diese Waffenstille;
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

Scene V.

Ein Ritter (eilfertig).

Karl.

Was ist's?

Ritter.

Der Feind ist über die Marne gegangen,
Und stellt sein Heer zum Treffen.

Johanna (begeistert).

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Bande frey.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren.

(Sie eilt hinaus.)

Karl.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, Euch sporn' ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr sollt mit mir zufrieden seyn.

Karl.

Ich selbst
Will Euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn).

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir sagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orchester fällt ein bei offner Scene und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Scene begleitet.)

Scene VI.

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freye Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

Talbot auf Fastolf gestützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot.

Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,
Und Ihr begebt Euch in die Schlacht zurück.
Ich brauche keines Beystands, um zu sterben.

Fastolf.

O unglückselig jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!

Talbot.

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geschmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn. — Rheims ist verloren.
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf).

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüßig bin ich dieser Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den Feldherrn
An einen sichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten;
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unsinn, du siegst und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Milord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — Denkt
An Euern Schöpfer.

Talbot.

Wären wir als Tapfere
Durch andere Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitsvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand).

Milord, fahrt wohl! Der Thränen schuldigen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Loose schüttelt.
Auf Wiedersehn in einer andern Welt;
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.
(Geht ab.)

Talbot.

Bald ist's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth. —

Scene VII.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze ist erstürmt.

Dunois.

Der Tag ist unser.

Karl (Talbot bemerkend).

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreywillig schweren Abschied nimmt?

Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann.
Geht, springt ihm bey, wenn ihm noch Hülfe frommt.
(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Fastolf.

Zurück; bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nah'n gewünscht!

Burgund.

Was seh' ich! Talbot liegt in seinem Blut!
(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt.)

Fastolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen.
— Erst jetzo, Sire, begrüß' ich Euch als König:
Die Krone zitterte auf Euerm Haupt,
So lang ein Geist in diesem Körper lebte.

Karl
(nachdem er den Todten stillschweigend betrachtet).

Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!
(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)
Fried' sey mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.

Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabschrift sey der Ort, wo man ihn findet.
u. s. w.

Scene IX.

(Eine andere öde Gegend des Schlachtfelds. Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.)

Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.

Johanna.

Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen. Mir
Ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhasst in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer bist du? Oeffne dein Visier. — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Daß mir das Unglück an der Seite steht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbene Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreyt, es haßt
Die Treu' und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna.

Was heißest du in Mitte meines Laufs
Mich stillestehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt. — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten;
Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
Und Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör meine Warnung!

Johanna.

Wer bist du doppelzüngig falsches Wesen,
Das mich erschrecken und verwirren will?
Was maßest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du stehst
Mir Rede, oder stirbst von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter

(berührt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen).

Tödte, was sterblich ist!

(Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter versinkt.)

Johanna

(steht anfangs erstaunt, faßt sich aber bald wieder).

Es war nichts Lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehn.)

Scene X.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchte, rüste dich zum Kampf — Nicht Beyde
Verlassen wir lebendig diesen Platz.

Du hast die Besten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinem Busen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile sein Geschick.
Und daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsers Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.

(Er dringt auf sie ein; nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloses Glück.

(Er ringt mit ihr.)

Johanna

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten).

Erleide, was du suchtest,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In diesem Augenblicke sieht sie ihm ins Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.)

Lionel.

Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.)

Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

Johanna (mit abgewandtem Gesicht).

Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich hasse dich und dein Geschenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabscheut, der dich tödten wollte.

Johanna.

Tödte mich
— Und fliehe.

Lionel.

Ha! was ist das?

Johanna (verbirgt das Gesicht).

Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher).

Du tödtest, sagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonen?

Johanna

(erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken).

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigsten Beängstigung).

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel
(betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher).
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührst mich, du hast Großmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

Johanna.
Fort! Entfliehe!

Lionel.
Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entsage dieser gräßlichen
Verbindung — Wirf sie von dir diese Waffen!

Johanna.
Ich bin unwürdig, sie zu führen?

Lionel.
Wirf
Sie von dir, schnell, und folge mir!

Johanna (mit Entsetzen.)
Dir folgen!

Lionel.
Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber säume nicht.
Mich fasst ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(Bemächtigt sich ihres Armes.)

Johanna.
Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden —

Lionel.

Ich beschütze dich!

Johanna.

Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels.

Lionel.

Werd' ich dich wiedersehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieses Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiedersehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Rasender, du wagst es?

Lionel.

Jetzt weich' ich der Gewalt, ich seh' dich wieder!

(Er geht ab.)

Die Einführung eines übernatürlichen Waltens so wie die Abweichung von der historischen Wahrheit am Ausgang des Stücks, ist von deutschen Kunstrichtern sehr getadelt worden: Wir erinnern uns, daß Schlegel Johanna's Ende „einen rosigen Tod" nennt. Dieser dramaturgische Streit kann für den blosen Leser von wenig Interesse seyn. Sobald der Dichter von uns den Glauben an Erscheinungen und Wunder begehrt, so stört dieß allerdings einen Augenblick unsere Täuschung: doch in dieser

Geschichte sind die Wunder nur selten, schnell vorübergehend, und in den allgemeinen Gang der Handlung nicht eingreifend; unsere Vernunft beunruhigen sie nicht sehr, und dienen vielleicht noch dazu, die Heldin in unserer Vorstellung zu erhöhen. Immer ist es die rein menschliche Größe von Johanna's Geist; die hohe Andacht die sie begeistert, das großmüthige Wohlwollen, die unerschütterliche Entschlossenheit, welche uns Liebe und Verehrung gebietet. Der himmlische Befehl ist blos das Mittel um diese Eigenschaften zu entfalten, und sie dem Geist ihres Zeitalters angemessener zu machen. Eine eben so begeisterte, eben so verschönerte Johanna ohne die Hülfe solcher Fabeln hervorzubringen, müßte allerdings dem Dichter eine noch größere Genugthuung gewährt haben; aber es ist die Frage, ob dieß nicht auch die Schwierigkeiten gesteigert hätte. Die Gedanken, die Charaktere, sind nicht nur sehr richtig, sondern ausgezeichnet schön; die Ereignisse, das letzte ausgenommen, sind möglich, ja sogar wahrscheinlich; und das übrige ist kein großer Fehler.

Nach allen gemachten Einwendungen, wovon diese gewiß etwas Gewicht hat, bleibt doch immer die Jungfrau von Orleans, eines der schönsten neueren Trauerspiele. Vielleicht ist es unter allen Schillerschen Stücken dasjenige, welches am meisten den Stempel jener Kraft, die man Genie nennt, im eigentlichsten Sinne des Wortes trägt. Wallenstein ist durchdachter, er verräth mehr Kenntnisse, mehr Schaffungskraft, doch nur aus einzelnen Theilen strahlt uns jener überirdische Glanz entgegen, wovon dieses Stück durchgängig erleuchtet ist. Hier ist der Geist des romantischen Zeitalters herauf beschworen; nur im Ganzen erhöht, veredelt und verschö-

nert. Es ist was die Kunstrichter idealisirt nennen. Wen die Jungfrau von Orleans nicht bewegt, dessen Herz muß kalt, dessen Einbildung muß träge seyn.

In Deutschland trat dieser Fall nicht ein: das Werk fand eine äußerst schmeichelhafte Aufnahme. Die Hauptidee paßte für den Geist der Deutschen; die Ausführung entflammte Herz und Phantasie des Volkes; es war stolz auf seinen großen Dichter; und fand ein wahres Entzücken darin: sich für seine poetischen Erzeugnisse zu begeistern. Als dieses Stück zum erstenmal in Leipzig aufgeführt wurde, und Schiller sich im Theater obwohl nicht unter dem Publicum befand, zeigte sich dieses Gefühl auf eine etwas auffallende Weise. Nachdem der Vorhang beim ersten Akt gefallen war, erhob sich von allen Seiten der Freudenruf: „Es lebe Friedrich Schiller!" von Trompeten und Pauken und anderer Militairmusik begleitet: nach Beendigung des Stückes, verließ die ganze Versammlung ihre Plätze und drängte sich an die Thür, woraus man glaubte daß der Dichter kommen würde; kaum zeigte er sich, so traten seine bewundernden Zuschauer in zwei Reihen, entblößten die Köpfe, und bildeten eine Gasse; und während er mitten durch wandelte, hielten, wie man erzählt, Viele ihre Kinder in die Höhe, und riefen: Das ist er! *)

*) Eine ähnliche Beifallsbezeugung und doch von sehr verschiedener Art empfing Schiller bei der Aufführung der Johanna in Weimar. Es mußte ihm, der das dortige Publicum kannte und schätzte, sehr auffallen, als ihm ein junger Doctor S— ein sehr lautes „Bravo Schiller!" vom Balkon zurief. Unwillig darüber zischte der Dichter sehr laut, das Publicum stimmte mit ein. Er äußerte zugleich laut sein Mißfallen über dieses Bravorufen und dem jungen

Welch ein stolzer doch auch zugleich rührend peinlicher Moment muß dieß für Schiller'n gewesen seyn, vielleicht behielt diese letzte Empfindung gerade jetzt die Oberhand. Ein solcher lärmender feierlicher tumultuarischer Beifall, war nicht nach Schiller's Geschmack: der Triumph den er gewährt, ist, wenn gleich groß, doch plump; und Schiller's bescheidene Natur, statt die öffentliche Bewunderung aufzusuchen, vermied dieß vielmehr. Er liebte die Menschen und heuchelte keine Verachtung ihres Beifalls; doch war dieß in keiner Art sein Hauptbeweggrund. Er fand in der Ausübung der Kunst sowie in der Tugend selbst, seine Belohnung; seine Beschäftigung gewährte ihm Freude wegen der damit verbundenen Wonne des Gemüths. Die Dichtkunst war die edelste Gabe seines Geistes; und er fand Vergnügeu daran sie zu pflegen: in andern Dingen wünschte er nicht, daß seine Gewohnheiten oder Genüsse von denen der übrigen Menschen abweichen möchten.

In Weimar glich seine jetzige Lebensweise ganz seiner frühern in Jena: sein Geschäft bestand im Studiren und Dichten; Erholung fand er theils in seinem Familienkreis, wo er sich jeder ernsten oder tändelnden Gemüthsstimmung hingeben konnte, theils in dem offenen und fröhlichen Umgang mit einigen Freunden. Mit letzteren hatte er einen kleinen geselligen Clubb gebildet, dessen Zusammenkünfte ihm ein regelmäßiges unschuldiges Vergnügen gewährten. Er liebte stets noch die einsamen Spatziergänge; in den bedeckten Laubgängen und entfernten Alleen des Weima-

---

Gelehrten ward, auf Veranstaltung des Hofes, diese unschicklich angebrachte Beifallsbezeugung einigermaaßen von der Polizei verwiesen.

rischen Parkes konnte man ihn oft mit seiner Schreibtafel in der Hand einher wandeln sehn; bald ging er langsam, bald stand er still, bald schritt er hastig vorwärts; sobald er Jemand sah, entschlüpfte er schnell in einen andern Gang, um in seinen poetischen Träumen nicht gestört zu werden. †)

„Eins seiner Lieblingsplätzchen war," so erzählt man, „der düstere Hecken- und Felsengang bei dem römischen „Hause (einem unter Goethe's Direction erbauten Groß- „herzoglichen Lusthause). Er saß dort öfters im Dunkel „der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, „vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel „einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und „wo einige Verse von Goethe'n in einer braunen Stein- „platte im Felsen eingegraben sind."

Noch immer fuhr er fort des Nachts zu studiren: den Morgen brachte er mit Frau und Kindern, oder andern schon erwähnten Zeitvertreiben zu; den Mittag sah er durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte, schrieb Briefe, oder besuchte seine Freunde. Die Abende fand er sich oft im Theater ein; dieß war der einzige öffentliche Vergnügungsort, den er je besuchte; auch geschah dieß nicht des Vergnügens wegen: sondern es war sein Observatorium, wo er die Wirkungen der Scenen und ihrer Situationen

†) Alles was er darzustellen sich vorgenommen hatte, arbeitete er erst völlig im Kopfe aus, ehe er eine Zeile niederschrieb. Fertig war ihm ein Werk, welches sein völliges Daseyn in seinem Geiste hatte, und daher mochte es wohl kommen, daß oft im Publicum das Gerücht erscholl, als wenn er dieses oder jenes vollendet habe, wozu er noch keine Feder angesetzt hatte. Jördens Lexicon §. Schiller.

beobachtete, neue Kunstpläne entwarf oder ältere verbesserte. Gegen die Schauspieler war er gütig und freundlich: an Abenden wo sie eins seiner Stücke mit Glück, oder zum erstenmal dargestellt hatten, pflegte er die Hauptakteurs zu einem Abendessen auf das Stadthaus einzuladen, wo die Zeit unter fröhlicher Unterhaltung verging; sehr häufig mußte Herr Genast die Predigt des Kapuziners aus Wallensteins Lager sprechen. Schiller kehrte, ausgenommen bei dergleichen seltenen Veranlassungen, aus dem Theater geradeswegs in sein Haus zurück, um dort seine mitternächtliche Lampe anzuzünden, und seine ernsten Arbeiten zu beginnen.

Bei seinem eifrigen Streben nach Vervollkommnung in der dramatischen Dichtung blieb auch jetzt der natürliche Erfolg nicht aus: Die Anforderungen seines Geschmacks standen seinem schöpferischen Genie nicht länger im Wege; und waren ihm zuletzt zur zweiten Natur geworden. 1803 erschien ein neuer Beweis seines fruchtbaren Geistes, und zugleich seines Ringens nach höherer Ausbildung. Die Braut von Messina, war ein Versuch, einen neuen Stoff und neuere Ansichten in ein antikes Gewand zu kleiden. Das Princip worauf das Interesse des Stücks beruht ist das Schicksal der Alten; der Plan ist äußerst einfach; auch ist ein Chor eingeführt über dessen Natur und Anwendung sich in der Vorrede eine gründliche Untersuchung befindet. Der Versuch indeß fiel nicht glücklich aus: trotz einer Menge einzelner Schönheiten in der Braut von Messina verfehlte doch das ganze Stück seine Wirkung; es bewegt uns nicht, und der große Zweck des Trauerspiels bleibt unerreicht.

Der Chor, den Schiller von den griechischen Mustern abweichend, in zwei streitende Partheien getheilt hat,

und der mit seinen Führern kommt und geht, ist unter seinen Händen das Werkzeug geworden, um viele poetische Ergüsse anzubringen; doch das Fortschreiten der Handlung wird dadurch verzögert; unser Mitgefühl vertheilt und zerstreut; und unsere Theilnahme an Manuels und Cäsars Schicksalen und Plänen erstreckt sich auf die Schicksale und Pläne des Mannes im Allgemeinen. Wegen seiner schönen und rührenden Schilderungen, seiner sinnig erhabenen Gedanken, Gefühlen und Bildern, die uns in einfach kräftiger und eindringlicher Sprache vorgeführt werden, verdient dieß Trauerspiel einen hohen Rang unter den neuen Dichtungen. In diesem Stück weht ein Hauch jugendlicher Zartheit und Gluth, dessen Eindruck ungleich erhöht wird durch die ihr beigesellte greise Erfahrung, deren Erinnerung durch Malancholie verdunkelt, ja deren Hoffnung nur trübe und feierlich ist. Das unversöhnliche Schicksal welches die beiden Brüder, wegen der Schuld eines vorhergegangenen Geschlechtes zu gegenseitiger Feindschaft, zum gegenseitigen Untergang verurtheilt, eine Mutter und Schwester mit ins Verderben zieht, breitet eine düstere Farbe über die ganze Dichtung aus; die Charaktere der feindlichen Brüder lassen uns nicht kalt, wir bemitleiden die unglückliche und liebenswürdige Beatrix als das Opfer ihrer Fehde. Demohngeachtet ist zu wenig Handlung in diesem Stück; die Begebenheiten sind durch ernste Betrachtungen zu weit ausgesponnen; das Interesse stockt, schwankt, und verfehlt zuletzt seine volle Wirkung. Lange wird die Braut von Messina, wegen der darin gelungenen Versuche, einer zarten rührenden, ja bisweilen wunderschönen lyrischen Poesie, ein sorgfältiges Studium verdienen; aber als

Muster einer neuen Form, als Drama hat es keine Nachahmer gefunden, und wird auch schwerlich welche finden.

Für dieß gegenwärtige, einigermaßen verunglückte oder falsch berechnete Unternehmen, fand Schiller im nächsten Jahre reichlichen Ersatz. Wilhelm Tell erschien 1804, und ist eins von Schiller's schönsten Drama's; es stellt den höchsten Triumph des Genies im Verein mit der Kunst verwirklicht dar. Wie die Göttin der Freiheit zuerst in unsere neue Welt hernieder steigt, wie ihre Fahne zuerst auf jenem Felsengipfel Europa's weht, dieß wird hier in einem würdigen Styl geschildert.

Im Tell ist weder falscher Flitterglanz, krankhafte Verfeinerung, noch deklamatorische Empfindsamkeit. Alles ist gerade, einfach, und der Natur angemessen; doch ausgeschmückt, geläutert und veredelt, ohne daß die Schilderung an Treue verliert. Eine frische gesunde Luft weht uns daraus an, wir befinden uns mitten unter biedern, harmlosen unerschrockenen Landleuten, die von Lastern unbefleckt, und von den verdorbenen Grundsätzen künstlicher und verkehrter Lebensverhältnisse noch nicht angesteckt sind. Der erste Aufzug versetzt uns in die Alpen. „Man sieht „ein hohes Felsenufer des Vierwaldstädtersees, Schwytz „gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine „Hütte ist unweit dem Ufer. Fischerknabe fährt in einem „Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen „Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Son„nenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich „die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rech„ten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge. „Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhrei„hen, und das harmonische Geläut der Heerdenglocken.“ —

Dieser erste Eindruck verläßt uns nicht wieder; wir befinden uns auf einem Schauplatz, wo alles groß und lieblich ist; doch es ist die Größe und Lieblichkeit einer anspruchslosen unverdorbenen Natur. Diese Schweitzer sind weder Arkadische Schäfer, noch gelehrte Patrioten; es ist weder von Krummstäben, noch Gefäßen von Buchenholz die Rede, sie sprechen weder vom geselligen Vertrag noch von den Rechten des Menschen. Es sind biedere Leute, welche durch Unterdrückung dahin gebracht worden, ihre Vorrechte zu behaupten; und sie gehen dabei wie Männer zu Werke, die ihr Vorhaben mit Ernst betreiben, und sich nicht bei schönen Gefühlen aufhalten.

Es sind weder Philosophen noch Tribunen — sondern offene muthige Landmänner; selbst im Rütli verläugnen sie ihre gewöhnliche Denkungsweise nicht; der zuerst ankommende Haufe ruft in einer harmlosen Anwandlung von Eitelkeit aus: „Wir sind die ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.“ Sie haben keine Privilegien oder schriftliche Verträge, auf welche sie sich berufen können; aber sie haben die angestammten, durch Sagen auf sie übertragenen Rechte ihrer Väter, kühne Herzen und starke Arme, um dieselben zu schützen. Die Regel, nach welcher sie handeln, ist nicht von weit hergeholten logischen Sätzen durch schöne Gedankenfolgerungen abgeleitet, sondern sie ist das große Resultat der Erfahrung, die der alte Landmann auf den Sohn verpflanzte. Diese Darstellung wahrer Menschlichkeit, diese in alten Sprüchwörtern und praktischen Klugheitsregeln versinnlichte Weisheit; diese in der ruhigen anspruchlosen Erfüllung der niedrigsten Pflichten entfaltete Größe, hat etwas ganz besonders Anziehendes. Wahrheit geht über Erdichtung: wir fühlen uns unter diesen biedern Leuten heimisch: und ihr Schicksal

flößt uns mehr Theilnahme ein, als das aller schreienden, schalen, empfindelnden Theaterhelden. Allein uns diese Theilnahme einzuflößen, dieß war eben die höchste Aufgabe der Kunst; sie mußte die Natur nachahmen, uns ein, durch die Kraft des Genies verschönertes und veredeltes Abbild geben, und doch in jedem Zuge die Aehnlichkeit beibehalten. Der höchste Grad von Kunst ist, daß sie sich selbst vor unsern Augen verbirgt: jedermann glaubt, er könne diese Bauern eben so gut wie Schiller zeichnen, jedoch unter jeder andern Hand als der eines echten und kräftigen Dichters, arten sie bald in zurückstoßende Plumpheit, oder widrige Abgeschmacktheit aus. Unter Englands Schriftstellern erinnere ich mich keines einzigen, der sich in dergleichen Gegenständen mit solchem Glück wie Schiller versucht hätte. Ein mächtiger aber unglücklicher Geist, hat unter ganz andern Verhältnissen, und mit ganz andern Mitteln, gezeigt, daß er es ihm hätte gleich thun können: des Hüttners Sonnabend Abend von Burns, ist in seiner bescheidnen Einfalt — simplex munditiis — eben so ruhig schön, als die Scenen im Tell. Kein Anderer hat sie erreicht; obwohl einige Personen von Geist es versucht haben. Wordsworth ist kein gewöhnlicher Mensch; und auch seine Krämer, seine Blutigel-Sammler, Männer des Thals, haben ihren Reiz und ihre Moral; doch neben Rösselmann, dem Priester, Ullrich dem Schmidt, Hans auf der Mauer, und den andern kräftigen Verbündeten vom Rütli, sinken sie zu winselnden Gecken herab.

Die Geschicklichkeit, womit die Begebenheiten in diesem Stücke verkettet sind, entspricht der Wahrheit in der Charakterzeichnung vollkommen. Die ersten Ereignisse des Schweitzerischen Freiheitskriegs wie sie Tschudi oder

Müller erzählen, sind in diesem Stücke Schiller's bis auf die kleinsten Einzelheiten aufbewahrt. Die Schönheit dieser Schilderungen spricht jedermann an; ihre Treue überrascht jeden Leser der in der Schweitz gewesen ist. Schiller sah den Schauplatz seines Stückes nie; doch sein Fleiß, seine schnelle Auffassungsgabe ersetzen diesen Mangel gänzlich.

Berg und Bergbewohner, Verschwörung und That, alles steht uns in seiner wahren Gestalt vor Augen, alle von dem milden Sonnenschein dichterischer Phantasie beleuchtet. Geßler's Tirannei, und das Elend worein sie das Land versetzte; die Erbitterung und zugleich der beharrliche Muth des Volkes; die Charaktere desselben und die seiner Anführer, als: Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal; ihre Anstrengungen und der endliche Erfolg halten uns, wie sie hier beschrieben sind, in beständiger Spannung. Dieß Stück ist eben so reich an Handlung, als die Braut von Messina arm daran ist.

Doch ohne Zweifel ist der Charakter Tell's, des Helden der schweitzerischen Empörung und des gegenwärtigen Drama's, am schönsten gezeichnet. Im Tell sehen wir alle Eigenschaften eines großen Mannes vereinigt, ohne die Hülfe der Erziehung oder große Veranlassungen die sie entwickelten, zugleich zu gewahren. Seine Kenntnisse hat er sich durch eigne Erfahrung erworben, und diese beschränkt sich auf die Berge seines Heimathslandes: er kannte weder Belehrung noch Beispiele glänzender Tugend; weder von Außen noch von Innen wurde er zum Streben nach Ruhm aufgefordert; er ist als einfacher Alpenbewohner unter einfachen Alpenbewohnern zum Mann aufgewachsen, und hat nie nach etwas Besserem gegeizt. Indeß

entdecken wir bald in ihm einen tief denkenden ernsten Geist, der nach Thätigkeit dürstet, jedoch durch die heilsamen Gebote der Klugheit in seinen Schranken gehalten wird; ein wohlwollendes großmüthiges Herz, dem Prahlerei und Furcht gleich fremd sind. Gerade dieser frische Anstrich des Landmanns, diese anspruchlose Biederkeit ist es, welche die große Schönheit in Tell's Charakter ausmacht: alles ist natürlich, er deklamirt nicht: er verschmäht es von edelm Benehmen viel zu schwatzen, er zeigt es vielmehr durch die That. Von seiner Freiheit spricht er wenig, weil er stets im Genuß derselben gewesen ist, und weil er fühlt daß er sie immer vertheidigen kann. Die Gründe warum er Geßlern vernichten will, sind weder von Rechtsgelehrten, noch Schriftstellern über die Moral, sondern von dem ewigen Naturtrieb entlehnt; weil sonst Tells Weib und Kinder durch ihn zu Grunde gerichtet werden. Die Scene, wo dieser friedliche aber unbezwungene Bogenschütz auf Geßler in dem Hohlweg zwischen den Felsen bei Küßnacht lauert stellt jenen in auffallendem Lichte dar. Frühere Scenen haben uns Tell unter mannigfaltigen liebenswürdigen, und interessanten Beziehungen gezeigt; wir wußten, daß er eben so zartfühlend als tapfer war, daß er gern die Bergesgipfel bestieg, und in stillen Träumen sich dem Eindruck dieser wild erhabenen Naturschönheiten hingab; wir sahen ihn als den zärtlichsten Vater und Gatten; mitten in der Gefahr unerschrocken, bescheiden, entschlossen, sein Leben wagend um dem Bedrückten Hülfe zu bringen. — Doch hier ist sein Geist in einer feierlich ernsten Stimmung; die Triebfedern seiner Handlungen treten uns in diesem heißen Kampf mit mehr Klarheit vor die Augen. Der Name Mörder entmuthigt plötzlich sein unbefangenes furchtloses Gemüth und den-

noch ruft ihm der Gedanke an Weib und Kinder kräftig zu, daß es hier kein anderes Mittel giebt. Geßler muß sterben: Tell schwur es tief im Innersten seiner Seele, als ihn das Ungeheuer zwang, nach dem Kopf seines Knaben zu zielen; und seinen Schwur will er halten. Seine Gedanken schweifen hin und her, doch unabänderlich ist sein Wille; der freie friedliche Bergbewohner muß Menschenblut vergießen: wehe denen die ihn dazu reizten!

Reisende kommen den Pfad entlang; ihre Sorglosigkeit um das was der nächste Tag herbeiführen wird, steht mit Tells dunkeln unheilbringenden Plänen im vollkommnen Gegensatz. Die oberflächliche unschuldige Schwatzhaftigkeit Stüssis des Flurschützen, das mütterliche Ungestüm von Armgarts Weib, der hartherzige Uebermuth Geßlers, die uns hinter einander vor die Augen treten, geben der Zeichnung einen Anstrich von Wahrheit, und verstärken den Eindruck der letzten Begebenheit:

Act IV. Scene III.

Die hohle Gasse bey Küßnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einer der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ichs — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort musst du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderschen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweyten zu versenden.

Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

(Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,

Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's worauf er lauert,
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitre Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie auf seinen Bogen gelehnt; Stüssi der Flurschütz gesellt sich zu ihm.)

Stüssi.

Das ist der Klostermey'r von Morlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreyt und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es giebt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Roß,

Daß es vor Marter todt zu Boden sinkt,
Und er zu Fuße ankommt bey dem König.

Tell.

Dem Schwachen ist seine Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern, und stellt sich an den Eingang des Hohlweges).

Stüssi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

Stüssi.

Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim sitzt bey den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Wegs.)

Stüssi.

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüssi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr seyd aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt).

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Wasser

Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen.

(Tell steht auf.)

Armgart (kommt vorwärts).

Der Landvogt kommt nicht!

Stüssi.

Sucht Ihr was an ihn?

Armgart.

Ach, freylich!

Stüssi.

Warum stellet Ihr Euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frießhardt

(kommt eilfertig den Weg herab, und ruft in die Scene).

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(Tell geht ab.)

Armgart (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene, Geßler und Rudolph der Harras, zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüssi (zum Frießhardt).

Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.

Stüssi.

Ihr war't zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk ich dran—

Stüssi.

O bleibt, erzählt!

Frießhardt.

Laß mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(Ab.)

Stüssi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bey noch Feuer.
(Er sieht sich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?
(Geht ab).

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun—Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr seyn in dem Lande oder der Kaiser.

Armgart.

Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring ich's an!
(Nähert sich furchtsam.)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen

Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeygehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug', und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen, ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dieß kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —
So oder so — Es muß sich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber, die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waisen schreyen nach Brot — Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend!

Rudolph.

Wer seyd Ihr? Wer ist Euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,

Der über'm Abgrund weg das freye Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen —

Rudolph (zum Landvogt).

Bey Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.

(Zu der Frau.)

Euch soll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — Hier ist nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterspruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart

(greift in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht gesprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willst — Wir sind

So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach' Platz.
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — Da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden, und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es ist das Aergste nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, seyd Ihr rasend?

Armgart (heftiger auffahrend).

Tratest du doch längst
Das Land des Kaisers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüsste wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.

Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzumilder Herrscher bin ich noch
Gegen dieß Volk — die Zungen sind noch frey,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freyheit will ich beugen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will sinken. Mit matter Stimme:)

Gott sey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was ist das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Rudolph (springt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr seyd
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das ist Tells Geschoß.

(Ist vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet, und wird auf der Bank niedergelassen.)

Tell

(erscheint oben auf der Höhe).

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frey sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)

Stüssi (voran).

Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereinstürzen).

Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe und die Musik geht fort.)

Rudolph der Harras.

Er verblutet sich.

Fort, schaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi.

Bey Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Rast dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Lasst sie schweigen!

(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)

Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich versteh' Euch nicht — O werdet

Nicht ungeduldig — Laßt das Irdische!
Denkt jetzt Euch mit dem Himmel zu versöhnen.

(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

Stüssi.

Sieh', wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen —

Armgart (hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an diesem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir Niemand bey,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehn?

Weiber (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

Stüssi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freye Menschen.

Alle (tumultuarisch).

Das Land ist frey!

Rudolph der Harras.

Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?

(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr seht die grausenvolle That des Mords,
Die hier geschehen — Hülfe ist umsonst —
Vergeblich ist's, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiser seine Veste retten!
Denn aufgelöst in diesem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' ist zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.)

Armgart.

Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüssi.

Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder.

Barmherzige Brüder

(schließen einen Halbkreis um den Todten, und singen in tiefem Ton).
Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Geßlers Tod, der die Hauptkatastrophe des Stücks bildet, erfolgt zu Ende des 4ten Akts; der fünfte, welcher die Vertreibung seiner Trabanten und den endlichen Triumph, sowie die Befreiung der Schweizer darstellt, bringt ohnerachtet mannichfaltiger Vorfälle und größerer

Ereignisse doch keinen so lebendigen Eindruck in uns hervor. Ein gewisser Mangel an Einheit, wird uns in der That das ganze Stück hindurch fühlbar; die Begebenheiten laufen nicht auf ein und dasselbe Ziel hinaus; zwischen Tells Unternehmen, und dem der Männer im Rütli, ist wenig oder gar kein Zusammenhang. Dieß ist der hauptsächlichste oder vielmehr der einzige Mangel im vorliegenden Werke; ein Mangel der von der genauen Darstellung eines historischen Gegenstandes unzertrennlich ist, der aber durch ein höheres Interesse, einen umfassenderen Gang der Handlung, endlich durch eine strenggeschichtlich treue Charakterzeichnung mehr als ersetzt wird. Durch diese Behandlung des Gegenstandes ist uns das Alpenleben in seiner ganzen Breite und Länge vor die Augen geführt; es geht von dem Rittersaal des Attinghausen, bis zu Ruodi dem Fischer auf dem Vierwaldstädtersee und Armgart — dem armen

„Wildheuer — vom Rigiberge
„Der überm Abgrund weg das freye Gras
„Abmähet von den schroffen Felsenwänden
„Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.

Die Schweizer stehen gleichsam vor unsern Augen, wir sehen sie im Besitz ihrer Freiheit bis auf die kleinsten Umstände in aller ihrer Einfalt und ungeheuchelten Größe. Des Dichters Genie versetzt uns in die vier Waldcantons zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Zeit und Schauplatz tritt uns durch wahre Schilderung, durch treu gezeichnete Wirklichkeit — was noch mehr als Schönheit gilt, glänzend entgegen.

Dem Schauspiele Wilhelm Tell fehlt es an Einheit des Interesse und der Handlung; aber demohngeachtet kann

es auf die hohe Würde Anspruch machen, Schillers besten Stücken gleich gestellt zu werden. Weniger umfassend und ehrgeizig als Wallenstein, minder ätherisch als die Jungfrau, trägt dies Werk das Gepräge der Natur und Wahrheit in einem so hohen Grade, als sich seine Nebenbuhler dessen nimmer rühmen können. Die Gefühle, die es zunächst einprägt und weckt, sind die der menschlichen Natur im Allgemeinen in ihrer reinsten anspruchslosesten Form dargestellt. Hier ist kein hochtrabender Sinn, keine poetische Liebe: Tell liebt sein Weib, wie biedere Männer ihre Frauen lieben; und die Episode von Bertha und Rudenz ist, obgleich schön, doch sehr kurz, und ohne eingreifende Wirkung in das Ganze. Angenehm und wohlthätig ist es für das Herz bei den Scenen im Tell zu verweilen: alles ist so lieblich, und doch zugleich so wahr. Hier ist physische und moralische Größe vereinigt; dies aber ist nur die schmucklose Größe der Natur. Neben uns glühen im Strahl der südlichen Sonne, die Seeen und grünen Thäler, das Schreckhorn, die Jungfrau, und andere Bergspitzen mit ihren Schneelavinen und ihren Schlössern von Eis; und unter ihnen wohnt ein Geschlecht tüchtiger Landleute, die heroisch sind ohne aus dem ihnen angewiesenen Kreis herauszutreten, und poetisch, ohne deshalb der Natur zu entsagen.

Wir verweilten länger bei diesem Stück, nicht blos wegen seiner ausgezeichneten Vorzüge; sondern auch, weil es unser letztes ist. Zu keiner Zeit entfalteten sich Schillers Fähigkeiten glänzender: im kräftigen Mannesalter erntete er nun in seltener und mannichfaltiger Vollkommenheit, die Früchte seiner nächtlichen Studien; die Schnelligkeit, womit er solche poetische Werke schrieb, zeugte zugleich von dem überschwenglichen Reichthum seines Geistes,

und der großen Herrschaft, die er über denselben ausübte. Es schien als wäre alles bisher Vollbrachte nur ein Theil dessen gewesen, was er sich vorgenommen hatte; eine kühne Einbildungskraft trug ihn hinüber zu fernen, noch unberührten Gebieten des Wissens und der Dichtkunst, wo noch glorreichere Triumphe zu erwerben waren. In seiner Phantasie reiften Pläne zu ganz neuen Werken, zu ganz neuer Schreibart; mit einer Menge von Vorsätzen wie immer beschäftigt, war er eifrig bemüht diese auszuführen. Doch Schillers Arbeiten und Triumphe nahten sich ihrem Ende. Schon war ihm der unsichtbare Bote nahe, der den Fleißigen, sowie den Müssiggänger erreicht, der den Menschen mitten in seinen Freuden oder Geschäften abruft, der sein Antlitz verwandelt, und ihn von hinnen sendet.

1804, als er von Berlin zurückkehrte, woselbst er Zeuge von der Aufführung des Wilhelm Tell gewesen war, überfiel ihn ein Paroxismus jener Krankheit, die ihn Jahrelang nie ganz verlassen hatte. Der Anfall war schmerzhaft und heftig; er brachte ihn an den Rand des Grabes; indessen kam er diesmal noch davon; man sagte ihm er sey außer Gefahr und er fing seine poetischen Arbeiten von Neuem an. Außer verschiedenen Uebersetzungen aus dem Französischen und Italiänischen, entwarf er ein Trauerspiel über die Geschichte des Perkin Warbeck, nnd beendete zwei Akte eines Stückes, das einen ähnlichen aber glücklichern Betrüger den Demetrius von Rußland zum Gegenstand hatte.

Sein Geist war, wie es schien, häufig mit erhabeneren göttlichern Gedanken beschäftigt. Seine Forschungen im Universnm menschlicher Ideen hatten ihm Genuß gewährt; doch mag ihm wohl kein Gebiet desselben auf die

Länge genügt haben. Viele seiner spätern Gedichte legen eine unaufhörliche immer zunehmende Sehnsucht nach einer Auflösung des Lebensgeheimnisses an den Tag, oft ist es ein finsterer Unmuth mit dem er sich darein ergiebt, oder daran verzweifelt, je eine zu finden. Seinem feurigen Geiste genügten nicht blos die sichtbaren Dinge, wenn diese gleich mit allem Glanz des Verstandes und der Phantasie geschmückt waren; er schwebte empor in unbekannte Regionen, er blickte auf mit unaussprechlichem Verlangen zu einer sichern lichteren Heimath, jenseits dieses Erdballs. Er hatte keine besondere Ursache, seinen Tod für nahe zu halten; doch leicht können wir bemerken, daß die ehrwürdigen Geheimnisse der Vernichtung lange ein vertrauter Gegenstand seines Nachdenkens gewesen sind. In kurzem sollte der Schleier der sie vor seinen Augen verbarg, unvermuthet zerrissen werden.

Der Frühling des Jahres 1805, dem Schiller mit keinen geringen Hoffnungen auf Genuß und Thätigkeit entgegen ging, war kalt, traurig und stürmisch; und mit ihm kehrte seine Krankheit zurück. Vergebens war die Hülfe der Aerzte; vergebens die unermüdete Sorgfalt bebender Liebe: das Uebel nahm zu; und den 9. Mai erreichte es seine Krisis. Frühe am Morgen dieses Tages wurde er bewußtlos, und fing an irre zu reden. Oft hörte man ihn den Namen Lichtenberg aussprechen; ein Wort ohne weitere Beziehung; welches wie einige glaubten den Schriftsteller dieses Namens bezeichnete, dessen Werke er erst kürzlich gelesen hatte; Andern zufolge meinte er damit das Schloß Leuchtenburg, das er sich einige Tage vor seiner Krankheit zu besuchen vorgenommen hatte.

Bald sollte der Dichter, der Weltweise, im Grabe liegen, doch seinen Freunden war der große Schmerz er-

spart, ihn im Wahnsinn abscheiden zu sehen. Die feurige Decke physischer Leiden, die seinen Geist niederbeugte und verfinsterte, ward weggezogen; noch einmal blickte Schillers Seele in ihrer gewöhnlichen Klarheit hervor, ehe sie der Welt für immer entfloh. Nachmittag ließ das Phantasiren nach; gegen vier Uhr fiel er in einen sanften Schlaf, und erwachte bald darauf bei voller Besinnung. In jener Stunde, dem Bewußtseyn zurückgegeben, wo die Seele keine menschliche Hülfe mehr hoffen darf, und wo sie dem König der Schrecknisse in all ihrer Kraft entgegen treten muß, unterlag Schiller dieser letzten und härtesten Prüfung keineswegs. Als er fühlte, daß sein Ende nahe war, bereitete er sich darauf vor, wie es einem solchen Geiste geziemte, nicht mit geheuchelter Gleichgültigkeit oder abergläubischer Furcht, sondern mit jenem ruhigen anspruchslosen männlichen Sinne, welcher sein ganzes Leben bezeichnet hatte. Er sagte seiner Familie und seinen Freunden ein rührendes aber gefaßtes Lebewohl; er bestellte, daß man ihn im Geheimen ohne Gepränge und Feierlichkeiten begraben möchte. Als ihn Jemand frug, wie er sich fühle, sagte er: „Ruhiger und ruhiger"; einfache aber denkwürdige Worte, die den milden Heldenmuth des Mannes ausdrücken. Gegen sechs Uhr versank er in einen tiefen Schlaf; nur einmal blickte er einen Augenblick mit lebhaftem Auge in die Höhe und sagte:

„Es würden ihm jetzt viele Dinge licht und klar!"

Er schloß von Neuem die Augen; sein Schlaf ward fester und fester, bis er sich in jenen Schlaf verwandelte, von dem Niemand wieder erwacht; und alles was von Schiller übrig blieb war eine leblose Hülle, die nur zu bald sich mit der Erdscholle vermischen sollte.

Die Nachricht von Schillers Tod fiel eisigkalt auf manches Herz: nicht blos in Deutschland — in ganz Europa ward dieser Verlust, von Allen die seinen ganzen Umfang kannten, schmerzlich empfunden.

In Weimar besonders, dem Schauplatz seiner edelsten Bestrebungen, dem Wohnsitz seiner auserwählten Freunde, brachte derselbe einen allgemeinen tiefen Eindruck hervor. Die öffentlichen Vergnügungsörter waren geschlossen; alle Stände beeilten sich, ihr Mitgefühl an den Tag zu legen, sich selbst und den Verstorbenen durch den seinem Andenken gebührenden Zoll, zu ehren. Am Freitag starb Schiller; sein Begräbniß sollte am Sonntage seyn; doch der Zustand seiner irdischen Ueberreste machten es früher nöthig. Döring beschreibt die Feierlichkeiten folgendermaßen:

„Schiller's Anordnung zufolge, sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen aus Achtung für den Verewigten den Bürgern den Sarg ab. Es war zwischen zwölf und ein Uhr Nachts, als man sich dem Kirchhofe nahte. Der rings umwölkte Himmel drohte Regen. Als aber der Sarg vor der Gruft niedergesetzt wurde, da theilten sich plötzlich die Wolken, und der Mond, in ruhiger Klarheit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft*), und der Mond trat wieder hinter die Wolken. Heftig brausend erhob sich ein Sturmwind, die Umstehenden gleichsam an den großen unersetzlichen Verlust mahnend.

Wen hätten nicht in diesem Augenblick des Dichters eigne Worte aufs tiefste ergriffen:

---

*) Schillers Leiche ruht im Landschafts-Cassengewölbe.

„Morgen, ach, du röthest
Eine Todtenflur!
Ach, und du, o Abendroth umflötest
Seinen langen Schlummer nur." *)

So lebte, so starb Friedrich Schiller; ein Mann bei dessen Geschichte andere Menschen noch lange mit dem Gefühl der Ehrfurcht und Liebe verweilen werden. Schon naht sich unsere bescheidene Erzählung ihrem Ende, und doch zögern wir noch, uns von einem uns so theuern Geiste zu trennen. Auf dem dürftigen zu sehr vernachlässigten Felde seiner Biographie sind vielleicht noch einige kleine Thatsachen und Aufschlüsse zu sammeln, die wenn zwar klein ihn doch als Menschen charakterisiren und bei einer so großen unverdienten Armuth nicht zu verachten sind.

Schiller war als er starb fünf und vierzig Jahr und einige Monate alt.**) Krankheit hatte längst seine Gestalt zerstört, welche nie auf Regelmäßigkeit Anspruch machen konnte. Er war groß und von starkem Knochenbau, doch mager und ohne Muskelkraft. Sein Körper schien durch einen zu gewaltigen Geist zerstört zu werden. Er hatte eine bleiche Gesichtsfarbe, eingefallene Wangen und Schläfe, ein etwas hervorragendes Kinn, eine unregelmässige Habichtsnase und ins Röthliche fallende Haare. Bei

*) S. d. Gedicht: der Flüchtling (in Sch. Werken. Bd. I. S. 44.)

**) Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter, von welchen wir bedauern nichts erfahren zu haben. Von seinen drei Schwestern starb die jüngste vor ihm; die älteste ist an den Hofrath Reinwald in Meiningen verheirathet, die zweite an Hrn. Frankh dem Geistlichen von Meckmühl, in Würtemberg.

allem war jedoch sein Gesicht anziehend, und nicht ohne eine gewisse männliche Schönheit. Seine Lippen waren voll und bestimmt gezeichnet, und gaben ihm den Ausdruck von Zartgefühl und Biederkeit; aus seinem sanft leuchtenden Auge und seinen blassen Wangen, strahlte stille Begeisterung, ein durch Melancholie getrübtes Feuer; seine Stirn war hochgewölbt und verrieth den tiefen Denker. Nach seinen Bildern zu schließen, war Schillers Gesicht der Spiegel seiner Seele: eine durch Milde gemäßigte Kraft, feurige Glut, die mitten aus den Wolken geduldig ertragener Leiden und getäuschter Hoffnungen hervorblitzt. Seine gewöhnliche Gesichtsfarbe war blaß. Schläfe und Wangen hohl. Wenige Gesichter sprechen uns so an, wie das von Schiller; es ist zu gleicher Zeit sanft, liebevoll, anspruchslos und heroisch.

In seiner Kleidung und seinem Benehmen, wie in allen übrigen Dingen, war er einfach und anspruchslos. Unter Fremden konnte er bisweilen etwas schüchtern und zurückhaltend seyn: in seiner Familie oder unter auserwählten Freunden, war er freundlich, offen und heiter wie ein Kind. Ließ er sich öffentlich sehen, so hatte seine Erscheinung weder etwas auffallendes noch anziehendes. Auf seinen Gesichtszügen lag nicht die geringste Anmaßung, er trug einfache Kleider und senkte im Gehen die Blicke beständig zu Boden; so daß er häufig den Gruß eines vorübergehenden Bekannten gar nicht bemerkte; hörte er ihn aber, so griff er rasch nach seinem Hute, und sagte sein herzliches „guten Tag!" Bescheidenheit, Einfachheit, und ein gänzlicher Mangel an allem, was Prahlen oder Ziererei heisst, zeichneten ihn vorzüglich aus. Dies sind die gewöhnlichen Begleiter wahrer Größe, und dienen dazu ihren Glanz zu mildern. Gewöhnliche Dinge verrichtete

er wie ein gewöhnlicher Mensch. In dergleichen Sachen war sein Benehmen weder berechnet noch gezwungen; und eben deshalb natürlich und angenehm.

Was seinen Charakter als Schriftsteller betrifft, so haben wir den größten Theil dessen was wir zu sagen hatten, bereits bei seinen Werken ausgesprochen. Der flüchtigste Ueberblick derselben muß uns überzeugen, daß er einen Geist vorzüglichster Art besaß; der von Natur groß — durch den emsigen Fleiß eines ganzen Menschenlebens ausgebildet war. Nicht eine besonders vorherrschende Fähigkeit, sondern die vereinigte Stärke aller, wirkt auf uns ein. Jede Seite in seinen Schriften trägt den Stempel innerer Kraft; wir finden darin neue Wahrheiten, neue Ansichten bekannter Wahrheiten, kühne Gedanken, glückliche Bilder, erhabene Gefühle.

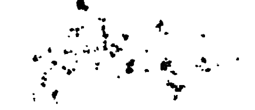
Schiller wäre kein gewöhnlicher Mensch gewesen, hätten ihm auch alle jene nur dem Dichter eigenen Fähigkeiten gemangelt. Sein Verstand ist klar, durchdringend und umfassend: seine Schlußfolgen, die oft aus zahlreichen entfernt liegenden Vordersätzen hergeleitet sind, werden in glänzender Einkleidung, unter der Gestalt von Lehrsätzen aufgeführt, deren Kreis wiederum eine ungeheure Menge von kleineren Sätzen in sich schließt. Mehr durch Kraft und Größe als durch Schnelligkeit und Schärfe äußert sich Schillers Geist; Witz zeichnet ihn nicht aus; obwohl ihn seine Phantasie immer mit passenden Metaphern, Erklärungen und Gleichnissen versieht, um den Beobachtungen seiner Vernunft Schmuck und Würze zu verleihn. Sein ernster Charakter machte ihn gleichsam dazu untauglich: seine Tendenz war mehr das Große und Erhabene anzubeten als das Niedere und Gemeine zu verachten. Vielleicht war seine größte Geistesgabe eine

halb poetische halb philosophische Einbildungskraft, eine Fähigkeit, deren Producte prächtig und glänzend sind; die bald eine stattliche Pyramide wissenschaftlicher Spekulationen aufrichten oder verzieren hilft; bald über den Abgründen der Gedanken und Gefühle so lange brütet, bis sie diese, — sonst unaussprechlich — zu ausdrucksvollen Gestalten verkörpert hat, bis Palläste und Landschaften in ätherischer Schönheit glühend, gleich Düften aus dem Chaos der Tiefe aufsteigen.

Mit diesen Fähigkeiten verbunden, ja zum Theil mit denselben verwandt, finden wir jene Lebendigkeit des Charakters, die zu ihrer vollen Entwickelung unumgänglich nöthig ist. Schillers Herz war zugleich feurig und zart; ungestüm, sanft; liebreich faßte er die ganze Welt großartig auf; er drang ein in ihre Geheimnisse, und nahm an Allem den feurigsten Antheil. So vereinigte Schillers poetisches Talent nicht blos eine, sondern viele Geistesgaben. Es war nicht der karge und bestechende Gesang eines für Harmonie empfänglichen Ohres, welcher mit einem berauschten Gefühl, oder einer blos thierisch wilden Leidenschaft, und endlich mit einer schöpferischen Einbildungskraft verbunden ist, die man eben darum, weil sie umher schweift, schöpferisch nennt; es war, was echte Dichtkunst immer ist, die Quintessenz aller Geistesgaben, das lautere Resultat scharfsinniger Gedanken und Begriffe, verfeinerter aber zugleich gewaltiger Gefühle. In seinen Schriften sehen wir ihn als Moralisten, als Philosophen, als Mann von den vielseitigsten Kenntnissen: in jedem Fach ist er groß, aber noch größer durch eine andere Fähigkeit, die allen seinen Schöpfungen Schmuck und Glanz verleiht; jene Fähigkeit, welche seine Gefühle, Grundsätze, Meinungen aus didaktischen leblosen Wahrheiten in le-

bendige Gestalten verwandelt, und die noch weit höhere Kräfte als unsern Verstand in Anspruch nimmt.

Die Gaben, durch welche diese Verwandlung bewirkt wird, ein glühendes, reines und zartes Gefühl verbunden mit Phantasie und Einbildungskraft, sind vielleicht keinem mit hoher Vernunft begabten Menschen gänzlich versagt; bei verschiedenen Graden von Stärke verleihen sie den bloßen Verstandesproducten eine neue anziehende Kraft; sind diese nun in einem bedeutenden Umfange vorhanden, so machen sie den Mann zum Dichter. Wir wagen es nicht einzeln auseinander zu setzen, wie viel von diesem besondern Talent Schillern zu Theil geworden war. Ohne seinem Rufe zu nahe zu treten, wird man gestehen müssen, daß seine Werke mehr das Gepräge einer außerordentlichen Kraft als das einer außerordentlichen Feinheit und Geschmeidigkeit tragen. Sein dramatisches Nachahmungstalent ist vielleicht nie von der höchsten Shakspear'schen Art; und in seinen gelungensten Schöpfungen beschränkt es sich auf eine gewisse Gattung von Charakteren. Das Ernste, Erhabene, Rührende, Traurige, gelingt ihm am besten: er ist nicht ohne Humor, wie Wallensteins Lager zeigt, doch ist er auch nicht gerade so reich daran; und für das Lustige, Lächerliche, unter welcher Form es auch sey, verräth er selten Geschmack und Talent. Der Zufall hauptsächlich machte das Drama zu seinem Fach, er hätte sich in vielen andern Zweigen gewiß eben so ausgezeichnet. Die kraftvolle, reiche Erfindungsgabe, die Lebens- und Menschenkenntniß, welche er in seinen Theaterstücken entfaltete, hätte ihm bei ganz verschiedenem Streben von großem Nutzen seyn können; der Zauber seiner Werke war oft nur wenig verschieden von dem Zauber der allgemein geistigen und moralischen Kraft, oft besteht er mehr



in den umfassenden Gedanken, den lebendigen Schilderungen, den unaufhaltsamen Gefühlen des Redners, als in dem wilden Feuer und der muthwilligen Begeisterung des Dichters. Daß er jedoch fähig war, sich in die höchsten Regionen der Dichtkunst empor zu schwingen, das wird Niemand ihm absprechen, der seine Jungfrau von Orleans, seine Thekla oder manches andere seiner Stücke gelesen hat. Oft dünkt es uns, als ob uns die Größe seiner vereinten Geistesgaben daran hindere, sein poetisches Genie ausschließlich zu bewundern. Der Syrenengesang der Poesie bestrickt uns nicht, weil ihre Melodien mit den lauteren männlichern Tönen ernster Vernunft, und aufrichtiger, wenn gleich erhöhter Empfindung vermischt sind.

Viel mühselige Untersuchungen sind besonders von Schillers Landsleuten angewendet worden, das Genie zu erklären, und einige davon haben die Grenzen desselben so eng gezogen, daß sie nur seit Erschaffung der Welt drei Männer von Genie finden wollten: Homer, Shakspeare, Goethe! Bei einer so strengen Bestimmung in einer an sich unerklärlichen Sache, kann dies wohl scheinbar aber nicht wesentlich die Genauigkeit vermehren. Die schaffende Form, die Fähigkeit, nicht allein gegebne Formen nachzuahmen, sondern neue zu erfinden und aufzustellen, die aber hier nur so wenigen zugesprochen wird, hat wohl die Natur keinem Menschen in größter Vollkommenheit verliehen, noch irgend einem gänzlich versagt. Auch kann man die Spuren davon nicht nach einem so oberflächlichen Maaßstabe als den die Sprache giebt, unterscheiden. Eine Definition des Genies, welche einen Geist wie Schiller ausschließt, wird kaum der philosophischen Correctheit gemäß seyn, und statt die Bedeutung des Wortes zu erhöhen, dieselbe vielmehr herabsetzen. Schiller

der alle Geistesgaben in ihrer höchsten Stärke besaß, einen mächtigen immer thätig fortstrebenden, hellsehenden Verstand; eine für das Schaffen großer und schöner Formen unermüdliche Einbildungskraft; dazu ein sehr edles Herz, eine zwar allgemeine, doch glühende Theilnahme, heftiges ungestümes Gefühl, doch voll Liebe, Freundlichkeit und zarten Mitleids; ein Mann, der sich der raschen und lebendigen Ausübung all dieser Kräfte bewußt, und ferner im Stande war, die Produkte derselben verfeinert, in schönerem Einklang, in unsterbliche Verse vermählt, der Welt zu übergeben — dieser mag nun von Kritikern ein Genie genannt werden, oder nicht; immer bleibt ein solcher, einem Sterblichen zu Theil gewordener Geist ein höchst beneidenswerthes Geschenk des Himmels.

Bei einem des Namens „Dichter" würdigen Manne, sind die Verstandeskräfte unauflösbar mit seinem sittlichen Gefühl verwebt; und seine Kunst hängt in gleichem Grade von beider Vollkommenheit ab. Dem Dichter welcher nicht eben sowohl edel und recht, als feurig empfindet, wird es nie auf die Länge gelingen Andere zu rühren; die Formen der Falschheit, des Irrthums, obgleich unzählig sind doch nur vorübergehend; die Wahrheit der Gedanken und Empfindungen, vorzüglich aber der Empfindung — die Wahrheit allein ist ewig unwandelbar. Glücklicherweise kann die Freude an den Schöpfungen der Vernunft und Einbildung wenigstens nur selten von der Liebe zur Tugend und echter Größe getrennt seyn. Der Heldenmuth spricht unser Gefühl an; wir wünschen rein und vollkommen zu seyn. Glücklich der, dessen Vorsätze so stark, oder dessen Versuchungen so schwach sind, daß er diese Gefühle zu Thaten ausprägen kann. Der bitterste Schmerz

für eine stolze reizbare Seele, ist das Bewustseyn ihrer eigenen Erniedrigung. Mannichfach sind die Quellen des Jammers im Leben; das Laster ist eine der unfehlbarsten. Jedes menschliche schuldbefleckte Wesen wird im Allgemeinen elend seyn; ein Mann von Genie ist es doppelt, da seine Begriffe von Vollkommenheit höher, sein Gefühl für das Unrechte weit zarter ist. Schiller kannte ein solches Elend nicht. Die Gefühle, die seine Dichtungen belebten, waren für ihn Lebensregeln geworden; seine Handlungen waren eben so untadelhaft als seine Schriften rein sind. Mit seiner einfachen hohen Vorliebe für alles Schöne, seinem unausgesetzten Fleiß in einer edlen Sache, gelang es ihm durch die Welt zu steuern, ohne von ihren Gemeinheiten besudelt, von irgend einer Beschwerde oder Anlockung unterjocht zu werden. Mit der Welt hatte er in der That wenig zu thun; ohne große Anstrengung hielt er sich von ihr entfernt; ihr Lob war nicht der Reichthum nach dem er strebte. Sein großes, fast einziges Ziel, war: seine Geisteskräfte zu entfalten, die Schöpfungen derselben zu prüfen, zu beobachten und zu verbessern. Mit der Standhaftigkeit eines Apostels auf dies Streben gerichtet, gingen die schmutzigen Versuchungen der Welt harmlos an ihm vorüber. Er wollte nicht scheinen sondern seyn, und deshalb kannte er auch das Gefühl des Neides nicht, noch ehe er über dasselbe erhaben war. Rang und Reichthümer betrachtete er als Mittel nicht als Zweck; sein eignes bescheidenes Vermögen gewährte ihm alle wesentlichen Bequemlichkeiten des Lebens, die Welt konnte ihm nichts mehr seyn, sie hatte nichts, wornach er geizte. Er war nicht reich; aber seine Lebensweise einfach, und ausgenommen bei Krankheiten oder deren Folgen wenig kostspielig. Zu jeder Zeit war er frei von niederem

Eigennutz, besonders in seiner gemeinsten Gestalt, der Geldliebe. Döring erzählt, daß als ein Buchhändler aus einem entfernten Orte blos darum zu Schiller reiste, um diesem für den Wallenstein, der damals gerade unter der Presse war, und weshalb er schon mit Cotta in Tübingen unterhandelte, einen weit höheren Preis anzubieten, Schiller ihm erwiederte: „Cotta handelt solide mit mir und ich mit ihm!" und so sandte er ihn weg ohne ihm einmal Hoffnung zu geben, je ein anderes Werk in Verlag zu erhalten. Die Anekdote ist zwar klein, aber sie schildert den Charakter eines Mannes, der trotz häuslicher Sorgen, dennoch nicht von der strengen Redlichkeit abwich. Sein wahrer Reichthum bestand darin, daß er seinen Lieblingsstudien obliegen, und in dem Sonnenschein der Freundschaft und häuslichen Liebe leben konnte. Darnach hatte er sich lange gesehnt, und endlich ward ihm dieser Genuß zu Theil; und obwohl ihn Krankheiten und mancherlei Beschwerden heimsuchten, so erleuchtete doch die innere Vollkommenheit seiner Natur die düsterste Nacht mit einem ganz aus sich selbst geschöpften Lichte. Die Glut seiner durch Wohlwollen gemäßigten Empfindungen, war sanft und gleichförmig: obgleich von feurigem Temperament, so scheint es doch nicht, als ob er sich je eine Uebereilung oder eine Aufwallung von Zorn hätte zu Schulden kommen lassen. Gegen alle Menschen war er freundlich, theilnehmend; gegen seine Freunde offenherzig, großmüthig hülfreich; im Kreis seiner Familie gütig liebreich und scherzhaft. Was diesem allem einen besondern Reiz gab, war die damit verbundene Bescheidenheit: da war keine Prahlerei, kein Gepräng, kein Fünkchen Ziererei; er selbst schätzte und betrug sich einfach wie ein redlicher

Mann und Bürger, und wurde eben weil er vergaß daß er groß war, nur um so größer.

So waren Schillers vorherrschende Gewohnheiten. Daß ihr milder schöner Glanz nicht ganz frei von einigen Flecken und Unvollkommenheiten, dem allgemeinen Loos des Menschengeschlechtes, bleiben konnte, wer weiß das nicht? Daß diese jedoch sehr klein und flüchtig seyn mußten, schließen wir daraus, daß uns kaum die geringste Kenntniß davon wurde: auch liegt uns gar nichts daran, eine volle Beschreibung derselben zu erhalten. Im praktischen Leben können wir vermuthen, worin sie bestanden, und das Herz verlangt nicht dabei zu verweilen. Dieser Mann ist von unserer dunkeln befleckten Erde geschieden: betrachten wir ihn wie einen abwesenden Freund; er sey in unserm Andenken verklärt, und glänze ohne die kleinen Schwächen, die ihm im Leben anklebten.

Schiller ist ein schönes Beispiel des deutschen Charakters; er besitzt dessen gute Eigenschaften alle in einem hohen Grade, und nur sehr wenige von dessen Mängeln. In ihm finden wir jenen geraden einfachen Sinn, jene Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, wodurch sich die Deutschen auszeichnen; ihre Schwärmerei; ihren geduldigen, langanhaltenden ernsten Fleiß; ihre sich am Hohen, Erhabenen ergötzende Einbildungskraft; ihren sich zu feinen Abstractionen erhebenden, und mit umfassenden Allgemeinheiten beschäftigten Verstand. Die Ausschweifungen denen ein solcher Charakter unterworfen ist, werden bei ihm durch eine stete Aufmerksamkeit auf das Schickliche verhindert. Seine Einfachheit artet nie in Ungereimtheit und Abgeschmacktheit aus; seine Schwärmerei ist auf Vernunft begründet, selten erlaubt er seiner Liebe zum Großen dem Formlosen sich geduldig zu ergeben. Der Knabe

Schiller überschritt alle Regeln; aber der Mann gestattet keinen Bombast in seinem Styl, keinen Schwulst in Gedanken und Handlungen. Er ist der Dichter der Wahrheit; er befriedigt unsern Verstand und unser Gewissen, während er eine Rührung auf Herz und Phantasie zugleich hervorbringt. Seine Dichtungen sind ein treuer verschönerter Abguß der Natur; seine Empfindungen sind verfeinert und rührend schön, doch auch zu gleicher Zeit männlich und richtig, sie erheben und begeistern, aber sie führen nicht irre. Vor allem hat er auch keinen Schwulst, keinen von allen Tausend Verzweigungen weder lächerlichen noch widerlichen. Er verrenkt seinen Charakter oder sein Genie nicht in Formen, die er für passender als ihre natürliche hält: er hängt keine Grundsätze aus, die nicht sein gehören, oder nimmt eine beliebte Ueberzeugung an, die er entweder als halb oder ganz falsch kennt. Er sprach nicht oft von heilsamen Vorurtheilen, er „ging nicht zur catholischen Religion über", weil sie die größte und bequemste ist.

Wahrheit oder was er dafür erkannte, war für Schiller etwas Unerläßliches: sobald er nur den Verdacht schöpfte, daß eine Meinung, wie lieb sie ihm auch übrigens seyn mochte, falsch sey, so scheint er dieselbe streng geprüft, und wenn er sie nicht ganz richtig fand, ausgesondert und entschlossen weggeworfen zu haben. Das Opfer mochte ihn lange schmerzen, wirklichen Schaden konnte es ihm seiner Meinung nach nicht bringen. Es ist unangenehm und gefährlich im Dunkeln zu reisen; aber immer noch besser als ein Irrlicht zum Führer zu haben. Wenn wir Schillers feurige Empfindungen betrachten, so ist sein Verdienst in dieser Hinsicht größer, als sich anfangs vermuthen läßt. Einem Manne, bei dem der Verstand vor-

herrschend ist, oder dessen Empfindungen in Liebe und Haß im Vergleich mit jenem, grob und stumpf sind, wird es leichter werden, diese halbwillkührlich genährten Irrthümer, und diese unverständlichen Ausdrücke zu vermeiden, was die Folge und das Zeichen jener ausschließlichen Eigenschaft ist. — Aber ein Mann von feinem Gefühl, muß schon einen großen Grund von inwohnender Wahrhaftigkeit haben, damit er nicht in den Fehler verfällt, daß er die Vollkommenheit, wonach er so eifrig strebt, die aber unerreichbar für ihn ist, ohne Prüfung nachäfft. Unter Männern der letzten Art, trifft man selten einen an, der völlig ohne Schwulst wäre. Wir würden Schillers übrigen edlen Eigenschaften keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir es versäumten auf sie, die den wahren Adel der Seele begründen, aufmerksam zu machen. Biedere anspruchslose, männliche Einfalt, zeigt sich in seinem Charakter, seinem Genie und seinem Privatleben. Wir achten ihn nicht blos, wir schenken ihm auch unser Vertrauen und unsere Liebe.

„Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen „Werken abdrückt, zeigt es auch," wie Schiller selbst bemerkt, „in seinem Privatleben, in seinen Sitten. Es ist „schamhaft, weil die Natur dieses immer ist, aber es „ist nicht decent, weil nur Verderbniß decent ist. Es „ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn, aber es ist nicht listig, denn das kann nur „die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen „Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze „hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer „wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, „weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt,

„aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des „Weges nicht kennt, den es wandelt.“ Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding u. A. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung. — Schiller selbst bestätigt sie, und vielleicht stärker als die meisten hier angeführten Beispiele. Kein Mensch besaß so viel Talente mit mehr Bescheidenheit, oder schrieb große Werke deren Größe ihm so unbewußt war. Abgezogen von der Betrachtung seiner selbst, war sein Sinn stets auf seine Arbeiten gerichtet, und er ergab sich denselben mit so vielem Eifer, mit so aufrichtiger Hingebung wie ein Knabe seinem Spiel. Daher diese „kindliche Einfalt“ die letzte Vollkommenheit seiner übrigen Vortrefflichkeiten. Es war ein gewaltiger Geist, der seine eigene Kraft nicht kannte. Er wandelte über die Erde in ruhiger Größe; „der Schaft seines Speers war gleich einem Weberbaum;“ aber er schwang ihn gleich einer Ruthe.

Dies ist die Form, soweit wir dieselbe darzustellen vermögen, in welcher sich das Eigenthümliche von Schillers Leben und Werken nach und nach dem Geist eines von der Welt zurückgezogenen Mannes einprägte, den er oft in seiner Einsamkeit entzückt, belehrt, erheitert und gerührt hat. Der ursprüngliche Eindruck, den dieselben in England hervorbrachten, war bekanntlich schwach und dem Verdienst der Werke nicht angemessen, unsere Bearbeitung ist es noch weit weniger; doch haben wir so gut wir konnten einen Versuch gemacht. Die Gestalt Schillers und die übrigen

Gebilde seiner Phantasie sind da, er selbst hält in der Hand einen Spiegel „der uns noch Viele Andere zeigt.“

In den Augen derer die ihn so betrachten wie wir es wünschen, bedarf Schiller keines weitern Lobes. Um der Literatur willen bemerken wir noch, daß er sein Verdienst ganz vorzüglich ihr verdankte. Die Literatur war sein Glaube, das Gebot seines Gewissens; er war ein Apostel des Erhabenen und Schönen, und dieser sein Beruf machte einen Held aus ihm. Denn er betrachtete seine Bestimmung im Geiste eines wahren Mannes, und strebte darnach sie zu erreichen; die Begeisterung, welche sie ihm einflößte, diente dazu die edelste Gemüthsstimmung in ihm zu unterhalten. Nach Schillers Ansicht war es nicht der Zweck der Literatur, durch glänzende Schauspiele für die Einbildungskraft, oder durch zierliche Paradoxen und spitzfindige Untersuchungen für den Verstand, dem Müssiggänger eine Belustigung oder dem Geschäftsmann eine Erholung zu gewähren, am allerwenigsten aber auf irgend eine Weise der Selbstsucht ihrer Bekenner zu willfahren oder ihre Bosheit, Geldliebe und Ruhmsucht zu befriedigen. Für Menschen, die die Wissenschaft zu solchen Zwecken erniedrigen konnten, hatte er stets die größte Verachtung deren seine freundliche Natur fähig war, in Bereitschaft. „Beklagenswerther Mensch,“ sagt er zu dem literärischen Krämer, dem Manne der des Gewinns halber schreibt, „beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge der Wissenschaft und Kunst nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem Schlechtesten! Der im Reich vollkommener Freiheit eine Sclavenseele mit sich herumträgt!“ Wie Schiller es betrachtete, umschließt die echte Literatur das Wesentliche der Philosophie, Religion und Kunst; und was nur immer zu dem un-

sterblichen Theil des Menschen redet. Sie ist die Tochter und zugleich die Pflegerin alles Geistigen und Hohen in unserem Charakter. Die Gabe, die sie gewährt, ist Wahrheit; nicht blos physische, politische, ökonomische Wahrheit, wie sie der sinnliche Mensch beständig verlangt, sie zu belohnen am bereitwilligsten ist und auch im Allgemeinen am ersten findet; sondern Wahrheit im sittlichen Gefühl, Wahrheit im Geschmack, kurz jene innere Wahrheit in ihren tausend Modificationen, welche nur der feinste Theil unseres Wesens wahrzunehmen vermag, ohne welche jedoch dieser Theil schmachtet und dahinstirbt und wir unser Geburtsrecht einbüßen; von nun an nichts weiter als Erdgeborne zum Genuß geschaffene Maschinen, die nicht länger würdig sind, Söhne des Himmels genannt zu werden. Die Schätze der Literatur sind also himmlisch, unvergänglich, über allen Preis erhaben: bei ihr ist das Heiligthum unserer schönsten Hoffnungen, das Palladium der reinen Mannheit; ein Wächter und Diener desselben zu seyn, ist die höchste Würde, die einem Menschen zu Theil werden kann. Das Genie ist selbst in seinen schwächsten Funken eine Gabe göttlicher Eingebung; ein feierliches Gebot an den Befähigten hervorzutreten, und in seiner Sphäre zu wirken, unter seinen Brüdern das heilige Feuer anzufachen, welches die schwüle unreine Atmosphäre dieser Welt, für immer zu verlöschen droht. Wehe ihm, wenn er diesen Befehl vernachlässigt, wenn er die leise ruhige Stimme in seinem Innern nicht hört! Wehe ihm, wenn er diese begeisterte Gabe, zur Dienerin seiner bösen unedlen Leidenschaften herabwürdigt; wenn er sie opfert auf dem Altar der Eitelkeit, wenn er sie für ein Stück Geld verkauft.

„Der Künstler,“ sagt Schiller, „ist zwar der Sohn „seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr

Zögling oder gar auch ihr Günstling ist. Eine wohlthä-
tige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner
Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern
Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel
zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden
ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert
zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu er-
freuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn,
um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der
Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern
Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwan-
delbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus
dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die
Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Ver-
derbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter
ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann
die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die
keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer
des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor
seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht
standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die
Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schand-
thaten eines Nero und Commodus beschämte der
edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die
Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat
sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die
Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem
Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden.
So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so
schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend
und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr sie-
gendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die

„Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der
„Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in
„den Thälern liegt.

„Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschungen und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.“ *).

Auch müssen wir daran erinnern, daß dies nicht die Ansichten eines aufbrausenden, ungestümen, unerfahrnen Jünglings waren, der zwar das Gebiet der Literatur mit heldenmüthiger Glut der Empfindung betritt, den jedoch die Schwierigkeiten und Versuchungen bald genug abschrecken oder verwirren, sondern es sind die ruhigen Grundsätze eines Mannes, die er mit redlicher Beherztheit und zu einer Zeit aussprach, da die Welt dieselben mit seinem vorhergegangenen Leben vergleichen konnte. In diesem eben so richtigen als erhabenen Geiste widmete sich

*) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

herrschend ist, oder dessen Empfindungen in Liebe und Haß im Vergleich mit jenem, grob und stumpf sind, wird es leichter werden, diese halbwillkührlich genährten Irrthümer, und diese unverständlichen Ausdrücke zu vermeiden, was die Folge und das Zeichen jener ausschließlichen Eigenschaft ist. — Aber ein Mann von feinem Gefühl, muß schon einen großen Grund von inwohnender Wahrhaftigkeit haben, damit er nicht in den Fehler verfällt, daß er die Vollkommenheit, wonach er so eifrig strebt, die aber unerreichbar für ihn ist, ohne Prüfung nachäfft. Unter Männern der letzten Art, trifft man selten einen an, der völlig ohne Schwulst wäre. Wir würden Schillers übrigen edlen Eigenschaften keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir es versäumten auf sie, die den wahren Adel der Seele begründen, aufmerksam zu machen. Biedere anspruchslose, männliche Einfalt, zeigt sich in seinem Charakter, seinem Genie und seinem Privatleben. Wir achten ihn nicht blos, wir schenken ihm auch unser Vertrauen und unsere Liebe.

„Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen „Werken abdrückt, zeigt es auch," wie Schiller selbst bemerkt, „in seinem Privatleben, in seinen Sitten. Es ist „schamhaft, weil die Natur dieses immer ist, aber es „ist nicht decent, weil nur Verderbniß decent ist. Es „ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn, aber es ist nicht listig, denn das kann nur „die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen „Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze „hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer „wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, „weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt,

„aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des „Weges nicht kennt, den es wandelt." Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding u. A. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung. — Schiller selbst bestätigt sie, und vielleicht stärker als die meisten hier angeführten Beispiele. Kein Mensch besaß so viel Talente mit mehr Bescheidenheit, oder schrieb große Werke deren Größe ihm so unbewußt war. Abgezogen von der Betrachtung seiner selbst, war sein Sinn stets auf seine Arbeiten gerichtet, und er ergab sich denselben mit so vielem Eifer, mit so aufrichtiger Hingebung wie ein Knabe seinem Spiel. Daher diese „kindliche Einfalt" die letzte Vollkommenheit seiner übrigen Vortrefflichkeiten. Es war ein gewaltiger Geist, der seine eigene Kraft nicht kannte. Er wandelte über die Erde in ruhiger Größe; „der Schaft seines Speers war gleich einem Weberbaum;" aber er schwang ihn gleich einer Ruthe.

Dies ist die Form, soweit wir dieselbe darzustellen vermögen, in welcher sich das Eigenthümliche von Schillers Leben und Werken nach und nach dem Geist eines von der Welt zurückgezogenen Mannes einprägte, den er oft in seiner Einsamkeit entzückt, belehrt, erheitert und gerührt hat. Der ursprüngliche Eindruck, den dieselben in England hervorbrachten, war bekanntlich schwach und dem Verdienst der Werke nicht angemessen, unsere Bearbeitung ist es noch weit weniger; doch haben wir so gut wir konnten einen Versuch gemacht. Die Gestalt Schillers und die übrigen

Gebilde seiner Phantasie sind da, er selbst hält in der Hand einen Spiegel „der uns noch Viele Andere zeigt.“

In den Augen derer die ihn so betrachten wie wir es wünschen, bedarf Schiller keines weitern Lobes. Um der Literatur willen bemerken wir noch, daß er sein Verdienst ganz vorzüglich ihr verdankte. Die Literatur war sein Glaube, das Gebot seines Gewissens; er war ein Apostel des Erhabenen und Schönen, und dieser sein Beruf machte einen Held aus ihm. Denn er betrachtete seine Bestimmung im Geiste eines wahren Mannes, und strebte darnach sie zu erreichen; die Begeisterung, welche sie ihm einflößte, diente dazu die edelste Gemüthsstimmung in ihm zu unterhalten. Nach Schillers Ansicht war es nicht der Zweck der Literatur, durch glänzende Schauspiele für die Einbildungskraft, oder durch zierliche Paradoxen und spitzfindige Untersuchungen für den Verstand, dem Müssiggänger eine Belustigung oder dem Geschäftsmann eine Erholung zu gewähren, am allerwenigsten aber auf irgend eine Weise der Selbstsucht ihrer Bekenner zu willfahren oder ihre Bosheit, Geldliebe und Ruhmsucht zu befriedigen. Für Menschen, die die Wissenschaft zu solchen Zwecken erniedrigen konnten, hatte er stets die größte Verachtung deren seine freundliche Natur fähig war, in Bereitschaft. „Beklagenswerther Mensch,“ sagt er zu dem literärischen Krämer, dem Manne der des Gewinns halber schreibt, „beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge der Wissenschaft und Kunst nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem Schlechtesten! Der im Reich vollkommener Freiheit eine Sclavenseele mit sich herumträgt!“ Wie Schiller es betrachtete, umschließt die echte Literatur das Wesentliche der Philosophie, Religion und Kunst; und was nur immer zu dem un-

sterblichen Theil des Menschen redet. Sie ist die Tochter und zugleich die Pflegerin alles Geistigen und Hohen in unserem Charakter. Die Gabe, die sie gewährt, ist Wahrheit; nicht blos physische, politische, ökonomische Wahrheit, wie sie der sinnliche Mensch beständig verlangt, sie zu belohnen am bereitwilligsten ist und auch im Allgemeinen am ersten findet; sondern Wahrheit im sittlichen Gefühl, Wahrheit im Geschmack, kurz jene innere Wahrheit in ihren tausend Modificationen, welche nur der feinste Theil unseres Wesens wahrzunehmen vermag, ohne welche jedoch dieser Theil schmachtet und dahinstirbt und wir unser Geburtsrecht einbüßen; von nun an nichts weiter als Erdgeborne zum Genuß geschaffene Maschinen, die nicht länger würdig sind, Söhne des Himmels genannt zu werden. Die Schätze der Literatur sind also himmlisch, unvergänglich, über allen Preis erhaben: bei ihr ist das Heiligthum unserer schönsten Hoffnungen, das Palladium der reinen Mannheit; ein Wächter und Diener desselben zu seyn, ist die höchste Würde, die einem Menschen zu Theil werden kann. Das Genie ist selbst in seinen schwächsten Funken eine Gabe göttlicher Eingebung; ein feierliches Gebot an den Befähigten hervorzutreten, und in seiner Sphäre zu wirken, unter seinen Brüdern das heilige Feuer anzufachen, welches die schwüle unreine Atmosphäre dieser Welt, für immer zu verlöschen droht. Wehe ihm, wenn er diesen Befehl vernachlässigt, wenn er die leise ruhige Stimme in seinem Innern nicht hört! Wehe ihm, wenn er diese begeisterte Gabe, zur Dienerin seiner bösen unedlen Leidenschaften herabwürdigt; wenn er sie opfert auf dem Altar der Eitelkeit, wenn er sie für ein Stück Geld verkauft.

„Der Künstler," sagt Schiller, „ist zwar der Sohn „seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr

„Zögling oder gar auch ihr Günstling ist. Eine wohlthä-
„tige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner
„Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern
„Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel
„zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden
„ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert
„zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu er-
„freuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn,
„um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der
„Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern
„Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwan-
„delbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus
„dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die
„Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Ver-
„derbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter
„ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann
„die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die
„keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer
„des ersten Jahrhunderts hätte längst schon die Knie vor
„seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht
„standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die
„Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schand-
„thaten eines Nero und Kommodus beschämte der
„edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die
„Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat
„sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die
„Wahrheit lebte in der Täuschung fort, und aus dem
„Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden.
„So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so
„schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend
„und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr sie-
„gendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die

„Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der
„Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in
„den Thälern liegt.

„Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Ver-
„derbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfan-
„gen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke auf-
„wärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht nieder-
„wärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich
„frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen
„Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem
„ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Ge-
„burt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet,
„überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die
„Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde
„des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu er-
„zeugen. Dieses präge er aus in Täuschungen und Wahr-
„heit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und
„in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinn-
„lichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in
„die unendliche Zeit." *).

Auch müssen wir daran erinnern, daß dies nicht die
Ansichten eines aufbrausenden, ungestümen, unerfahrnen
Jünglings waren, der zwar das Gebiet der Literatur mit
heldenmüthiger Glut der Empfindung betritt, den jedoch
die Schwierigkeiten und Versuchungen bald genug ab-
schrecken oder verwirren, sondern es sind die ruhigen
Grundsätze eines Mannes, die er mit redlicher Beherztheit
und zu einer Zeit aussprach, da die Welt dieselben mit
seinem vorhergegangenen Leben vergleichen konnte. In
diesem eben so richtigen als erhabenen Geiste widmete sich

*) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

Schiller dem literarischen Geschäft; in demselben Geiste setzte er es Zeitlebens mit unermüdlicher Kraft fort. Einige gewöhnliche und manche ungewöhnliche Schwierigkeiten einer unsichern abhängigen Existenz, vermochten weder seinen Eifer zu hemmen noch denselben zu schwächen: sogar Krankheit konnte ihm nur mit Mühe und Noth etwas anhaben. In den letzten fünfzehn Jahren schrieb er seine erhabensten Werke; doch verging, wie es nur zu erwiesen ist, kein Tag ohne sein gehöriges Maaß von Schmerzen *). Der Schmerz vermochte ihn weder von seinen Vorsätzen abwendig zu machen, noch seine Seelenruhe zu erschüttern: selbst im Tode ward er ruhiger und ruhiger. Auch blieb er schon hienieden nicht ohne einigen Lohn. Zu Ehren der Welt muß es gesagt werden, daß ihr Beifall, nach dem er nie geizte, ihm in hohem Grade zu Theil ward: glücklicher als der große Milton, fand er noch bei seinen Lebzeiten die „rechten Zuhörer" und ihre Zahl war nicht klein. Er hat auf die Geister seines Vaterlandes einen tiefen und allgemeinen Eindruck hervorgebracht, der allem Anschein nach, bleibend seyn wird: eben so entschieden muß in Kurzem sein Einfluß in andern Ländern seyn; denn so viel Herzens- und Seelenadel in so schönen unsterblichen Sinnbildern verkörpert, ist ein Schatz, der nicht blos einer Nation sondern der ganzen Welt angehört. In folgenden Zeitaltern wird Schiller unter den ersten Köpfen seines Jahrhunderts einen Platz einnehmen; und den Auserwählten aller Jahrhunderte zur Seite stehen

*) Bei einer ärztlichen Untersuchung seines Leichnams fand man, daß fast alle Lebensorgane zerstört waren. Man hat die Lunge meist zerstört, die Herzkammer fast verwachsen, die Leber verhärtet, und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden. Doering.

können. Seine Werke, das Denkmal dessen was er war und was er that, werden sich von weitem gleich einer hohen Grenzmark in der öden Vergangenheit erheben, wenn die Entfernung die kleinern ihn umgebenden Menschen, welche ihn vor den Blicken des Beobachters verbargen, längst zu unsichtbaren Zwergen eingeschrumpft hat.

Im Ganzen können wir ihn glücklich preisen. Seine Tage verflossen im Anschaun idealischer Größe; er lebte in der Anbetung und Verherrlichung der ganzen Natur; seine Gedanken waren mit Weltweisen und Helden, mit Scenen elisäischer Schönheit beschäftigt. Es ist wahr, er hatte weder Ruhe noch Rast; doch genoß er das volle Bewuſstseyn seiner eignen feurigen Thätigkeit, welches bei Männern wie er, jenes aufwiegt. Es ist wahr, er kränkelte lange Zeit, aber schuf seine Phantasie nicht gerade da Max Piccolomini und Thekla, die Jungfrau von Orleans, und die Scenen des Wilhelm Tell? Es ist wahr, er starb früh; aber der aufmerksame Leser ruft mit Carl dem XII. bei einer andern Gelegenheit aus: war es nicht lange genug gelebt, da er Königreiche erobert hatte? Diese Königreiche, die Schiller eroberte, waren nicht für eine Nation, auf Unkosten der andern erworben; kein Blut des Patrioten, keine Thränen von Wittwen und Waisen befleckte dieselben; es sind Königreiche, die er sich in unfruchtbaren Gebieten der Dunkelheit erobert hatte, um das Glück, die Würde und die Macht aller Menschen zu erhöhen; es sind neue Formen der Wahrheiten, neue Grundsätze der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, die er dem leeren formlosen unendlichen Raum abgenommen; zum κτῆμα εἰς ἀεὶ oder zum ewigen Eigenthum aller Geschlechter dieses Erdballs.



Anhang.

Daniel Schubart.

Note A. pag. 38.

Der begeisterte Unwille, welcher sich in den Räubern so klar ausspricht, wird zum Theil Schillers Umgang mit Schubart zugeschrieben. Dies scheint eben so weise als die Hypothese von Gray's Alderman, welcher, nachdem er ein halbes Jahrhundert Schildkrötensuppe gegessen, seine zerstörte Gesundheit von zwei unreifen Trauben herleitet; „er fühlte die Kälte davon in seinem Magen, sobald als sie hinunter waren, und genaß nie wieder." Es scheint, daß Schiller Schubart nur ein einziges mal sah, und ihre Unterhaltung war nicht vertrauter Art. Welchen Einfluß diese Zusammenkunft auch auf erstern geäußert haben möchte, so würde doch letzterer deshalb hier keine Erwähnung verdienen: wir sprechen von ihm aus andern Gründen. Schubarts Geschichte, die an und für sich nicht ohne Interesse ist, entwickelt in ganz besonderem Lichte die Umstände, in welchen sich Schiller gegenwärtig befand; und kann dazu dienen, seine großen Besorgnisse zu rechtfertigen, welche außerdem unsern glücklichen Inselbewohnern

kleinlich und übertrieben erscheinen möchten. Aus diesen Gründen fügen wir folgende Skizze bei.

Schubarts Charakter ist kein neuer in der Literatur; auch kann es nicht befremden, daß sein Leben unglücklich war. Er besaß einen feurig schöpferischen Geist; eine glühende Phantasie, ein wohlwollendes Herz; jede Fähigkeit — außer Fleiß, jede Tugend — außer der, welche die Klugheit verlangt; so ist aber oft der Charakter des Dichters, und das natürliche Resultat davon ist ebenfalls häufig gezeigt, und hinlänglich beklagt worden. Dieser Mann war Einer von den Vielen, die den Ocean des Lebens „mit mehr Segeln als Ballast durchschiffen," seine Fahrt sprach allen Regeln der Schiffskunst Hohn, und mußte nothwendig in einem Schiffbruch enden.

Christian Friedrich Daniel Schubart war zu Obersontheim in Schwaben den 26. April 1739 geboren. Sein Vater, ein leutseliger Mann, verwaltete den vielfachen Posten eines Schullehrers, Cantors und Pfarrvikars, welche Würden er nicht ohne mannichfaltige Verbesserungen und Abschaffung von Mißbräuchen in mehreren Dörfern desselben Districtes hinter einander bekleidete. Daniel war anfangs ein Wesen voller Widersprüche; seine Entwickelung ging gleichsam ruckweise und fieberhaft vor sich. Eine Zeitlang schlief er in der Schule: in einem Alter von sieben Jahren konnte er noch nicht lesen, und hatte sich in den Ruf eines vollkommenen Dummkopfes gesetzt. Doch „plötzlich," sagt sein Biograph, „sprang die Rinde, die seinen Geist umschloß" und Daniel wurde das Wunder der Schule! Sein guter Vater wollte nun einen Gelehrten aus ihm machen; im 14ten Jahr brachte er ihn in das Lyceum zu Nördlingen, und zwei Jahre später in eine ähnliche Anstalt zu Nürnberg. Hier entwickelte sich Schubart in seiner gan-

zen natürlichen Fülle. Er las die Klassiker und vaterländischen Dichter; er sprudelte, speculirte; schrieb fließende Gesänge; zeigte ein entschiedenes Talent für Musik, und componirte sogar Lieder für das Clavier! Kurz sein Genie fand Anerkennung: und seine Aeltern willigten ein, daß er nach Jena gehen, und dort einen theologischen Cursus machen sollte.

Doch das Schicksal wollte es anders; er reiste dahin ab; aber nach Erlangen gekommen, beschloß er nicht weiter zu gehen, sondern seinen Cursus gleich hier zu beginnen. Eine Zeitlang studirte er fleissig; doch später wechselten heftige Anfälle von Müssiggang und Ausschweifung mit einander ab. Er ward ein Bursche der schlimmsten Art. Er trank, declamirte, schwelgte und machte Schulden; bis seine Aeltern, unfähig solche Ausgaben noch irgend länger zu bestreiten, die erste Gelegenheit ergriffen, um ihn zurückzurufen. Er kam nach Hause mit einem durch Unmässigkeit zerrütteten Gemüth und einer für immer zerstörten Gesundheit; sein Herz war von Reue, Eitelkeit und Vergnügungssucht abwechselnd bestürmt; mit Thätigkeit und Grundsätzen unbekannt, war sein Kopf ein Strudel, in welchem wissenschaftliche Fragmente, Phantasien und Irrthümer, chaotisch durch einander geworfen waren. Doch konnte er fertig lateinisch reden, und mit absprechendem Ton über die Revolutionen der Philosophie raisoniren. Solche Talente erwarben ihm die Verzeihung seiner Aeltern; der geistliche Sinn seines Vaters war mehr als versöhnt, bei der Entdeckung, daß Daniel auch predigen und Orgel spielen konnte. Die guten alten Leute liebten den Verschwender immer noch, und fuhren fort, ihre Hoffnung auf ihn zu setzen.

Als Prediger war Schubart anfangs sehr populär; er ahmte Cramern nach; entfaltete jedoch zu gleicher

Zeit eine eigenthümliche ausgezeichnete Gabe der Kanzelberedsamkeit. Indeß versäumte er es gänzlich dieselbe auszubilden: und auf sein Talent und den Beifall den es gefunden, vertrauend, verübte er im Angesicht des Himmels solche unsinnige Streiche, daß entweder seine Zuhörer dabei gähnten, oder ihn durch lautes Gelächter verspotteten. Oft predigte er aus dem Stegreif; einmal sogar in Versen! Seine Liebe zur Gesellschaft und Bequemlichkeit, noch mehr aber seine Liebe zur Musik, zogen ihn vom Studiren ab. Er hatte ganz besondere Anlagen zum Organisten; aber die Concordanz handhaben, und die schwellenden Blasebälge treten lehren, waren unerträgliche Dinge.

Doch war es dem allen ungeachtet unmöglich, Schubart zu hassen, oder ihm nur ernstlich gram zu seyn. Ein fröhlicher trällernder sorgloser Sterblicher, strahlte Gutmüthigkeit, Arglosigkeit des Herzens, fröhlicher Scherz, aus jedem seiner Gesichtszüge; er wünschte keinem Sohn Adams etwas Böses. Er war Musiker und Dichter, er verfasste süße Lieder, und sang sie sodann selbst; humoristisch, sinnig, gesprächig, glänzte seine Rede, obwohl zwecklos und überflüssig, durch die Farben der Phantasie, und hie und da durch die schärfsten Blitze des Verstandes. Er war eitel, doch ohne den geringsten Stolz; und die Vollkommenheiten, die er an sich selbst liebte, fanden auch ihrerseits an Andern eine warme Anerkennung. Er war ein Mann von wenig oder gar keinen Grundsätzen, doch von einem vortrefflichen Nervensystem. War er unter seinen auserwählten Kammeraden, so konnte ihm ein Krug mittelmäßiges Bier und eine Pfeife Taback die Erde in ein Elysium verwandeln, und seine Mitbrüder zu Halbgöttern machen. Sah man ihm in das lachende Auge, in sein heitres Gesicht, so war man in Versuchung zu vergessen, daß er ein gewissen-

loser Priester war, und daß er die Pflichten gegen die Welt gänzlich vernachlässigte.

Wäre das Leben ein bloßes Mayspiel, so würde Schubart der beste Mensch, und der weiseste unter allen Philosophen gewesen seyn.

Unglücklicher Weise war dies nicht der Fall: vergebens hatte die Stimme des Gewissens zu ihm geredet; die der Noth war eindringlicher. Er verließ das väterliche Haus, und nahm eine Stelle als Hofmeister bei einer Familie in Königsbronn an. Doch die Jugend zu unterrichten, dies hatte nur wenig Reiz für Schubart: er gab sehr bald diesen Platz zu Gunsten eines jüngern Bruders auf; und versuchte es einige Zeit, sich dadurch seinen Lebensunterhalt zu erwerben, daß er den Geistlichen in der Nachbarschaft im Predigen Beistand leistete. Doch nicht lange, so zog er die Pädagogik dem Hungertode vor, und wurde abermals Lehrer. Diese bittere Arznei ward indeß durch eine Beimischung von Musik versüßt; denn er wurde nicht allein als Schulmeister, sondern auch als Organist in Geißlingen angestellt. Nun bekam er einen Anfall von Fleiß: die vergangene Noth hatte Eindruck auf ihn gemacht; und der Pfarrer des Orts, der in der Folge seine Schwester heirathete, war gegen ihn liebreich, und zugleich geschickt genug, diesen Eindruck zu seinem Vortheil zu benutzen. Wäre der arme Schubart stets in solchen Händen gewesen, so hätte man ihm wohl nie das Beiwort arm geben können. In dieser kleinen Dorfschule führte er an die Stelle alter Mißbräuche wichtige Verbesserungen ein, und dadurch gewann er einige schätzenswerthe Gelehrte für sich. Auch studirte er zu seinem eignen Nutzen recht fleißig. Hier war sein Betragen, wenn auch nicht völlig tadellos, doch wenigstens um Vieles gebessert. Seine Verheirathung im 25.

Jahr hätte ihn vollends bekehren können; denn seine Frau war ein gutes sanftmüthiges liebenswürdiges Geschöpf, die mit ganzer Seele an ihm hing, und ihr Leben für ihn gelassen hätte.

Doch neue Beförderungen erwarteten Schubart und mit ihnen neue Versuchungen. Sein Ruhm als Musiker hatte sich verdientermaßen ausgebreitet: er drang bis nach Ludwigsburg, und sogar der Herzog von Würtemberg hörte davon sprechen!

Der Schulmeister von Geißlingen wurde demnach 1768 als Organist und Musik-Director an diesen fröhlichen glanzvollen Hof berufen. Mit vergnügtem Herzen warf er die Ruthe weg, und eilte dem Ort zu, wo immerwährende Freuden ihn zu erwarten schienen. Er stürzte sich eifrig in die Geschäfte und Vergnügungen. Außer Musik, die er mit großem Beifall öffentlich und im engern Kreise lehrte und ausübte, ertheilte er den Offizieren Unterricht in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft; er plauderte und schmauste; er verfaßte Gesänge und Rhapsodien; er las über Geschichte und Literatur. Alles dies war mehr als Schubarts Kopf vertragen konnte. In kurzer Zeit gerieth er in Schulden; er pflegte Umgang mit Virtuosen; fing an Voltaire zu lesen, und im Rausch gegen die Religion zu sprechen. Von dem Rang eines Genies sank er schnell zu dem eines ruchlosen Menschen herab; seine Umstände wurden immer zerrütteter, und er besaß nicht die Gabe Ordnung hineinzubringen. Klugheit war nicht eine von Schubarts Tugenden; das was ihr noch am nächsten kam, war dann und wann etwas List. Seine Frau liebte ihn noch immer; liebte ihn mit jener ausharrenden Zärtlichkeit, welche gerade dadurch, daß sie keine Erwiederung findet, nur noch größer wird. Lange hatte sie seine

Thorheiten und Vernachlässigung geduldig ertragen, schon glücklich, wenn ihr bisweilen eine flüchtig freundliche Stunde zu Theil ward. Doch seine endlose Schwelgerei und die Noth, in die sie und ihre unglückliche Familie dadurch geriethen, überwältigten zuletzt ihr Herz; sie wurde schwermüthig, beinahe gemüthskrank; und ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern wieder zu sich, von dem Verschwender weg, der sie ins Unglück gebracht hatte. Schubarts Laufbahn in Ludwigsburg nahte sich ihrem Ende; seine Ausschweifung wurde größer und immer mehr drückten ihn Schulden; wegen eines Scandals mit einem jungen Frauenzimmer ward er ins Gefängniß geworfen und nur unter der Bedingung frei gelassen, fortan das Gebiet des Herzogs zu meiden.

Verlassen und heimathlos wanderte nun Schubart auf der harten Landstraße mit einem Stocke in der Hand, und einem einzigen Thaler im Beutel, und wußte nicht wohin er gehen sollte. In Heilbronn gestattete ihm der Bürgermeister v. Wachs, der Frau Bürgermeisterin Clavier-Unterricht zu geben; und Schubart starb wenigstens nicht vor Hunger. Eine geraume Zeit wanderte er hin und her, mit vielen unausführbaren Plänen; hier um Lebensmittel ansprechend, dort über Musik lesend oder Unterricht in derselben ertheilend; bald zog er durch sein Genie und sein Unglück gute Menschen an sich, welche sich jedoch durch die Fehler, die ihn so erniedrigt hatten, in Kurzem wieder zurückgestoßen fühlten. Einst schien es als ob ein Strahl von Hofgunst seinen Pfad wiederum erhellen wollte: der Churfürst von der Pfalz nämlich hatte von seinen Talenten gehört, und ließ ihn von Schwetzingen holen, damit er ihm etwas vorspielte. Sein Spiel befriedigte das churfürstliche Ohr, und Schubarts Glück wäre ge-

macht gewesen, hätte er nicht in der Unterhaltung mit Seiner Hoheit, zufällig eine etwas freie Meinung über die Mannheimer Akademie geäußert, welche zu jener Zeit das Steckenpferd des Churfürsten war. Augenblicklich nach diesem unglücklichen Versehen schloß sich vor Schubarts Augen die Gnadenpforte zu, und er stand einsam auf der Straße wie zuvor.

Endlich hatte ein gewisser Graf Schmettau Mitleiden mit ihm, und bot ihm sein Haus und seine Börse an, was der ermüdete Wanderer mit Freuden annahm. Er begegnete daselbst dem Bairischen Gesandten, Baron Leiden, der ihm rieth catholisch zu werden, und die zurückkehrende Gesandtschaft nach München zu begleiten. Schubart zögerte zwar, seiner Religion zu entsagen, reiste jedoch auf gut Glück mit seinem neuen Gönner ab. Unterwegs spielte er vor dem Fürst-Bischof von Würzburg; ward von Seiner Hochwürden mit Gold und Beifall belohnt, und kam so unter guten Vorbedeutungen in München an. Hier schien es eine Zeitlang, als wolle ihm das Glück wieder lächeln. Die Häuser der Großen waren ihm geöffnet; er erzählte, musicirte, und lebte jeden Tag in Lust und Freuden. Er ging nun wegen der großen päpstlichen Angelegenheit ernstlich mit sich zu Rathe; bald hier bald dorthin sich neigend, war er noch verlegen, was er wählen sollte, als der Zufall ihn gänzlich dieser Mühe überhob.

Eine angesehene Person in München schrieb nach Würtemberg um sich zu erkundigen, wer oder was dieser allgemeine Liebling wäre, und erhielt zur Antwort, der allgemeine Liebling sey ein Schurke, und aus Ludwigsburg verbannt worden, weil er den heiligen Geist geleugnet. Schubart durfte sich glücklich preisen, daß er sich ganz in der Stille aus dem Staub machen konnte.

Noch einmal ohne Zweck und Ziel auf der Landstraße, wendete sich der Wanderer nach Augsburg, weil es eben die nächste Stadt war, und — fing daselbst eine Zeitung an. Unter seinen Händen blühte die Deutsche Chronik; in Kurzem trug sie das Gepräge eines muntern talentvollen Bearbeiters; mit der Zeit wurde sie eines der gelesensten Journale des Landes. Schubart war wieder ein glücklicher Mann; seine Schriften, welche den Stempel seines eigenen kraftvollen Geistes trugen, wanderten durch ganz Europa; Künstler und Gelehrte sammelten sich um ihn; er besaß Geld, Ruhm; die Zimmer der Reichen und Adelichen standen ihm offen, man hörte seiner von Witz und guter Laune überfließenden mannichfaltigen Unterhaltung mit Entzücken zu. Er schrieb Zeitungsartikel und Gedichte; er lehrte die Musik und gab Lese-Conzerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter, sowie Klopstocks Messias in einer gedrängten und enthusiastischen Versammlung mit dem größten Beifall vortrug. Schubarts böser Genius schien zu schlummern, doch er selbst weckte ihn wieder. Seit seiner Verbannung aus Ludwigsburg hatte er einen Groll auf die Geistlichkeit; und jetzt benutzte er sein Journal, um seinem Herzen Luft zu machen. Er kritisirte die Augsburgischen Priester, sprach über ihre Selbstsüchtigkeit, wie über ihr Kauderwelsch — und ergriff jede Gelegenheit, um ihr Verfahren lächerlich zu machen. Besonders aber die Jesuiten, die er für eine ohnmächtige Körperschaft hielt, behandelte er ausserordentlich frei, indem er ihre Betrügereien dem öffentlichen Tadel aussetzte, — und gewisse Großsprecher, die unter ihrem Schutz standen, der Beschimpfung Preis gab. Das Jesuitische Thier lag am Boden, aber war nicht todt: noch hatte es Kraft genug Jedem der ihm zu nahe trat, einen gefährlichen Stoß zu

versetzen. Eines Abends kam eine Gerichtsperson und kündigte ihm Kraft einer Vollmacht des katholischen Bürgermeisters Arrest an! Schubart sah sich genöthigt ins Gefängniß zu gehen. Die Häupter der protestantischen Parthei machten einige zu seiner Rettung günstige Versuche, sie verschafften ihm die Freiheit, aber unter der Bedingung, daß er augenblicklich die Stadt verlasse. Schubart verlangte sein Verbrechen zu wissen; doch der Rath erwiederte ihm: „wir handeln nicht ohne Ursache; und dies mag Ihnen genug seyn." Und mit dieser unzulänglichen Genugthuung sah er sich gezwungen, die Stadt zu verlassen.

Doch Schubart war in der Verbannung kein Grübeler geworden —; eine so geringfügige Begebenheit vermochte ihn nicht aus seinem Gleichmuthe zu bringen. Aus Augsburg vertrieben, suchte der philosophische Schriftsteller eine Zuflucht in Ulm, wo bereits anderer Gründe wegen der Verlag seines Journals statt fand. Die deutsche Chronik war hier so glänzend, als sie nur je gewesen; sie verbreitete sich mehr und mehr in Deutschland, Abdrücke davon kamen sogar nach London, Paris, Amsterdam und Petersburg. Auch hatten des Verfassers Glücksumstände keine große Aenderung erlitten; seine Beschäftigungen, seine Honorare, seine Thorheiten, seine Freunde und Feinde waren noch immer dieselben. Letztere etwas geschäftiger als früher, brachten Verleumdungen in Umlauf; machten Carikaturen, verfaßten Pasquille auf ihn, worauf er indeß nur wenig gab. Ein Mann der drei oder viermal verbannt, eben so oft im Gefängniß, und viele Jahre auf dem Punkt war, zu verhungern, der macht sich nichts aus ein oder zweihundert Schmähschriften. Schubart hatte Frau und Kinder wieder zu sich genommen, auch fehlte es ihm nicht an Geld sie zu erhalten; er sang, fiedelte, schwatzte

und schrieb, „baute den erhabenen Reim" und kümmerte sich wenig um Niemand.

Doch grausamere Feinde als diese, lauerten dem unbedachtsamen Zeitungsschreiber auf. Noch immer hatten die Jesuiten ihre Katzenblicke auf ihn gerichtet, und sehnten sich darnach, ihm ihre Krallen in sein Fleisch zu schlagen. Dazu fanden sie einen gewissen General Ried, der sich wegen eines eigenen Streites mit ihnen verband. Dieser General Ried, der Oestreichische Minister in Ulm, hatte Schubart einen unversöhnlichen Haß geschworen, einer Ursache wegen, welche beweist, daß er der schwächste Mann seines oder irgend eines Jahrhunderts war: Schubart hatte sich einst verbindlich gemacht vor ihm zu spielen, da er aber fand, daß das Clavier nicht in Ordnung war, so schlug er es ohne weitere Umstände ab. Des Generals stolzer Geist verlangte Rache an diesem unverschämten Plebejer; die Jesuiten ermuthigten ihn; und so lag alles eifrig auf der Lauer.

Es dauerte nicht lange, so zeigte sich die erwünschte Gelegenheit. Im Jahr 1778 erschien in Schubarts Zeitung ein Auszug aus einem Brief aus Wien, worin gesagt war, daß die Kaiserin Maria Theresia von einem Schlagfluß getroffen wäre. Als der General dies las, wendete er sich augenblicklich an Seine Durchlaucht den Herzog, und begehrte, man solle ihm den Verfasser dieses „abscheulichen Pasquilles" ausliefern, damit derselbe sein Verbrechen mit einer lebenslänglichen Gefangenschaft in Ungarn büße. Der Herzog bat seinen edeln Freund ruhig zu seyn, da er schon längst sein Augenmerk auf diesen Mann gerichtet habe, und selbst Sorge für ihn tragen wolle. Demzufolge kam wenige Tage nachher Herr von Scholl, der Aufseher des Klosters von Blaubeuren, zu Schubart,

und lud ihn mit vielen Complimenten zu Tische, da ein Fremder seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Schubart sprang zu diesem Wolf in Schafskleidern in den Schlitten, und so fuhren sie fort nach Blaubeuren. Daselbst angelangt, ließ ihn der ehrenwerthe Herr von Scholl in einem Zimmer allein, und kehrte bald darauf — mit mehreren Gerichtsbeamten zurück, wovon der erste auf Schubart zukam, und ihn für seinen Arrestant erklärte! — Der unglückliche Schubart hielt es anfangs für einen bloßen Scherz; aber ach hier ward nicht gescherzt! Nun, sagte Schubart mit einer Fassung, die kaum zu erwarten war, er hoffe, der Herzog werde ihn nicht ungehört verdammen! Auch hierin hatte er sich betrogen; die Beamten nahmen ihn mit sich in einen Wagen, und fuhren ohne Zeitverlust nach Hohenasperg. Hier war der Herzog und die Herzogin zugegen, als diese Bluthunde mit ihrer Beute anlangten; das fürstliche Paar schaute durch das Fenster, als die Gruppe sich vorbeibewegte, und eines ihrer Mitgeschöpfe der Sonne und dem Himmel den letzten scheidenden Blick zuwarf.

Gaben auch bis jetzt die Thorheiten dieses Mannes, seinen Leiden den Anstrich eines Possenspiels, wenn sie selbst theilweis unverdient waren, so müssen doch diese Gefühle dem Unwillen über seine grausamen kaltblütigen Verfolger Platz machen. Schubart, der nie einer Fliege wehe that, und trotz allen Unbesonnenheiten doch keines Menschen Feind war, außer sein eigener, ward in einen unterirdischen engen Kerker geworfen, wo ihm ohne Buch, ohne Feder, ohne irgend eine Beschäftigung oder Gesellschaft, nichts übrig blieb, als bittere Empfindungen wiederzukäuen, und die bleiernen Monde zu zählen, die über seinem Haupte dahin strichen, und keine Milderung seines Elends herbeiführten.

Se. Durchlaucht der Herzog von Würtemberg, ja selbst der heroische General, würden eine völlige Genugthuung darin gefunden haben, hätten sie ihn sehen können: physischer Schmutz, verbunden mit Seelenleiden wirkten gleich zerstörend auf ihn ein, und nach Verlauf eines Jahres war er so schwach geworden, daß er nicht anders mehr als an die Mauern seiner Zelle gelehnt, aufrecht zu stehen vermochte. Noch eine kleine Weile und er war außer dem Bereich all seiner Tyrannen. Dies lag indeß nicht in ihrem Plan. Der Gefangene wurde in ein gesundes Zimmer gebracht; es wurden ihm einige Bücher gestattet, er durfte gewisse Menschen sehen, und hatte wenigstens das Vorrecht, ungestört zu denken und Athem zu holen. Ferner ward er durch die Nachricht erfreut, daß man mit seiner Frau und Kindern gütig verfahren war: den Söhnen hatte man den Zutritt in die Akademie von Stuttgart vergönnt, wo Schiller jetzt eben studirte; ihrer Mutter aber eine Pension von zweihundert Gulden zugesichert. Es ist außer allem Zweifel, daß Karl von Würtemberg ein schwacher, herzloser Mensch, doch wissen wir nicht, daß er grausam war: es ist leicht möglich, daß er bei Schubarts Bestrafung glaubte, er erfülle eine wichtige Pflicht gegen die Welt. Man muß nur bedauern, daß noch eine andere Pflicht außer der ohne Nachtheil für Andere in der Welt zu leben, solchen Händen übertragen war; daß von Männern wie Karl und Rieb, denen ein so geringes Maaß der gewöhnlichsten menschlichen Fähigkeiten zu Theil geworden, das Schicksal irgend eines lebenden Wesens abhing.

Ein zweiter mildernder Umstand in Schubarts Schicksal, war der Charakter des Festungs-Commandanten. Dieser leutselige Mann hatte selbst das zarte Erbarmen einer „väterlichen" Regierung genossen; er kannte die

Beschaffenheit eines Kerkers besser wie sein Gefangener. Denn „vier Jahre lang," wird erzählt, „sah er kein menschliches Antlitz; seine kärgliche Nahrung ward ihm durch eine Fallthür herabgelassen; weder Tisch noch Stuhl waren ihm vergönnt, seine Zelle wurde nie gekehrt, man ließ ihm Bart und Nägel wachsen; sogar die niedrigsten Bequemlichkeiten der civilisirten Menschheit waren ihm versagt!" *) Auf diesen Mann hatte der Kummer einen mildernden, nicht verhärtenden Einfluß geäußert: er war fromm und barmherzig geworden; er ließ es sich angelegen seyn Schubarts hartes Schicksal durch jedwedes Mittel, das in seiner Macht stand, zu erleichtern. Er sprach ihm Trost zu, kam seiner Gebrechlichkeit zu Hülfe, und lieh ihm trotz des Verbots die Bücher, welche er besaß. Diese bestanden freilich nur in Abhandlungen über Theosophie und mystische Frömmigkeit; doch sie waren das beste, was er hatte, und gewährten Schubart in seinem einsamen Kerker Beschäftigung und Trost.

Die menschliche Natur gewöhnt sich an Alles. Der König von Pontus brachte es dahin, Gift zu essen: Schubart, der aus Unmäßigkeit und Lustigkeit zusammengesetzt war, starb nicht durch die Gefangenschaft und Enthaltsamkeit; Voltaire und heitere Gesellschaft hatte er verloren, er fand Freude an der Einsamkeit und Jacob Böhm.

Zu gütig war die Natur gegen ihn gewesen, als daß sie ihn auch im Elend ganz freudlos hätte lassen sollen. Die unstäten zügellosen Ausbrüche seines Geistes, die so oft eine ganze Tafel zu schallendem Gelächter hinriß, und ihn

*) Und doch soll Hr. Fox gesagt haben: es wäre eine freie Regierung auf dem Continent, und diese Eine sey — Würtemberg. Sie hätten ein Parlament und drei Stände gleich den Engländern. — So viel von papiernen Constitutionen!

zum gefährlichsten unter allen Schwelgern machten, hatten sich jetzt zu einer dunkeln Schwärmerei gemildert, deren schwarzer Hintergrund noch häufig genug mit allen Farben des Regenbogens geschmückt war. Sein Gehirn hatte einen leichten doch unheilbaren Riß erhalten; seinem unstäten Eifer war eine gewisse Erbitterung beigemischt; doch fühlte er sich nicht elend, ja oft nicht einmal trostlos. Seine Frömmigkeit war zwar nicht die rechte; aber hinreichend genug für den gegenwärtigen Zweck; er war zu gleicher Zeit Skeptiker und Mystiker, ein echter Schüler Böhms sowohl als Voltaires. Für betrübte, unentschlossene, mit Phantasie begabte Menschen wie Schubart, ist dies kein so seltenes noch ganz unwirksames Hülfsmittel: mit ihrem Verstande zweifeln sie, aber ihr Herz empört sich gegen die kleinste Zuflüsterung; sie wagen es nicht in den bodenlosen Abgrund des Unglaubens hinab zu sehen, deshalb bedecken sie denselben mit dem dichten und in seltsame Farben spielenden Dunst der Theosophie.

Von nun an gebrauchte Schubart dann und wann die Ausdrücke und Bilder der Religion; doch ihre Grundsätze hatten in seiner Theorie der menschlichen Pflichten keine Aenderung hervorgebracht; sie war keine Nahrung, um seinen schwachen Geist zu stärken, sondern eine betäubende Arznei, um sein Begehren einzuschläfern.

Schubart hatte noch andere Hülfsquellen: gleich andern großen Männern fing er an, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Es ist wahr, er hatte weder Dinte noch Federn; doch dies vermochte ihn nicht abzuschrecken. Ein Mitgefangener, dem er, als jener eines Tages an seinem Fenstergitter vorüberging, seinen Wunsch mitgetheilt hatte, ging sogleich in den Plan ein: beide entwarfen den Anschlag, in der Mauer, die ihre Zimmer von einander trennte,

einen Stein los zu machen; wenn nun die Gefängnißthüren für die Nacht verriegelt waren, nahm dieser freiwillige Sekretär seinen Platz ein; Schubart zog seine Matratze an die freundliche Oeffnung, legte sich darauf nieder, und dictirte jenem flüsternd seine abentheuerliche Geschichte. Diese Memoiren sind aufbewahrt und, von einem Sohn Schubarts vervollständigt, dem Druck übergeben worden: oft wünschten wir dieselben zu sehen — doch vergebens.

Am Tage hatte Schubart die Freiheit, gewisse Besuchende zu sprechen. Einer davon war, wie schon gesagt, Schiller. Daß die Begeisterung des freundlichen Knaben in dieser einzigen Zusammenkunft Schubarten sehr erfreute, konnten wir vermuthen, wenn er uns auch nicht selbst davon benachrichtigt hätte. „Außer Schiller," sagte der gefangene Veteran, als er in der Folge nach Rheims schrieb, „wüßt ich kaum Einen jungen deutschen „Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe „vom Opferaltar emporsteigen. Wir sind in die schändli„chen Zeiten verfallen, wo Weiber über Männer herrschen; „wo sie die Toilette zu einem Richterstuhl machen, vor dem „sich Riesengeister beugen müssen. Daher der stumpfe Sinn „unserer Dichter; daher die Zwerggeschöpfe ihrer Imagi„nation; daher ihr leichtfertiger Witz, daher die mattherzi„gen von Brühen, Ragouts und Zuckerwerk gelähmten Em„pfindungen unserer Modedichter."

Zeit und Stunden bringen auch den trübsten Tag zu Ende. Die Welt fing an Theil an Schubarts Schicksal zu nehmen, und Mitleid für ihn zu fühlen: seine Lieder und Gedichte wurden gesammelt und gedruckt; das Verdienst derselben und das Elend, in welchem sich ihr Verfasser befand, bildeten einen auffallenden Contrast. Endlich geruhte Se. Hoheit der Herzog von Würtemberg sich zu erinnern,

daß ein Sterblicher, der gleiche Bedürfnisse und gleiche Gefühle mit ihm selbst hatte, durch ihn gezwungen gewesen war, den dritten Theil eines gewöhnlichen Menschenlebens in Kummer und Unthätigkeit hinzubringen; zehn Jahre kostbarer Zeit zu verschleudern — ja mehr als verschleudern, eine Zeit, von welcher alle Herzöge und Fürsten der Erde ihm nicht einen Augenblick zurückzugeben vermochten. Er befahl, daß Schubart in Freiheit gesetzt wurde; und der frohlockende Autor (der weder frei gesprochen noch angeklagt war) sah noch einmal den blauen Zenith und den vollen Ring des Horizontes wieder. Zu Stuttgart fand er seine Frau, und fing aufs Neue seine Zeitung an. Die deutsche Chronik wurde wiederum populär und die Abnahme an Geistesfähigkeiten, welche Kritiker nicht ermangelten an ihrem Verfasser zu bemerken, ward seiner allgemein bekannten vorherigen Lage zugeschrieben. Schubarts Leiden hatten ihm in der That einen bleibenden Nachtheil zugefügt. Sein Geist hatte eine andere Richtung genommen, und war durch Theosophie und Einsamkeit geschwächt; ein kalter Hauch des Nordens erstarrte oft seine tropische Ueppigkeit. Demohngeachtet schrieb und dichtete er; sprach über die Verderbniß der Zeit und über die Mittel sie zu bessern. Er machte den ersten Theil seines Lebens bekannt, und redete oft erstaunungswürdig über den wandernden Juden, und eine Romanze, deren Gegenstand er seyn sollte. Der Gedanke, den alten Johannes für die jetzige Zeit zu bearbeiten, den „wandernden oder ewigen Juden“ zu einem neuen Helden zu machen, war einer seiner Lieblingspläne. In diesem alten Schuhmacher, gleichsam eine auf dem Strom der Zeit vor Anker liegende Flösse, sollte man die Umwandlungen und Wunder von zwei Jahrtausenden übersehen; der Römer und Araber; der Kreuzfahrer und Welt-

umsegler; der Einsiedler von Thebais und der Papst von Rom sollten darin eine Rolle spielen. Johannes selbst, der außer Zeit und Raum lebende unstäte nie sterbende Mann, mußte ein hochtragischer Charakter werden. Schubart glühte von dieser Idee; und sprach darüber beim Becher, zur Verwunderung einfältiger Seelen. Er schrieb auch eine davon handelnde Rhapsodie, die in seinen Gedichten gedruckt ist. Aber hierbei blieb er stehen; und der Plan von dem ewigen Juden, den Göthe gleichfalls in seiner Jugend hegte, ist noch bis jetzt unausgeführt. Göthe wendete sich zu andern Gegenständen: und der arme Schubart ward mitten in seinem Vorhaben vom Tode überrascht am 10. October 1791.

Schubarts Lebensgeschichte gibt uns von seinem Charakter keine hohe Meinung. Unstät in seinem Thun, ohne Grundsatz und Plan, flackerte er durch das Leben gleich einem Irrlicht; jetzt einen momentanen Glanz von Glück und Großmuth ausstrahlend, jetzt verlöschend in den mephitischen Sümpfen, über welche ihn sein Zickzack-Weg führen mochte. Er besaß viel liebenswürdige Eigenschaften, aber kaum einigen moralischen Werth. Von Anfang bis zu Ende waren ihm die Umstände entgegen; seine Erziehung war verfehlt, seine zweck- und ziellosen Wanderungen erhöhten noch die übeln Folgen derselben. Ein Sclave des gegenwärtigen vorübergehenden Augenblicks war er selbst willenlos; die schönen Eigenschaften seines Herzens schwelgten im chaotischen Wirbel, und seine Kräfte rieben sich unter einander auf.*).

*) Mit bessern Vorbildern und Rathgebern, mit strengern Sitten und einem glücklichen Schicksal, hätte er ein bewundernswürdiger Mann seyn können: so wie er jetzt vor uns steht, ist er weit entfernt, unsere Bewunderung zu verdienen.

Dieselben Mängel bezeichnen seinen Charakter als Schriftsteller. Schubart hatte ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne, Rührende und Wahre; sein Gemüth war empfänglich und feurig; er besaß viel Scharfsinn, eine glühende Einbildungskraft; und sein eisernes Gedächtniß sicherte für immer die mannichfaltigen Früchte so vieler Gaben.

Doch war er nicht fleißig, hatte keine Kraft sich selbst zu verleugnen. Seine Kenntnisse lagen um ihn wie die Beute einer geplünderten Stadt. Eben so wie diese wurden sie im Streben nach zufälligen Dingen vergeudet. Er schrieb in plötzlichen Anfällen; langsam und mit der Feile in der Hand zu arbeiten, dies konnte er nicht. Doch haben seine Schriften großes Verdienst. In seinen Zeitungsaufsätzen findet man einen Ueberfluß von glücklichen Erläuterungen, und glänzenden hingestreuten Gedanken. Seine Lieder, die ausgenommen, welche eine fromme nnd theosophische Richtung haben, sind oft voller Natur, Herzlichkeit und wahrer Einfalt.

„Von Jugend an," erzählt man, „studirte er das echte „alte deutsche Volkslied; er belauschte den Künstler auf „der Straße, den Handwerker in seiner Werkstatt, den Sol„dat auf der Wachstube, das Mädchen am Spinnrocken, und „trug den schlichten urdeutschen Geist, den er noch hier „fand, in seine eigenen Lieder über." Daher ihre Popularität, die viele derselben noch jetzt beliebt machen. „In „seinen größern lyrischen Sachen," sagt derselbe verständige Kunstrichter, „bemerkt man kecke Eigenthümlichkeit, wilde „Imagination, die lieber beim Großen und Gräßlichen „weilt als beim Sanften und Schönen; tiefes aber selten „lang anhaltendes Gefühl; oft große weitgreifende Gedan„ken, originelle Bilder, zürnenden Freimuth und durchge„hends eine glühende selbstgeschaffene Phantasiesprache. Nie

„schrieb er um seine Kunst zu zeigen; sondern strömte aus „innerem Bedürfniß der Natur den Gedanken oder die „Empfindung aus, die eben in seiner Seele herrschend „war.“ *)

So war Schubart, seine Dichtung und sein Schicksal; aufgelöste Glieder eines reichbegabten, aber unter einem bösen Gestirn gebornen bethörten Dichters! Das Vorbild seiner Verfolgungen beschleunigte Schillers Flucht aus Würtemberg; möge das Beispiel seiner verschleuderten Talente und seines zwecklosen Daseyns uns in dem Entschluß bestärken, ein anderes Leben zu führen!

---

*) Jördens Lexikon, woraus der größte Theil der angeführten einzelnen Umstände entlehnt ist.

Briefe von Schiller.

Note B. pag. 39.

Einige Auszüge aus Schillers Briefwechsel mögen manchem Leser erwünscht seyn. Die Briefe an Dalberg, welche bis jetzt den größten Theil desselben ausmachen, sind im Ganzen genommen nicht so interessant, als man erwarten dürfte; wir erinnern uns aber, daß ihr Verfasser ein unerfahrener Jüngling war, verschüchtert durch seine hohen Ideen von Dalberg, mit welchen er sich nur über einen Gegenstand frei aussprechen konnte, und überdieß von Kummer gebeugt, der an und für sich seinen Geist niedergedrückt, und jede offene herzliche Mittheilung seiner Gefühle gehindert haben würde.

Von dem Reichsfreiherrn von Dalberg selbst gibt uns dieser Briefwechsel nur wenig Kunde, auch anderwärts konnten wir keine Nachrichten von ihm einsammeln. Er wird fast in jeder Geschichte der Literatur seiner Zeit erwähnt; und gewöhnlich als ein wohlwollender Mann, ein scharfsinniger Kunstrichter, und ein warmer Freund der Künste und Künstler. Folgende Notiz seines Todes ist aus dem dritten Theil des Conversations-Lexicon, Seite 12, ausgezogen: „Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr „von Dalberg (vom Kaiser Leopold bei der Krönung zum „ersten Reichs-Ritter geschlagen, gestorben zu Mannheim „den 27. Dezember 1806 in seinem 86sten Jahre) ein „warmer Freund und Beschützer der Wissenschaften und

„Künste. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim „noch blühte, war er ihr erster Präsident, und das Theater „dieser Stadt, die Pflanzschule der ersten Schauspieler „Deutschlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler „anderen, dessen Intendant er bis zum Jahr 1803 war, „verdankt ihm seine Stiftung und Erhaltung. Er ist als „Schriftsteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. „Wir erinnern nur an seine Cora und an den Mönch von „Carmel." Bei seinem Tode fand man diese Briefe von Schiller unter den nachgelassenen Papieren. Zwei seiner Testamentsvollstrecker retteten sie von der Vernichtung und ließen sie zu Carlsruhe im Jahr 1819 in einer kleinen Duodezausgabe drucken. Es befindet sich eine weitläufige Vorrede dabei, aber weder Noten noch Commentar, obgleich eine solche Hülfe hie und da wohl vermißt wird.

Die unserer Aufmerksamkeit am würdigsten Briefe sind die, welche von der Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne und Schillers nachheriger Verlegenheit und Flucht handeln. Aus diesen soll meistens unsere Auswahl bestehen. Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Schüchternheit dieser Verkehr von Schillers Seite anfing; und wie diese wunderliche Scheu nach und nach einem Grad von Zutrauen Platz macht, in dem Maße wie er mit seinem Gönner näher bekannt, oder von demselben aufgefordert wird, über Gegenstände zu sprechen, wo er fühlt, daß er eine eigenthümliche Würde und Rechte besitzt, so verlassen und bescheiden er auch übrigens ist. Anfangs erwähnt er Dalberg nie anders, als mit all seinen Titeln, wovon einige unsern weniger an Förmlichkeit gewöhnten Ohren komisch genug klingen. So vermeidet er es ganz nach dem Style deutscher Ehrerbietigkeit seinen Correspondent geradezu zu nennen, sondern gebraucht die aus-

weichende Bezeichnung Ew. Excellenz, oder etwas eben so hohes: seine zwei ersten Briefe fängt er mit einer Anrede an, die wörtlich so lautet: „Reichsfrey Hochwohlgeborner insonders hochzuvenerirender Herr Geheime Rath.“

Solche hochtrabende Redensarten machen uns Engländer lächeln; aber ihre Bedeutung hängt gänzlich von dem Gebrauch ab, und das Lächeln, das sie uns ablocken, ist wenigstens keineswegs ein philosophisches. Es ist billig, daß wir sie hier weglassen, oder etwas Ernsteres an die Stelle setzen. Der erste Brief lautet wie folgt:

(Ohne Datum.)

„Ew. Excellenz haben die Bescheidenheit eines Schriftstel-„lers durch die stolzen Prädicate, die Hochdieselbe mir in „der schmeichelhaftesten Zuschrift beizulegen beliebten, auf „die schlüpfrigste Spitze gestellt, indem solche durch das „Ansehen des Kenners, von dem sie stammen, beinahe das „Gepräg der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich solche „für etwas anderes als bloße Aufmunterung meiner Muse „ansehen könnte. Mehr läßt mich die tiefste Ueberzeugung „meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine „Kräfte jemals an ein Meisterstück hinauf klettern können, „so dank' ich es Euer Excellenz wärmsten Beifall allein, so „dankte es Hochdenenselben auch die Welt. Ich habe schon „seit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus „öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der „Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerk-„samkeit an. Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen „dramatischen Genius näher in mir fühlte, ein Lieblings-„gedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser „Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Ver-„bindung mit Würtemberg erschwert werden dürfte.“

„Der gütigste Vorschlag Euer Excellenz in Rücksicht „auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verferti= „genden Stücke ist mir unendlich wichtig, und dürfte zu sei= „ner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Partiku= „larökonomie von Euer Excellenz Theater, wie der Herren „Schauspieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, „mit einem Wort einen lebendigen Augenschein erfordern, „den ich aus dem Stuttgardter Stadttheater niemalen werde „abstrahiren können, das noch im Stand der Minderjährig= „keit ist. Leider setzen mich ökonomische Verfassungen außer „Stand, viele Reisen zu machen, die ich jetzt um so freu= „diger und gewisser unternehmen würde, da ich noch einige „fruchtbare Ideen für das Mannheimische Theater Euer „Excellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Uebri= „gens verharre ich zeitlebens, u. s. w."

Aus dem zweiten Brief erfahren wir, daß Schiller sich anheischig machte, die erste Ausgabe der Räuber für das Theater zu bearbeiten, und noch immer wünschte mit Mannheim auf irgend eine Weise in Verbindung zu tre= ten. Der dritte setzt dies auseinander.

Stuttgardt, den 6. October 1781.

„Hier erscheint endlich," schrieb Schiller, „der verlorene „Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe „ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort „gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf „die Menge und Wichtigkeit der Veränderungen, mich gänz= „lich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhr= „Epidemie in meinem Regiments=Lazareth mich von meinen „otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit „darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung

„des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein
„neues Stück schaffen wollte, als mich der nun gethanen
„Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern
„abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwen=
„dig wurzeln; mußte an sich gute Züge den Grenzen der
„Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der
„Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern; und
„es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß es, wie in der
„Natur, so auf der Bühne für Eine Idee, Eine Empfin=
„dung auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine
„Veränderung, die ich in Einem Charakterzug vornehme,
„gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen
„Handlungen und der darauf ruhenden Mechanik des Stücks
„eine andere Wendung." —

„Die Räuber stehen im Original unter sich in lebhaf=
„tem Contrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier
„oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne in einem
„von ihnen gegen die Delicatesse des Schauplatzes zu ver=
„stoßen. Als ich es anfangs dachte und den Plan davon
„bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatralische Darstel=
„lung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein räsonni=
„render Bösewicht angelegt worden; eine Anlage, die, so
„gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, den Zu=
„schauer, der für sich nicht philosophirt, sondern gehandelt
„haben will, ermüden und verdrießen muß." —

„In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grund=
„riß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen
„Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben. Ich sehe
„also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß Franz,
„wenn er nun auf der Bühne erscheinen wird, die Rolle
„nicht spielen werde, die er beim Lesen gespielt hat. Dazu
„kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung

„den Zuschauer an den feinen Nuancen vorüberreißt, und „ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen Cha- „rakters bringt.“ —

„Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatz Epoche „machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als „unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde spielen, „weggerechnet, ist er ganz Handlung, ganz anschauliches „Leben.“ —

„Spiegelberg, Schweizer, Hermann ꝛc. sind im eigent- „lichen Verstande Menschen für den Schauplatz, weniger „Amalia und der Vater.“ —

„Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Rezen- „sionen zu benutzen gesucht. Die Verbesserungen sind wich- „tig, verschiedene Scenen ganz neu. Darunter gehören „Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, „seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung „gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Seine „Scene mit Amalien im Garten, ist um einen Act zurück- „gesetzt worden, und meine Freunde sagen, daß ich im gan- „zen Stück keinen bessern Act dazu hätte wählen können, „als diesen; keine bessere Zeit, als einige Augenblicke vor „Moors Scene mit Amalien.“ —

„Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber „der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine „Verurtheilung im 5ten Act, ist, meines Wissens, auf kei- „nem Schauplatz erlebt, eben so wenig als Amaliens Auf- „opferung durch ihren Geliebten.“ —

„Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in „der Willkühr des Theaters, Räsonnements abzukürzen, oder „hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hin- „weg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß „beim Drucken etwas weggelassen wird; denn ich hatte

„meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so „weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, „daß ich Lücken lasse, und Charaktere der Menschheit für „die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele.“ —

„In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie „mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: sie ist in der „Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines „Räubers Moor Geschmack wird darin nicht schwer zu „treffen seyn. Einen Busch trägt er, denn dies kommt „namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er sein „Amt niederlegt. Ich gebe ihm auch einen Stock dazu. „Seine Kleidung müßte immer edel, ohne Zierung, nachläs„sig, doch nicht leichtsinnig seyn.“ —

„Ein vortrefflicher junger Componist arbeitet an einer „Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß „sie meisterlich wird.“ —

„Sobald sie fertig ist, bin ich so frei, sie Ihnen zu „offeriren.“

„Nun entschuldigen Sie auch die ungleiche Handschrift, „das Unkorrekte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das „Stück zu schicken und darum zweierlei Hand, und darum „nahm ich mir auch nicht Zeit, dasselbe zu korrigiren. Mein „Copist hat, nach Gewohnheit aller besser wissen wollender „Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt. „Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nach„sicht eines verehrungswürdigen Kenners, u. s. w.“

Stuttgardt, den 12. Dezember 1781.

„Mit der von E. Excellenz in Rücksicht auf den Verlag „meines Schauspiels getroffenen Veränderung bin ich voll„kommen zufrieden, besonders da ich sehe, daß durch dieselbe

„zwei von sich sehr verschieden gewesene Interessen verei=
„nigt worden sind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen
„und den Succeß meines Schauspiels zu unterdrücken.
„E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die
„meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich
„finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug, et=
„was weitläufig dabei zu seyn."

„Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurück=
„setzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des ge=
„stifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die
„ganze dadurch wohlerrungene Anlage des Schauspiels für
„unendlich besser, als die meinige halte und halten muß,
„wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlie=
„ren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in
„unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Po=
„lizei und Bestimmtheit der Gesetze, eine solche meisterlose
„Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze entstehen, noch viel
„weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte
„— allerdings ist dieser Einwurf gegründet, und ich wüßte
„nichts dagegen zu sagen, als die Freiheit der Dichtkunst,
„die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang
„der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang
„der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen." —

„Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe
„des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dies zugebe
„— und ich gebe es mit Wahrheit und vollkommener Ueber=
„zeugung zu — was wird folgen? Gewiß nichts anderes,
„als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Ge=
„burt bekommen, einen Fehler, den es, wenn ich so sagen
„darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grund=
„wesen verflochten ist, und nicht ohne Destruction des Gan=
„zen aufgehoben werden kann." —

„Erstens sprechen alle meine Personen zu modern, zu „aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar „nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verfasser „des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt „ganz. Viele Tiraden, große und kleine Züge, Charaktere „sogar, sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt „herausgehoben, und taugten nicht in dem Maximilianischen „Zeitalter. Es ginge, mit einem Wort, dem Stück, wie „einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgil ge„funden. Die Trojaner hatten Husarenstiefeln, und der „König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem „Halfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten „Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs „des Zweiten auszuweichen." —

„Zweitens: meine ganze Episode mit Amaliens Liebe „spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit „einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings „in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie se„hen von selbst, dieser Charakter, diese Gattung Liebe, die „in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des „Räubers Moor, ja in das ganze Stück so tief und allge„mein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen „muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit „dem Charakter Franzens, diesem speculativen, diesem me„taphysisch-spitzfindigen Schurken." —

„Ich glaube mit einem Wort sagen zu können: diese „Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbei„tung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit „würde gegeben haben, machte es nun, da es schon ange„legt und vollendet ist, zu einem fehlerhaften Quodlibet, „zu einer Krähe mit Pfauenfedern."

„Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache „für sein Kind.“ —

„Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes „Theater mit den Schauspielen anfangen, was es will. „Der Autor muß sich's gefallen lassen, und ein Glück ist „es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten „Hände gefallen ist. Dieses einzige werde ich mir von „Hrn. Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach „der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire „ich keine Stimme.“

„Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung „Amaliens, war der Theil meines Schauspiels, der mir „am meisten Anstrengung und Ueberlegung gekostet hat, „wovon das Resultat kein anderes war, als daß Moor seine „Amalia ermorden muß, und daß dies eine positive Schön= „heit seines Charakters ist, die einerseits den feurigen Lieb= „haber, anderseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten „Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung „dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind „die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Mel= „dung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. „Ich würde stolz darauf seyn, sie gemacht zu haben. Da „mir Herr Schwan auch schreibt, das Stück würde mit „der Musik und den unentbehrlichsten Pausen gegen fünf „Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so „wird eine zweite Beschneidung an demselben vorgenommen „werden müssen. Ich wünschte nicht, daß jemand anders, „als ich, sich dieser Arbeit unterzöge und ich selbst kann es „nicht ohne die Anschauung einer Probe oder der ersten „Vorstellung selbst.“

„Wenn es möglich wäre, daß Ew. Excellenz die Ge= „neralprobe des Stücks wenigstens zwischen dem 20sten

„und 30sten dieses Monats zu Stande brächten und mir „die wichtigsten Unkosten einer Reise zu Ihnen vergüteten, „so hofft' ich in etlichen Tagen das Interesse des Theaters „und das meinige zu vereinigen, und dem Stück die thea„tralische Rundung geben zu können, die sich ohne wirkliche „Gegenwart bei der Aufführung nicht geben läßt." —

„Ueber dieses bät ich mir dieser Tage einen gütigsten „Aufschluß aus, so würde ich mich auf den Fall vorzusehen „wissen."

„Wie mir Hr. Schwan schreibt, so hat ein Baron „von Gemmingen sich die Mühe genommen und mei„nem Stücke die Ehre angethan es vorzulesen. Ich höre, „daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deut„schen Hausvaters ist. Ich wünschte die Ehre zu haben, „ihm zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater unge„mein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr „schönen Geist darin bewundert habe. Doch was liegt dem „Verfasser des deutschen Hausvaters an dem Geschwätz ei„nes jungen Candidaten? — Uebrigens, wenn ich je das „Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine „Wärme und Verehrung zu bezeugen, so will ich mich auch „in die Arme jenes drängen, und ihm sagen, wie lieb mir „solche Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen."

„Den Gedanken mit dem kleinen Avertissement vor „Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und sende da„her E. E. in Beilage einen Versuch. Uebrigens habe ich „die Ehre mit vollkommener Achtung zu ersterben, u. s. w.

* * *

Dies ist der beigefügte Plan einer Ankündigung, die später aufgenommen wurde.

Die Räuber,

ein Schauspiel.

„Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausge-„rüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen und mit allen „Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kamerad-„schaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu „Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrenner-„bande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu „Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — „Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück ge-„bessert, zurückgeführt zum Vortrefflichen. Einen solchen „Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, „verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen, heim-„tückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und ge-„sprengt sehen in seinen eignen Minen. — Einen allzu-„schwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die „Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschen-„der Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen „in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und „aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldun-„gen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und „Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen „Fersen sind. Der Zuschauer weine heut vor unserer Bühne „— und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter „die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen; der „Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen „Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne

„den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare
„Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ih=
„rer Absichten und Gerichte brauchen, und den verworren=
„sten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

Wie groß auch Schillers Ehrerbietung für Dalberg als einem Gönner und Kunstrichter seyn mußte, und wie bereitwillig derselbe auch seine Verbesserungen annahm, sobald sie ihm richtig schienen, so geht es doch aus mehreren Auszügen dieser Briefe hervor, daß er in Bezug auf seine Schreibart auch seine eigenen Ansichten hatte, und selbstständig genug war, ihnen so lange treu zu bleiben, bis er aus eigener Ueberzeugung davon zurückkam. Was sein Verhalten im Leben betrifft, so war sein Blick bei weitem nicht so hell. Folgende Bruchstücke schildern ihn von der ersten Aufführung dieses Stücks in Mannheim, bis zu seiner Flucht von Stuttgardt.

Stuttgardt, den 17. Januar 1782.

„Ich wiederhole hier die wärmsten Danksagungen für die
„von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade für die Auf=
„merksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre
„und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und
„für alles, wodurch E. E. die kleinen Vollkommenheiten
„desselben erhoben, und seine Schwächen mit dem größten
„Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt ha=
„ben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete
„mir nicht, ins Detail meines Stückes und seiner Vorstel=
„lung zu gehen; und weil ich nicht alles sagen konnte,
„weil mir die Zeit dazu zu sparsam abgewogen und mein
„Incognito zu streng war, so hielt ich es für besser, noch
„gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich vieles, sehr

„vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst ei-
„nen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die
„Epoche von der vorigen Woche zählen.“ * * *

Stuttgardt, den 24. Mai 1782.

„* * * Das ungeduldige Verlangen, mein Schauspiel zum
„zweitenmal aufführen zu sehen, und die dazu kommende
„Abwesenheit meines Herrn veranlaßt mich und einige
„Freunde und Damens, die eben so voll Begierde sind als
„ich, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine
„Reise nach Mannheim zu unternehmen, die morgen schon
„vor sich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unserer
„Reise ist, und mir überhaupt an einem vollkommenen Ge-
„nusse meines Schauspiels unendlich viel liegt, ich auch mit
„desto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter Hän-
„den habenden Stück zu Werke gehen würde, so wäre meine
„sehnlichste Bitte an Ew. Excellenz, mir bis Dienstag den
„28sten dieses Monats zu dieser Freude zu verhelfen.“

Stuttgardt, den 4. Juni 1782.

„Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in
„vollen Zügen genoß, seit meiner Hierherkunft durch
„die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem
„unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig ge-
„macht hat, E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit
„meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue
„ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mir
„durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes
„mit Mannheim schon so verleidet worden ist, daß mir
„Stuttgardt und alle schwäbischen Scenen unerträglich und

„ekelhaft werden. Unglücklicher kann Niemand seyn, als „ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, „vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines „bessern Schicksals und für beides nur eine Aussicht.“

„Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortreffli= „cher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmüthiges „Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auf= „fordern; ich weiß, wie stark Ihr Muth ist, eine schöne „That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu „vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von de= „nen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusias= „mus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht „nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer „Stunden für mich zu nützen, in Ihrem offenen Anblick weit „mehr gelesen.“

„Dies macht mich so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, „mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern und von „Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin „ich wenig oder gar nichts. In diesem Norden des Ge= „schmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst „glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum „wahren Dichter erwärmen würden. — Brauch' ich mehr „zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?“

„E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und „ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch besiegelte, „ewig fühlen; wenn Euer Excellenz diese drei Ideen gou= „tiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch „davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. Und „nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die „Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das In= „nere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es „durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie

„sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage „sich sträubt — Sie würden, ja ich weiß es gewiß — Sie „würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder „zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.“

„Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche „nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem an„haltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung „die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich „und alles was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche.“

Die Ideen, worauf er sich oben bezieht, sind in einer besondern Beilage gegeben, deren Hauptinhalt dieser ist:

„Ich wünschte besonders meinetwegen sehr, daß Sie „meinen Aufenthalt am Nationaltheater zu Mannheim auf „einen beliebigen Termin festsetzten, (der dann nach Ihrem „Befehl verlängert werden kann,) nach dessen Verfluß ich „wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer „Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das „Wort brauchen darf) ähnlich und fällt auch nicht so hart „auf. Dann würde es aber auch höchst nothwendig seyn, „zu berühren, daß mir Mittel gegeben werden sollten, zu „Mannheim zu praktiziren, und meine medizinischen Uebun„gen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, „damit man mich nicht unter dem Vorwande, für mein „Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse.“

Stuttgardt, den 15. Juli 1782.

„Mein langes Stillschweigen wird mir bei E. E. beinahe „den Vorwurf der Indiscretion zugezogen haben, weil ich „es nicht nur anstehen ließ, Hochdero letzten gnädigen Brief „zu beantworten, sondern auch die zwei bewußten Bücher so „lange zurückbehielt. Beides wurde durch eine verdrießliche Ge-

„schichte, die ich hier hatte, verzögert. E. E. werden ohne
„Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich
„Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Hinreise zu Ih-
„nen 14 Tage in Arrest gesperrt wurde. Alles wurde
„meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe des-
„wegen eine persönliche Unterredung mit ihm gehabt."

„Wenn Ew. Excellenz glauben, daß sich meine Aussich-
„ten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre
„meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum
„ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursache, die ich
„keinem Briefe anvertrauen darf. Dieß einzige kann ich
„Ihnen für gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn
„ich in dieser Zeit das Glück nicht habe, zu Ihnen zu kom-
„men, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen
„leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen
„Schritt zu thun, der mir's unmöglich machen wird, zu
„Mannheim zu bleiben." * * *

Die beiden nächsten Auszüge sind aus Briefen an einen andern Correspondenten. Döring führt sie ohne Namen und Datum an: Ihr Inhalt zeigt uns hinlänglich den Ort wo sie entstanden sind.

„Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme, man
„möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehr-
„lichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von
„besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn,
„daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein
„man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich
„gern in geringerem, aber mir wohlgefälligeren Grade be-
„sitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien
„Willen und der Zwang verachtenden Freiheit."

„Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man „mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Curatel setzen „möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß man „solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; mich wenigstens „sollen sie nie drücken.“ —

(Ohne Datum.)

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mann= „heim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider „nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben.“

„Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, „so hab' ich auch schon mein ganzes Schicksal geschildert. „Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die „nöthigen Hülfsmittel nicht, um meinem Mißgeschick Trotz „zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt meiner Sicher= „heit wegen schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen „müssen. Dadurch hab' ich meine ökonomischen Verhältnisse „plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen „können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu „Mannheim gesetzt, dort hoffte ich von Ew. Excellenz unter= „stützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, „sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. „Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch „hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und „Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ih= „nen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es ernie= „drigt mich nicht. Traurig genug, daß auch ich an mir „die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem „freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.“ —

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zu=

„trauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben
„Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So
„höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich
„von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor
„3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange
„beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich
„gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich
„ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern,
„wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich
„mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigsten Vor=
„schuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu
„bitten, weil ich jetzt mehr als sonst durch mein ganzes
„Leben, dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch
„200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen
„gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich
„mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so
„lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt
„habe. Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft
„seyn. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste
„zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem
„Kopf keine Ressourcen."

* * *

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem bisherigen
„hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit
„einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen."

„Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und
„wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir
„den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen,
„und Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben, zu über=
„heben."

„Mit entschiedener Achtung nenne ich mich u. s. w.

Mit Vergnügen erzählen wir, daß die kleine Hülfe, um die Schiller so dringend und so bescheiden bat, ihm gewährt ward, und daß er den Mann, von dem er sie empfing, der ihm in einer Zeit beistand, wo ihm die Hülfe von so großem Werth war, nie zu lieben aufhörte. In der ersten Aufwallung seiner Dankbarkeit für diese und andere Gunstbezeugungen erklärte der Dichter mit vieler Wärme, daß er alles Dalberg verdanke, und in einem geselligen Zustande, wo die Gönnerschaft gerade dem Gegentheil der Barmherzigkeit, wie Miß Edgeworth bemerkt hat, gewöhnlich ein doppelter Fluch ruht, einmal auf dem Geber und einmal auf dem Empfänger, spricht es in gegenwärtigem Beispiel nicht wenig für die Charaktere des Gönners und des durch ihn Verpflichteten, daß Beide sich dieses Verhältnisses mit Vergnügen beständig erinnerten. Schillers erstes Stück ward von Dalberg auf der Bühne eingeführt, und sein letztes demselben gewidmet. Mit welcher ruhigen Freude muß der ehrwürdige Kunstrichter in seinem 83sten Jahre die Tragödie Wilhelm Tell empfangen haben, die eine eben so freundliche als ehrfurchtsvolle Anrede begleitete; wie angenehm mußte es ihm seyn, sich sagen zu können, daß der Jüngling, den er einst sein nennen konnte, der nun der ganzen Welt angehörte, noch jetzt nach langer Erfahrung von ihm sagen konnte:

„Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
„Du kennst's; denn alles Große ist Dein eigen!"

Diesen frühen Briefwechsel ausgenommen, sind der Welt nur wenige von Schillers Briefen bekannt geworden. Im Anhang von Döring befindet sich einer, der 6 Jahr nach des Dichters freiwilliger Verbannung geschrieben ist,

und dessen Inhalt mit der Angst und Niedergeschlagenheit jener unglücklichen Periode einen angenehmen Contrast bildet. Wir geben denselben derjenigen wegen, die mit uns zugleich bedauern, daß, während die Welt von albernen Briefwechseln und Charaktergemälden, die oft des Schilderns nicht werth sind, überschwemmt wird, der Briefwechsel eines Mannes, der nie unkluge Dinge schrieb, in verborgenen Behältern modern und vielleicht in kurzem gänzlich vernichtet seyn soll; daß das Charaktergemälde eines Mannes, der immer von den auserwählten Vätern des menschlichen Geschlechts war, noch immer so unvollkommen und dunkel bleiben muß. Dieser Brief ist an Schwan, während Schillers erstem Aufenthalt in Weimar geschrieben: es ist bereits in unserm Text die Rede davon gewesen.

Weimar, den 2. Mai 1782.

„Sie entschuldigen sich wegen Ihres langen Stillschwei„gens, um mir diese Entschuldigung zu ersparen. Ich fühle „diese Güte und danke Ihnen dafür. Sie rechnen dies „Stillschweigen der Freundschaft nicht an; das beweist, daß „Sie besser als mein schlimmes Gewissen mich hoffen ließ, „in meinem Herzen gelesen haben. Glauben Sie aber, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüth unauslöschlich „lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Um„gangs, durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden. „Also nichts mehr davon.“ —

„Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Existenz, die aus „Ihrem Briefe athmet, hat mir sehr viele Freude gemacht, „und ich, der ich noch im ungewissen Meere zwischen Wind „und Wellen umgetrieben werde, beneide Ihnen diese Gleich„förmigkeit, diese Gesundheit des Leibes und der Seele.

„Mir wird sie erst später, als eine Belohnung für noch zu
„überstehende Arbeit zu Theil werden." —

„Ich bin nun fast drei Vierteljahre hier. Nach Vol-
„lendung meines Carlos hab' ich endlich diese längst pro-
„jektirte Reise ausführen können. Wenn ich aufrichtig seyn
„soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir hier
„ungemein wohlgefällt, und der Grund davon ist leicht
„einzusehen. —

„Die möglichste bürgerliche Unangefochtenheit und Frei-
„heit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang,
„ein ausgesuchter Cirkel interessanter Menschen und den-
„kender Köpfe, die Achtung, die auf literärische Thätigkeit
„gelegt wird; rechnen Sie noch dazu den wenigen Aufwand,
„den ich an einem Ort wie Weimar zu machen habe —
„warum sollt ich nicht zufrieden seyn?" —

„Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden,
„und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen
„Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe, zu
„glauben, daß er mich wiederliebt. Weniger Umgang hab'
„ich mit Herdern, ob ich ihn gleich als Menschen, wie als
„Schriftsteller hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls
„trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unsere Be-
„kanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir
„an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit
„Boden kann man nicht genau Freund seyn. Ich weiß
„nicht, ob Sie hierin denken, wie ich. Göthe wird erst
„aus Italien erwartet. Die verwittwete Herzogin ist eine
„Dame von Sinn und Geist, in deren Gesellschaft man nicht
„gedrückt ist." —

„Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir
„von dem Schicksal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben
„haben. Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen habe

„ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Carlos ge=
„macht, und ich weiß auch warum. — Es ist nicht mehr als
„billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Ga=
„lanterie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir
„gerächt hat. Indessen, wenn mein Carlos auch ein so ver=
„fehltes Theaterstück ist, so halt ich doch dafür, daß unser
„Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehen können,
„eh' es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine
„Fehler aufwiegen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn
„man das Gute eines Dinges eingesehen hat, ist man
„berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen.
„— Indessen hör' ich, daß die zweite Vorstellung besser aus=
„gefallen sey, als die erste. Entweder rührt das von den
„Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht
„hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum beim zwei=
„tenmale Dinge verstehen lernte, die es bei der ersten Vor=
„stellung nicht verstand. — Uebrigens kann Niemand mehr
„überzeugt seyn, als ich, daß der Carlos aus Ursachen so=
„wohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine
„Speculation für die Schaubühne ist. Schon allein seine
„Länge könnt' ihn davon verbannen. Ich hab' ihn wahrlich auch
„nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne
„genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. — Wenn bei der
„ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle spielte, so war's
„darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute,
„um sein schlechtes Glück auf den Bühnen niederzuwägen."

„Mit dem Geschenk Ihres Bildes haben Sie mir eine
„große Freude gemacht. Ich finde es treffend ähnlich,
„Schubarten etwas weniger, wiewohl dies sowohl an
„meinem schlechten Gedächtniß, als an der Lohbauer'schen
„Zeichnung liegen kann. Der Kupferstecher verdient Auf=
„merksamkeit und alle Ermunterung, und was ich zur Aus=

„breitung seines Verdienstes beitragen kann, soll redlich „geschehen." —

„Ihre lieben Kinder grüßen Sie von mir recht sehr. „Im Wieland'schen Hause wird mir noch oft und viel „von Ihrer ältesten Tochter erzählt; sie hat sich da in we= „nigen Tagen sehr lieb und werth gemacht. Also steh' ich „doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, „ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschwei= „gen so wenig verdiene." —

„Daß Sie in mein liebes Vaterland reisen, und dort „meinen Vater nicht vorbeiziehen wollen, war mir eine sehr „willkommene Nachricht. Die Schwaben sind ein liebes „Volk, das erfahr' ich je mehr und mehr, seitdem ich an= „dere Provinzen Deutschlands kennen lernte. Meiner Fa= „milie werden Sie sehr werth und willkommen seyn. Wollen „Sie sich mit einem Pack Complimente von mir dahin „beladen? Küssen Sie meinen Vater von mir, und Ihre „Tochter soll meiner Mutter und meinen Schwestern meinen „Gruß bringen." —

Und mit diesen herzlichen Worten wollen wir, wie Döring sagt, dieses Blatt beschließen.

Freundschaft mit Göthe.

Note C pag. 143.

Die Geschichte von Schillers erstem Umgang mit Göthe ist von demselben in einem vor wenig Jahren erscheinenden Blatte die Morphologie, eine Zeitschrift, die er noch bei Gelegenheit fortsetzt, oder fortzusetzen gedenkt, erzählt worden. Das Blatt führt den Titel „Glückliches Ereigniß" und befindet sich in ersten Theils erstem Heft (pag. 90—96.) des erwähnten Werkes. Die einleitenden Worte haben wir bereits im Text angeführt, wir hielten es für besser, das Uebrige, das sich auf gewisse wissenschaftliche Gegenstände bezieht und unserer Erzählung vorgegriffen hätte, für den Anhang aufzubewahren. Nachdem er das Erscheinen des Don Carlos erwähnt und hinzugefügt hat: „so lebten wir eine Zeitlang neben einander fort" bemerkt er weiter:

„Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war eben so „wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Kantische Phi„losophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es „einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenom„men, sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur „in sein Wesen gelegt und er im höchsten Gefühl der Frei„heit und Selbstbestimmung, war nur dankbar gegen die „große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behan„delte. Anstatt sie selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis „zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm

„er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Na=
„türlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich di=
„rekt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekennt=
„niß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sey noch
„schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt wor=
„den; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkwei=
„sen klaffte nur desto entschiedener."

„An keine Vereinigung war zu denken, selbst das
„milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach
„Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine
„Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren
„schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwi=
„schen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die
„Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten
„mögen, aber eben deswegen nicht in Eins zusammen fal=
„len können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen Statt
„finde, erhellt aus folgendem."

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht
„sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche
„Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit
„gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutendem Appa=
„rat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich
„gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst,
„wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch
„knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil
„zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig
„und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die
„Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf ein=
„ließe, keineswegs anmuthen könne."

„Ich erwiederte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst
„vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch
„eine andere Weise geben könne, die Natur nicht geson=

„dert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und „lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzu„stellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg „aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen, daß „ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung „hervorgehe."

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte „mich hinein, da trug ich die Metamorphose der Pflanzen*) „lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Fe„derstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen ent„stehen. Er nahm und schaute das alles mit großer Theil„nahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber ge„endet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Er„fahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte verdrießlich eini„germaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch „aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth „und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich „regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte, das „kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu „wissen und sie sogar mit Augen sehe."

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebens„art hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er „herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen, als ab„zustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter „Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus „mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward

*) Eine merkwürdige physiologisch-botanische Theorie von Göthe, welche, obgleich sie von einigen großen Botanikern des Continents sehr empfohlen worden ist, doch in England gänzlich unbekannt zu seyn scheint. In dieser Morphologie wird dieselbe weitläufig erklärt.

„viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von
„beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten
„sich für unüberwindlich. Sätze wie folgende machten mich
„ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben
„werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin
„besteht eben das Eigenthümliche der letzteren, daß ich nie=
„mals eine Erfahrung congruiren könne. Wenn er das
„für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so
„mußte doch zwischen Beiden irgend etwas Vermittelndes
„Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan,
„Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest,
„die sich ihm näherten, ich nahm Theil an seinen Absichten
„und versprach zu den Horen manches, was bei mir verbor=
„gen lag, herauszugeben; seine Gattin, die ich von ihrer
„Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug
„das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseiti=
„gen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den
„größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen
„Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen ge=
„dauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat."

Die Freundschaft zwischen Göthe und Schiller bil=
det in ihrer Geschichte ein so anziehendes Capitel, daß wir
uns nach mehr einzelnen Umständen sehnen. Aufrichtigkeit,
wahre Schätzung ihres gegenseitigen Verdienstes, eine wirk=
liche Sympathie ihrer Charaktere und Vorsätze scheint die
Grundlage derselben gewesen zu seyn, und sie bis ans Ende
ungeschwächt erhalten zu haben.

Göthe hatte, wie man erzählt, eine emsige, sich auf
die kleinsten Umstände erstreckende Aufmerksamkeit für Schil=
ler, den er als einen guten Menschen verehrte, und für
den er, weil er leidend war, Theilnahme empfand; waren sie
zusammen in einer gemischten Gesellschaft, so bemühte er

sich beständig, die Reichthümer seines bescheiden zurückhaltenden Freundes ans Tageslicht zu ziehen; oder sein krankes und reizbares Gemüth vor unsanften Berührungen zu bewahren, die es verletzen konnten; indem er die Unterhaltung bald milderte, bald anregte, bald sich derselben mit dem Geschick eines feinen talentvollen Weltmannes bemächtigte, oder mit der Scorpionengeißel seiner Satyre vieles daraus vertrieb, das dem sanfteren, einfachern Geist des Kranken mißfällig gewesen wäre. Es ist heilsam an dergleichen Dinge zu denken; es ist heilsam zu wissen, daß es Schriftsteller giebt, die nicht blos von der Eitelkeit beherrscht werden; die den Beifall ihrer Mitgeschöpfe theilen können, ohne sich über das günstigere Loos des Andern zu entzweien, die in ihrem Streben nach Ruhm die allgemeine Menschenliebe nicht vergessen, wofür der Ruhm der meisten Schriftsteller nur ein armseliger Gewinn wäre.

Der Tod Gustav Adolphs.

Note D pag. 153.

Als eine Probe von Schillers historischem Styl geben wir hier eine Scene seiner meisterhaften Beschreibung der Schlacht bei Lützen. Das Ganze bildet ein in Salvators Geist ausgeführtes Gemälde; und ob wohl dies nur ein Bruchstück ist, so wird doch vielleicht die Wichtigkeit der darin dargestellten Person jenen Mangel einigermaßen ergänzen. „Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber „ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlacht„feld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur „Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König „seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, „stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die „Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König „zu Pferd und blos mit einem ledernen Koller und einem „Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde er„laubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet „er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen „Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahndungsvoller „Busen verleugnet. Gott mit uns, war das Wort der „Schweden, das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen „eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der „Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flam„men stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, „damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt

„tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind und „das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben."

* * *

„Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm „selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon „der erste machtvolle Andrang der schweren Finnländischen „Kürassiere zerstreute die leichtberittenen Polen und Kroa- „ten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unor- „dentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht „und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt „man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben „zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindli- „che Geschütz von den Windmühlen aus, furchtbar geängstigt „und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller „Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den „schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, „und er selbst eilt an der Spitze des Steinbockischen Re- „giments davon, der Unordnung seines eignen linken Flü- „gels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell „über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden „Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, un- „ter denen Franz Albert Herzog von Sachsen-Lauenburg „genannt wird, waren schnell genug, ihm zur Seite zu blei- „ben. Er sprengte geradenweges demjenigen Orte zu, wo „sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er „seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen „Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, „führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein „kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengen- „den alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er „einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „„Auf den dort

„„schieße,““ ruft er, „„das muß ein vornehmer Mann seyn.““
„Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm
„zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwa-
„dronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrey: der
„König blutet — der König ist erschossen! verbreitet unter
„den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „„Es ist
„„nichts — folgt mir““ ruft der König, seine ganze Stärke
„zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der
„Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den
„Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Ge-
„dränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten
„Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschla-
„genden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit
„dem König umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß
„durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte
„raubt. „„Ich habe genug, Bruder,““ ruft er mit sterbender
„Stimme, „„suche du nur dein Leben zu retten.““ Zugleich
„sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durch-
„bohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er
„unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben.
„Bald entdeckte sein ledig fliehendes in Blut gebadetes
„Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wü-
„thend dringt sie herbei, dem gierigen Feinde diese heilige
„Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein
„mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter
„einem Hügel von Todten begraben.“

„Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze
„schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern
„Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem
„neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in
„seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und
„der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seit

„dem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwen-
„grimm werfen sich die Upländischen, Smaländischen, Finni-
„schen, Ost- und Westgothischen Regimenter zum zweiten-
„mal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General
„von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und
„jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird."

* * *

„Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt
„erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet
„man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das
„Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen,
„finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit heraus-
„geführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt
„er in seiner gewonnenen Schlacht mit dem gemeinen Hau-
„fen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergebli-
„chen Versuchen entdeckt man endlich den königlichen Leich-
„nam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre
„vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden,
„aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den
„Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wun-
„den bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der
„Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines
„Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem
„Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht
„und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Um-
„armungen seiner Königin überliefert. Den ersten Tribut
„hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen
„zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre
„Rechte ein, und milde Thränen fließen — um den Men-
„schen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne
„Leiden. Von dem betäubenden Schlag nach besinnungs-

„los stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine
„Bahre und keiner getraut sich noch die Größe der Ver-
„wüstung zu untersuchen, die der fliegende Blitz auf seinem
„Wege verbreitete."

* * *

Seine Talente zu geschichtlichen Schilderungen, obgleich diese die größte Faßlichkeit in seinen Schriften erzeugten sind doch die geringsten unter Schillers Geistesgaben; daß er auch den höhern Forderungen der Kunst genügen könnte, beweisen seine Betrachtungen über dies nämliche Ereigniß: „Die Geschichte sieht sich zuweilen durch Erschei-
„nungen belohnt, die gleich einem kühnen Geist aus den
„Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Un-
„ternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf
„eine höhere Ordnung der Dinge verweisen."

Aber die Grenzen unseres Werkes sind erreicht. Von Schillers geschichtlichen und dramatischen Arbeiten können wir weiter keine Proben geben, von seinen lyrischen, didactischen, moralischen Gedichten müssen wir scheiden, ohne ein einziges angeführt zu haben. Vielleicht kommt die Zeit, wo seine sämmtlichen Schriften auf Englands Boden verpflanzt, den denkenden Köpfen unseres Eilands übergeben werden, eine Eroberung, die unsere Literatur, so reich sie auch schon an sich ist, noch ungleich mehr bereichern würde.

Gedruckt bei Kittsteiner in Hanau.

ung um sein
öße der Be-
ß auf seinen

gen, obgleich
n erzeugten
eistesgaben:
ist genügen
s nämliche
ch Erschei-
t aus den
ichen Un-
Geist auf

. Von
n kön-
ischen,
ohne
Zeit,
ver-
ben
sie
de,



